Pol. g.
135 pb

Briefe

Briefe

über

die Demagogie.

„Erkennet die Wahrheit; und die Wahrheit
wird Euch frey machen!“

Leipzig, 1825.

Reinsche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Verfasser der nachstehenden Briefe bittet die geneigten Leser, hier keine neuen actenmäßigen Aufschlüsse über die demagogischen Umtriebe, und eben so wenig neue tiefsinnige Staatstheorieen zu suchen, wohl aber mit Unbefangenheit und Wohlwollen die Stimme einer freyen, festbegründeten und redlichen Ueberzeugung anzuerkennen, die treugemeinte Absicht zu würdigen, den möglichen Irrthum zu entschuldigen, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Die Briefe selbst bedürfen keiner weitern Vorerinnerung; da sie aber jetzt gedruckt erscheinen, so ist ein Wort zur Rechtfertigung ihrer Anonymität um so nothwendiger, als man billig fordert, daß wer sich herausnimmt, über die öffentlichen Angelegenheiten vor seinem Volke zu reden,

und herrschende Meinungen zu bekämpfen, mit offner Stirn und unverhülltem Angesicht auftrete. Der Verfasser hätte unbedenklich seinen Namen unterzeichnet, wie er dieselben Grundsätze, welche hier zur Prüfung vorgelegt und seinen lieben Landsleuten empfohlen werden, in dem nähern Wirkungskreise frey und unumwunden zu bekennen, sich nie gescheut hat, noch scheuen wird; er will aber bey diesen Blättern sich nicht nennen, um der Sache willen, für die er redet, damit sie nämlich ohne alle Beziehung auf den Sprecher ins Auge gefaßt, und nicht durch den Verdacht, als liege ihr irgend ein persönlicher Zweck, irgend eine selbsüchtige Rücksicht zum Grunde, getrübt werde. Er spricht aus eigenstem, freyestem Antriebe; er will durchaus nichts erreichen, als den im Buche selbst klar ausgesprochenen Zweck; er befindet sich in einer Lage, welche ihn der Mühe überhebt, um eine Gunst zu buhlen, um eine Unterstützung, Beförderung oder Auszeichnung

sich zu bewerben; mit seinem Loose völlig zufrieden, kann er kaum in die Versuchung kommen, seine Ueberzeugung einer Nebenabsicht unterzuordnen; seine Anonymität so streng bewahrt, daß er nur einem einzigen Manne, welcher die Besorgung des Drucks und Verlags mit dankenswerther Gefälligkeit übernahm, sich entdeckt hat, soll also nur ein Zeugniß seyn, daß es ihm mit der Sache selbst ein heiliger Ernst ist, und daß er nichts will, als seine Ueberzeugung zu gemeinem Nutz und Frommen aussprechen. Dazu kömmt, daß er, wenn er etwa Veranlassung fände, seine Briefe gegen mögliche Angriffe und Widersprüche zu vertheidigen, um so gleichmüthiger und unbefangener bleiben kann, je weniger seine Persönlichkeit dabey ins Spiel kommen wird.

Es ist aber auch kein zureichender Grund vorhanden, den Namen des Verfassers herauszufordern, da er nicht als Ankläger oder Gegner irgend einer Persön-

lichkeit auftritt, nirgend einen Namen nennt, dem er Rede stehen müßte, überall nur gegen Ungenannte, ja mehr gegen ihre Irrthümer, als gegen sie selbst, streitet, also sich erlauben darf, so lange verborgen zu bleiben, bis eine Pflicht gebeut, sich öffentlich zu zeigen.

Möchten Viele diese Briefe ihrer Aufmerksamkeit und einer recht strengen, nur unbefangenen Beurtheilung würdigen! Die Wahrheit und die gute Sache kann durch allseitige und gründliche Untersuchung, im freyen, ehrlichen Kampfe der Meinungen, auch der entgegengesetztesten, nur gewinnen. Was Wahrheit und was die gute Sache sey, das wird um so klarer, je entschiedener die Ueberzeugungen und Grundsätze sich aussprechen, je offner und klarer die streitenden Kräfte sich entfalten. Auch den Demagogen soll das Recht, sich zu vertheidigen, nicht verkümmert werden; mögen sie unumwunden sagen, was und warum sie es wollen; tritt der Irrthum an das

Licht, so wird um so gewisser die Wahrheit erkannt.

Der Verfasser meint, auf einem festen, unerschütterlichen Grunde zu stehen, weil er seinen Glauben, seine Ueberzeugung, seine Grundsätze auf Gottes Wort baut; man wird sich daher vergebens bemühen, wenn man seine Prinzipien wankend machen will; aber in der Anwendung, im Einzelnen kann er um so leichter irren, als er Manches berühren mußte, was eine gründlichere Erkenntniß und einen weitern Gesichtskreis, als die sind, deren er sich rühmen darf, in Anspruch nimmt. Er wünscht Belehrung und wird sie mit aufrichtigem Dank erkennen, von welcher Seite sie auch kommen mag. Es liegt ihm nur daran, daß die Wahrheit erkannt, ausgebreitet, auf das häusliche und öffentliche Leben fruchtbar angewendet, daß im Kampfe der Meinungen die Gesinnung rein und fest bewahrt, daß immer mehr eine allgemeine Versöhnung im Geiste Eines Glaubens, Einer

Liebe, Einer Hoffnung in unserm lieben deutschen Vaterlande gefördert, und unsers Volkes Ruhm und Heil unverletzt erhalten werde. Dazu sollen diese Blätter mitwirken; was darinnen probehaltig ist, das wird sich selbst durchkämpfen durch alle Irrthümer und Vorurtheile, welche ihm entgegenstehen. Denn es hat eine Kraft, die keiner Macht der Welt unterliegt, und ist in einem viel höhern Schutz befohlen, als irgend ein Mensch ihm gewähren kann!

Erster Brief.

Sie beklagen sich, mein werther Freund, daß ich zwey Briefe, in denen Sie Ihr Herz mir aufschlossen, und sehr wichtige Angelegenheiten zur Sprache brachten, unbeantwortet gelassen habe. So gewiß Sie, schon um der Liebe willen, die mich mit Ihrem frühvollendeten Vater, meinem unvergeßlichen Freunde, verband, auf meine treue Theilnahme den gerechtesten Anspruch haben, und so sicher Sie voraussetzen durften, daß diese nie erkalten werde, so befremdend mußte Ihnen mein langes Schweigen seyn. Ich will eben so wenig dasselbe entschuldigen, als Ihnen bergen, daß Ihre Briefe mich in eine Stimmung versetzten, welche zu einer Ihnen erfreulichen Mittheilung nicht sehr geeignet war.

Wahrscheinlich erinnern Sie sich noch, wie ich, schon während Ihrer Universitätsjahre,

so oft Sie mir begegneten, den fast finstern Ernst rügte, der in Ihrem ganzen Wesen sich aussprach, und wenn er besser schien, als der jugendliche Leichtsinn Anderer, doch an einem zwar, frühverwaisten, übrigens aber vielbegünstigten, gesunden und von keinen drükkenden Sorgen geplagten Jünglinge unnatürlich schien, zumal er als eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Leben und mit allen bestehenden Verhältnissen sich äußerte. Wohl nahm ich dieselbe Verstimmung auch an Andern Ihres Alters und Standes wahr; aber dieß konnte weder über die unerfreuliche Richtung des geliebten Sohnes meines Jugendfreundes mich trösten, noch mit dem Sinne der jetzigen Studierenden mich versöhnen. Wenn ich Ihnen dann erzählte, wie heiter und wohlgemuth ich mit Ihrem Vater und mit dem kleinen Kreise unserer übrigen Freunde, die Universitätsjahre durchlebt habe, wie die Erinnerung daran noch oft die Sorgen und Mühen des Lebens und des Hausstandes mir erheitere, so meinten Sie: es sey jetzt überhaupt eine ernstere Zeit, als die unserer Jugend war, und wir hätten damals um manche wichtige Angelegenheit, wenn sie uns auch nicht ganz fremd geblieben, doch nicht sehr ernstlich uns gekümm-

mert. Auf meine Frage: ob denn einem Studenten etwas wichtiger seyn könne, als sein Glaube, seine Wissenschaft und sein künftiger Beruf, ob er um irgend etwas sich angelegentlicher zu bekümmern habe, als um die unbefleckte Bewahrung seines innern Friedens und seiner Sittenreinheit, um die Einsammlung gründlicher Kenntnisse und richtiger, bewährter Grundsätze, um eine Geistesbildung, die ihn fähig machen könnte, den Erwartungen zu entsprechen, welche das Vaterland von ihm hegen dürfe, und ob nicht gerade dieses Streben, wenn es beharrlich und treu bleibe, mit einer unerschöpflichen Heiterkeit und Freudigkeit vereinbar sey? Blieben Sie mir die Antwort schuldig, und brachen das Gespräch mit der Versicherung ab: daß das Vaterland von seinen gebildetern Söhnen jetzt billig mehr fordere, als in früherer Zeit.

Ich weiß nicht, welche andere Forderungen, nach Ihrer Meinung, das Vaterland jetzt an die Jünglinge macht, als einst an uns, die wir in unsern geselligen Kreisen, wie bei den ernsten Arbeiten für unsere Bildung, ihm unsere Liebe weihten, seinen Ruf, seine Mahnung, sein Gebot vernahmen und verstanden; aber das weiß ich, daß Ihnen und Ihren Genossen

das Andenken an das akademische Leben, obwohl Sie es nicht mißbrauchten, kaum halb so erquickend und belebend seyn wird, wie es mir noch heut ist. Und was ich, ohne eben eines weissagenden Geistes zu bedürfen, Ihnen voraus sagte, das seh' ich leider! nun schon erfüllt; seit Sie die Universität verlassen haben, ist Ihr Ernst noch finstrer, Ihre Unzufriedenheit noch trüber, ja bitter geworden; die bürgerlichen Verhältnisse sind Ihnen unbequem und widerlich; statt mit dem reichen, Ihnen anvertrauten Pfunde nun, da es an der Zeit ist, zu wuchern, möchten Sie es lieber vergraben, oder hinübertragen über den Ocean, „in das Land der Freyheit, wo keine Despotie die edelsten Kräfte lähmt." Das deutsche Vaterland also, von dessen schönerer Zukunft Sie vor wenig Jahren so begeistert sprachen, und dem Sie sich wohl einigermaßen verpflichtet fühlen müssen, scheint Ihnen fremd und gleichgültig geworden zu seyn, und die nächste Heymath, in der es den Knaben so wohl war, zu der der Jüngling so gern zurückkehrte, die Sie, nach den Jahren der Vorbereitung auf ein gemeinnütziges Wirken, so freundlich wieder aufnahm und Ihnen die günstigsten Aussichten auf eine ehrenvolle und gesegnete Laufbahn

eröffnete, die stille Heymath, die noch immer ist, was sie war, und in der Vieles besser geworden ist, hat ihren Reiz für Sie verlohren. Gewöhnt an eine ganz abstracte, s. g. ideale Ansicht des Lebens, erfüllt von weitaussehenden Reformationsplänen, hinaufgeschraubt auf einen Standpunkt, von dem aus alle bestehende Verhältnisse Ihnen mangelhaft, wo nicht schlecht, wenigstens unnatürlich und unfrey erscheinen, können Sie sich mit den Formen und Ordnungen, denen jeder zum Staatsdienst Berufene sich unterwerfen muß, nicht befreunden, möchten Sie die kleinen, Ihnen zu geringen Anfänge, durch welche man zu größern Wirkungskreisen allmählig übergehen soll, überspringen, und weil dieß nicht möglich ist, weil Sie nicht da anfangen können, wo tüchtige Männer, nach jahrelangem Fleiß und bewährter Treue endeten, mit dem öffentlichen Leben gar nichts zu thun haben.

Diese Verstimmung, die sich in Ihren Briefen deutlich genug aussprach, benahm mir lange die Luft, Ihnen zu antworten; sie that mir unaussprechlich weh, weil ich von Ihnen, den ich von je wie einen Sohn geliebt, von Ihrem Talent und Fleiß, von Ihren Kenntnissen und Ihrer Gesinnung zu den schönsten

Erwartungen mich berechtigt hielt, deren Erfüllung ich nun sehr gefährdet sehe; ich trauerte, daß auch Sie, Geliebter! von dem Irrthum, welcher diese Verstimmung erzeugt, und an welchem jetzt so viele wackre Jünglinge kranken, angesteckt worden, und daß weder Ihr Glaube und Ihre früherweckte Frömmigkeit, noch das theure Gedächtniß eines, seinem Fürsten, seinem Vaterlande und Berufe bis zum Tode treuen Vaters, weder die großen Lehren der Geschichte, die Ihnen vordem so viel Licht und Freude gewährten, noch der Rath und die Zeugnisse erfahrnerer Freunde Sie geheilt haben. Lassen Sie sich's nicht verdrießen, daß ich Ihren jetzigen Zustand als einen krankhaften betrachte, wie gesund Sie sich auch fühlen mögen; wollt' ich Ihnen nicht zürnen, so mußt' ich diese Ansicht Ihrer Verstimmung festhalten, und sie ist es denn auch, die mich jetzt bewegt, mein Schweigen zu brechen, und Ihnen zu schreiben, wie es dem väterlichen Freunde ziemt.

Es scheint fast, als sey es Ihnen leid, daß Sie nicht auch in die demagogischen Umtriebe verwickelt sind, nicht Theil haben an dem Loose jener irregeleiteten Jünglinge, die von Ihnen nicht undeutlich als Märtyrer der guten Sache, der Freyheit und Wiedergeburt

Deutschlands, bezeichnet werden. Ich aber wünsche Ihnen Glück, daß der gute Geist, der Ihre Kindheit beschirmte, Sie auch in der gefährlichsten Zeit vor thätiger Theilnahme an revolutionairen Plänen bewahrte; ich danke von Herzen dem, der Ihre Seele so rein erhielt, daß Sie nicht ahnen, bis zu welcher Verblendung gegen Alles, was Gesetz, Recht und Ordnung heißt, der Irrthum, in welchem auch Sie befangen sind, verleiten kann. Doch begreife ich nicht, wie ein Jüngling von Ihrem Geiste, Ihren Grundsätzen, seine bessere Erkenntniß und sein gesundes Gefühl so verläugnen, oder unterdrücken kann, daß er in den trübsten Erscheinungen der Gegenwart in dem Tone zu sprechen wagt, den Sie in Ihren Briefen sich erlauben.

Sie klagen ziemlich bitter über das herrschende Mißtrauen, über die unnatürlichen Beschränkungen der bürgerlichen Freyheit, über die fast allgemeine Verstimmung; Sie fragen: wohin das führen soll? und spötteln dann über das Geschwätz von demagogischen Umtrieben, und über die strengen Maaßregeln gegen dieselben.

Wahrlich! das Uebel ist zum Spott zu groß, und die Jugend soll sich am wenigsten

vermessen, über Sachen des öffentlichen Lebens, über Angelegenheiten, die so tief in das Wohl der Staaten und der Familien eingreifen, zu spotten und zu scherzen! Eben der Mangel an Scheu, an Ehrfurcht vor dem Gesetz und seiner Gewalt, das vorlaute, bald bitter wizzelnde, bald feindselig tadelnde Absprechen, der Dünkel und Uebermuth des Nichtens über Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, ist eine mit vielen andern Uebeln verschwisterte Krankheit unserer Zeit. Wem das öffentliche Wohl, der Friede und die Freyheit des Vaterlands wirklich am Herzen liegen, wer wahrhaften Beruf hat, für Erreichung einer bessern Ordnung der innern Staatsverhältnisse mitzuwirken, der wird nur mit Ernst und Besonnenheit über Alles, was diese berührt, urtheilen, und am wenigsten da, wo von einer Verletzung der gesetzlichen Ordnung die Rede ist, leichtsinnigen oder bitterhöhnenden Spott sich erlauben.

Welchen Grund zum Scherzen und Spotten bieten denn die s. g. demagogischen Umtriebe dar? Ist's ihr Name? Dieser scheint aber bedeutungsvoll und bezeichnend genug zu seyn? Versteht man unter einem Demagogen einen Volksführer, so ist doch immer ein solcher damit gemeint, der die Meinung

und Gunst des Volks, der Menge der Staats-
bürger für sich zu gewinnen sucht, um dadurch
Schutz und Hülfe zur Ausführung politischer
Zwecke zu erlangen, ob diese auch nicht gerade
auf das öffentliche Wohl berechnet sind. De-
magogen zeigt uns die Geschichte zunächst in
Freystaaten, wo oft die edelsten und weisesten
Männer genöthigt waren, um die Volksgunst
zu werben, die Meinung und die Unterstützung
des Volks sich zu gewinnen, damit der Ehr-
sucht Einzelner oder den Umtrieben der Par-
theyen eine Schranke gesetzt, die Ruhe und
Sicherheit, der Wohlstand und die Freyheit
des Staats verwahrt werde. Weil aber die
Herrschsüchtigen, weil auch die Schlechtesten
um die Volksgunst buhlten, dabei jedes, auch
das unwürdigste Mittel sich erlaubten, häufig
der bestehenden Ordnung und der gesetzlichen
Obrigkeit entgegenwirkten, das Volk nur als
Werkzeug eigennütziger oder toller oder ver-
brecherischer Pläne mißbrauchten, und dasselbe
ins Verderben führten, so erhielt der Nahme
Demagog früh die Bedeutung eines Volks-
verführers, und unter Demagogie hat
man längst die Kunst verstanden, das Volk
planmäßig zu bearbeiten, um dasselbe den
Zwecken seiner Führer dienstbar zu machen.

Die Geschichte der Freystaaten, der griechischen und des römischen, der spätern italienischen, zuletzt des französischen stellt uns diese Kunst eben nicht in einem günstigen Lichte dar, und man darf mit Recht sagen, daß sie den Untergang der mächtigsten Republiken herbeyführte.

In monarchisch regierten Staaten, welche der Herrschsucht Einzelner, und dem Partheygeiste viel weniger Raum geben, in welchen das Volk der Gesetzgebung und Staatsverwaltung nicht unmittelbaren Antheil hat, welche im Allgemeinen auch stätiger und von dem Einfluß menschlicher Wandelbarkeit unabhängiger ihre Laufbahn verfolgen, könnten Demagogen, im edleren Sinne, nur solche heißen, die auf dem gesetzlichen Wege, durch Wort und That einen Einfluß auf das Volk zu gewinnen suchen, durch welchen dasselbe aufmerksamer auf sein wahres Bedürfniß, theilnehmender an den öffentlichen Angelegenheiten, empfänglicher für wohlthätige Neuerungen, geneigter zu Opfern, welche das Staatsbedürfniß erheischt, erleuchteter, kräftiger und an Gemeinsinn reicher werden soll. In dem Sinne könnte jeder wackre Staatsbeamtete und Pfarrer, jeder einsichtsvolle und wohlgesinnte

Bürger, dem das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, und der ohne Selbstsucht und Eigennutz, auch durch die ihn auszeichnende wohlverdiente Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger die gesetzmäßige Freyheit und den Wohlstand Aller zu fördern strebt, ein Demagog genannt werden. Aber in diesem Sinne hat man das Wort nie und nirgend gebraucht, sondern immer nur solche damit bezeichnet, welche, sey es durch beliebte Theorieen, durch blinden Eifer für bürgerliche Freyheit, oder überhaupt für das, was ihnen die gute Sache zu seyn scheint, vielleicht durch aufrichtiges, aber irrendes Wohlwollen für ihr Volk, oder durch Herrschlust und Eigennutz, Feindseligkeit und Rachsucht verleitet für ihre Meinungen, Wünsche und Pläne das Volk zu gewinnen, Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge und mit der Regierung zu erregen, und entweder eine völlige Umwandlung der Staatsverfassung, oder auch nur eine rasche Aenderung unbequemer Einrichtungen, bald nur durch die Gewalt der öffentlichen Meinung, bald durch Aufstand und Empörung zu erzwingen versuchen. Demagogische Umtriebe heißen daher mit Recht alle Versuche, Unzufriedenheit mit der Staats-

verfassung, Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen das Gesetz und die Regierung, Widerstand gegen die Forderungen des Staats, Aufruhr gegen die gesetzliche Obrigkeit zu erregen, Meinungen, welche die Ruhe und Sicherheit des Staats gefährden und das gegenseitige Vertrauen der Regierenden und der Regierten untergraben, zu verbreiten, gesetzwidrige Vereine zu dem Zweck, daß gewaltsame Umwälzungen vorbereitet werden, zu versammeln. Sind nun in unserer Zeit solche Versuche wirklich gemacht worden, so hat man ja wohl Ursach von demagogischen Umtrieben zu reden, und es ist das eine sehr ernsthafte Sache, von welcher Seite auch man sie betrachten mag.

Ihr Spott gilt aber vornehmlich den gegen die Demagogen ergriffenen Maaßregeln, und verräth entweder eine Unkunde der Verhältnisse, oder eine Befangenheit der Ansicht, die ich ungern an Ihnen wahrnehme. Stimmen Sie doch nicht in das Geschwätz unberufener Politiker ein, deren Lehren uns ein neues bürgerliches Heil verheißen, während sie die einfachsten Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit verläugnen! Wie? soll denn die Obrigkeit dem geheimen und öffentlichen Unfug

der Demagogen ruhig zusehn, gegen die verwegenen und frevelhaften Versuche, die bestehende Verfassung und die gesetzliche Ordnung zu untergraben, keine Maaßregeln, oder nur halbe ergreifen, nicht wachen und sorgen, daß die verborgenen, hier und da durch Rauch und Sprühfeuer sich verrathende, Flamme gedämpft werde, ehe sie unauslöschlich Alles um sich her verwüstet? Man muthet den Regierungen allzuviel gleichgültige Ruhe und Leichtsinn zu, wenn man ihnen verargt, daß sie einem gefährlichen Uebel bei Zeiten kräftig begegnen. Sind sie doch Gott verantwortlich für das Wohl des ihrer Obhut anvertrauten Volkes; wie sollten sie nicht dem, was dieses Wohl aufs höchste gefährdet, steuern und wehren? Man muß selbst von den Theorieen, welche in einer gewaltsamen Umkehr der Dinge allein das Heil der Welt suchen, sehr verblendet seyn, wenn man in den nothwendigen Vorkehrungen gegen die Demagogie nur eine feindselige Veranstaltung gegen die Freyheit und die Wohlfahrt der Völker sieht! Denken Sie sich, daß die Demagogen am Staatsruder säßen und die Gewalt in Händen hätten, und gestehen Sie, daß diese gegen eine Parthey, welche ihr Verfassungswerk, oder auch nur

ihre Theorieen anfechten möchte, nicht halb so schonend und milde verfahren würden, wie jetzt gegen sie verfahren wird. In Wahrheit, unsre deutschen Fürsten haben noch ein Herz für ihr Volk, unsre deutschen Regierungen denken nicht blos darauf, die Macht denen zu erhalten, denen sie jetzt anvertraut ist; sie wollen Zucht und Recht, den innern Frieden und die Wohlfahrt des Ganzen aufrecht erhalten, und nur was Allen Gefahr droht, entfernen. Wahrlich, wer mit offenem, unverblendetem Auge, mit unumwölktem Sinn und mit reinem Wohlwollen die Welt betrachtet, wem das Vaterland und das Gemeinwohl wirklich am Herzen liegt, der muß eben so innig das Unwesen der Demagogen beklagen, als in der Wachsamkeit der Regierungen eine dankenswerthe Beruhigung finden. Selbst wenn man nicht Alles in dem Verfahren gegen die ruchtbar gewordenen Umtriebe billigen kann, wenn man das durch dieselben erweckte, den Redlichen empfindliche Mißtrauen schmerzlich empfindet, wenn man die Gefahren einer deutschen Revolution gar nicht für so drohend hält, weil der Glaube an die Besonnenheit und Treue des deutschen Volks noch fest steht, darf man am wenigsten spotten über das, was in so

vieler Hinsicht die ernsteste Beachtung in Anspruch nimmt.

Allerdings liegt in den demagogischen Umtrieben auch Stoff genug zum Spotten und Lachen, welches aber am meisten die Demagogen selbst treffen würde, weil sie unzählige Blößen gegeben, so viel Irrthum, Vorurtheil und Thorheit verrathen haben, daß die Spottlustigen ihrer sich freuen mögen. Ich möchte mir aber den Spott nicht erlauben, weil er selten bessert, und weil er auf dem Standpunkte, aus welchem allein ich mein Volk und meine Zeit betrachten kann, keinen Raum findet.

Sie haben, mein geliebter Freund! nur wenige Zeilen von mir begehrt; ich sende Ihnen mehrere Blätter, freylich wohl nicht so erfreuliche, wie Sie wünschten, ob wohl Sie ahneten, daß etwas zwischen uns sey, das mich am Schreiben hindre. Nun wissen Sie, was es ist; ich habe versucht es zu beseitigen, eine Verständigung einzuleiten, und habe dabei nichts zu bereuen, als daß dieß nicht früher geschah, da man doch immer eilen sollte, entgegenstehende Ansichten, welche so leicht die Eintracht stören, und die Liebe beschränken, auszugleichen. Dazu biete ich Ihnen von neuem, mit altem Wohlwollen, die Hand!

Zweiter Brief.

Daß in meiner vorigen Mittheilung wohl Manches sich finden möge, womit Sie schwerlich einverstanden seyn würden, das mußt' ich voraussetzen, ehe ich Ihre Antwort erhielt. Doch begreife ich nicht, wie meine Aeußerungen Sie so sehr befremden konnten, da Sie doch wohl Aehnliches schon früher von mir vernommen haben, und da Ihnen der Standpunkt, von dem aus ich die Welt und alle menschlichen Verhältnisse anzusehen gewohnt bin, nicht ganz fremd ist.

Hätten Sie sich auf diesen Standpunkt versetzen wollen, so würden Sie nicht so sehr darüber erstaunt seyn, daß ich, wie Sie sagen, „so ganz im Sinne der Regierung sprach," und zwar in einem vertraulichen Briefe, bei welchem alle, ohnehin meiner nicht würdige, Beweggründe und Rücksichten, die vielleicht manchen öffentlichen Vertheidiger der Regierungsmaaßregeln bestimmen mögen, undenkbar sind. Sie werden, vielleicht, wenn nicht sogleich, doch später begreifen lernen, daß überall, wo von Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und von Abwendung der ihr drohenden

Gefahren die Rede ist, jeder unbefangene und redliche Mann auf der Seite der Regierung stehen muß, daß die Meinung: die echte Freyheitsliebe und der wahre Patriotismus bewähre sich vornehmlich in kühner und hartnäckiger Opposition gegen die gesetzliche Obergewalt, ein unheilvoller Irrthum ist, und daß nur in gegenseitigem Vertrauen der Regierenden und der Regierten, in Eintracht und gemeinsamer Achtung des Gesetzes die Wohlfahrt des Vaterlandes berathen wird. Wir wollen darüber uns künftig verständigen.

Zunächst muß ich Ihnen auf die Frage antworten: Was mich berechtige, so bestimmt über wirklich vorhandene demagogische Umtriebe zu sprechen, vorauszusetzen, daß sie mehr, als eine von leidenschaftlichen und despotischen Gegnern der edeln Bestrebungen unrer Zeit ersonnene Fabel seyen, und daß Demagogen mit irrigen Meinungen und verbrecherischen Plänen vornehmlich des Geistes der Studenten, den Sie noch immer für besser halten, als er je gewesen, sich bemächtigt hätten?

Es ist leider! so wenig schwer, Thatsachen, welche jene Voraussetzung rechtfertigen, aufzustellen, daß ich mich nur wundern kann, wie Sie, ein Rechtsgelehrter, jene Frage auf-

zuwerfen, und mit Ihrem Verstande zu verneinen vermögen. Freylich habe ich keine Untersuchungsacten eingesehen; freylich weiß ich nicht mehr davon, als was öffentliche Blätter von demagogischen Umtrieben berichtet, und was die Regierungen darüber bekannt gemacht haben. Sie werden aber nicht verlangen, daß ich diese der Lüge, oder eines grundlosen Irrthums, oder offenbarer Ungerechtigkeit, oder übelwollender Absichten anklage, ohne den Beweis dafür führen zu können; Sie müssen mir zugeben, daß, so dunkel und geheimnißvoll auch das Gewebe jener Umtriebe noch seyn mag, doch Thatsachen vorliegen, welche das Daseyn derselben nicht mehr bezweifeln lassen. Thatsache ists, daß nicht nur seit mehrern Jahren schon ein eigner, von allen deutschen Regierungen verordneter Gerichtshof zur Untersuchung dieser Umtriebe besteht, sondern daß auch besondere Untersuchungen in einzelnen deutschen Staaten eingeleitet, mehrere Angeschuldigte, durch mündliche und schriftliche Aeußerungen, wo nicht durch Handlungen Verdächtige gefangen gesetzt, und gefangen gehalten, verhört und mit den gesetzlichen Vertheidigungsmitteln versehen, daß die Anklagen gegen sie nicht etwa blos von der Polizey, son-

dern von den befugten Justizbehörden, unabhängig und gesetzlich erörtert, und daß mehrere der Angeklagten nicht frey gesprochen worden sind.

Erwägen Sie nun selbst, ob im mindesten wahrscheinlich ist, daß die deutschen Regierungen zu außerordentlichen Maaßregeln ihre Zuflucht nehmen, gegen angebliche Umtriebe zu öffentlichen und auffallenden Schritten sich vereinigen, damit der Gefahr, eines das öffentliche Vertrauen kränkenden und die öffentliche Achtung verscherzenden Irrthums angeklagt zu werden, so leicht hin sich aussetzen würden, wenn nicht zuvor sich Beweise ihnen dargeboten hätten, welche ihr Verfahren rechtfertigten. Gestehen Sie, es sieht nicht Einer deutschen Regierung ähnlich, daß sie entweder so viel Lärmen um nichts machen, einen noch nicht vorhandenen Feind durch unzeitige Maaßregeln gegen denselben herauf beschwören, Unschuldige Jahrelang ihrer Freyheit berauben, muthwillige, übrigens ungefährliche Jugendspiele als wichtige Staatsangelegenheiten und als Staatsverbrechen behandeln sollte. Verkennen Sie nicht, daß unter uns von Kabinetsjustiz und willkührlichen Einkerkerungen keine Rede seyn kann, daß die Gerechtigkeitspflege wahr-

haft unabhängig, selbstständig, frey, allein an das Gesetz gebunden ist, daß in unsern deutschen Gerichtshöfen fast durchaus Besonnenheit, Gründlichkeit, strenge Gesetzmäßigkeit und Rechtsliebe die Stimme führen, daß der Angeklagte getrost dem Instanzenzuge der Gerichte seine Sache anheim stellen darf, ohne zu fürchten, daß man ihn schuldig finden werde, nur weil man ihn schuldig finden wollte. Hat die Polizey zuerst die Untersuchung geführt, und ihre Acten den Gerichtshöfen übergeben, so hat sie doch nur die Klagacte aufgenommen, und die Justiz ist als untersuchende und richtende Behörde eingetreten, ohne durch polizeyliches Verfahren irgend gebunden zu seyn. Auch ist nirgend ein Ubelwollen, nirgend eine Uebereilung, nirgend ein zureichender Grund zu der Voraussetzung, daß die Sache blos aus dem politischen Gesichtspunkt, nicht nach dem Gesetz, und nach den Grundsätzen des deutschen Rechts betrachtet und behandelt werde, vorgekommen; wir dürfen also unbedenklich behaupten, daß wenn die Angeklagten gestraft werden, sie auch ganz gewiß Schuldige sind, und zwar schuldig des Verbrechens, dessen sie angeklagt wurden. Auch ist bekannt, daß während der Untersuchung durch die Geständ-

nisse und Aussagen der Angeklagten selbst immer bestimmtere Beweise dargeboten, und den untersuchenden Behörden sogar mehr Aufschlüsse, als sie erwarteten, in die Hand gegeben worden sind. Wollen Sie sich endlich der durch öffentliche Blätter verbreiteten amtlichen Berichte über die demagogischen Umtriebe erinnern, so werden Sie begreifen, daß ich berechtigt war, von dem wirklichen Daseyn derselben zu reden, und daß, wer dieß noch jetzt läugnen wollte, eben so sehr das schuldige Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit der Regierungen, als das Gewicht unzweifelhafter Thatsachen verläugnen müßte. Es gehört zu den Wunderlichkeiten unsrer Zeit, daß noch jetzt auch verständige Männer jene Umtriebe als eine Erfindung verblendeter, übelwollender Partheymänner behandeln, oder ihnen doch keine größere Wichtigkeit beylegen, als Knabenspielen.

Die demagogischen Umtriebe waren aber offenbar nicht blos das Werk Einzelner, die sich zufällig in verwandten Meinungen und Plänen begegneten, sondern geheimer politischer Vereine, deren wirkliches Daseyn eben so wenig, als ihre Einwirkung auf die akademischen Burschenschaften sich noch bezweifeln läßt.

Als im Jahre 1815 zuerst die Warnung vor solchen Vereinen laut ward, mocht' auch ich ihr keinen Glauben beymessen, und freute mich, daß ehrenwerthe Männer den Warnern kräftig widersprachen, bemüht die Ehre unsers Volks zu retten. Aber wer mag heut noch widersprechen, wenn auch noch nicht erwiesen ist, daß die jetzt entdeckten Vereine mit den wirklichen oder angeblichen, von denen damals die Rede war, näher oder entfernter zusammenhingen? Entscheidendere Zeugnisse werden wir allerdings erst durch die zu erwartende öffentliche Bekanntmachung der Ergebnisse so vielfältiger Untersuchungen erhalten, und bis dahin dürfen wir kein Urtheil fällen; daß aber die Burschenschaften von politischen Einflüssen, von der Theilnahme an demagogischen Umtrieben nicht ganz frey geblieben sind, das darf schon jetzt, nach den vorhandenen Erklärungen darüber, behauptet werden.

Es freut mich, daß Sie, als ehemaliges Mitglied einer Burschenschaft, dieses läugnen, und so bestimmt auf Ihre eigne Erfahrung sich berufen; es freut mich um Ihretwillen, und würde mich noch mehr freuen, wenn Sie auch die gesammte Burschenschaft von dem leider! nur zu begründeten Verdachte zu reinigen

vermöchten. Daran zweifle ich aber, weil zu viel andere Beweise entgegenstehen, und weil aus Ihrer Erklärung, der ich unbedingt Glauben beymesse, nur so viel hervorgeht, daß entweder der Zweig der Burschenschaft, dem Sie angehörten, (aber darum noch nicht alle andere Zweige,) wirklich von einer Verbindung mit demagogischen Vereinen und von den Einflüssen revolutionairer Pläne sich frey erhielt, oder daß Sie in das innere Geheimniß nicht eingeweiht wurden, etwa, weil man, trotz Ihrer politischen Schwärmerey, Ihre unbestechliche Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, überhaupt die Lauterkeit und Gesetzlichkeit Ihrer Gesinnung noch scheute. Auch haben Sie ja nicht alle Perioden der Burschenschaft durchlaufen; als dieselbe, durch ein bestimmtes Gesetz, aufgehoben ward, traten Sie heraus, wie Sie mir damals selbst sagten, zwar zürnend mit der Regierung, die eine in Ihren Augen so herrliche Anstalt vernichtete; aber gehorsam dem Gesetz. Als Sie zumal Ihr Ehrenwort gegeben hatten, daß sie mit keiner Burschenschaft ferner Gemeinschaft haben wollten, und als Sie Ihr Ehrenwort hielten, wie es dem rechtlichen Manne ziemt, taugten Sie, mit solcher Gesinnung, ohnehin nicht zum Ver-

trauten oder Werkzeug derer, die überhaupt seiner Regierung Wahrheit, Gehorsam und Treue schuldig zu seyn, vielmehr Wortbrüchigkeit, Lüge, und Meineid sich erlauben zu dürfen meinten. Auch in dieser Hinsicht kann ich Ihnen nur Glück wünschen, daß Sie rein von Schuld, rein von einem Frevel an der gesetzlichen Ordnung geblieben sind, und daß Ihnen die Beschämung erspart ward, das Werkzeug geheimer Obern, mit deren Gesinnung Sie sich nie befreunden könnten, gewesen zu seyn. Ueberdieß habe ich Gründe, vorauszusetzen, daß die Burschenschaft anfänglich von einem, wenn auch von einiger Beymischung politischer Schwärmerey nicht ganz freyen, doch guten Geiste beseelt war, und daß, wie Sie beredt versichern, manches Erfreuliche für das akademische Leben daraus hervorgehen konnte, wenn es möglich gewesen wäre, sie rein zu erhalten. Noch jetzt kann ich sie entschuldigen, aber keineswegs rechtfertigen; hat sie Anfangs löbliche Zwecke gehabt und erst später sich mißbrauchen lassen, so gereicht es ihr doch immer zum Vorwurf, daß sie der Verführung nicht widerstand, sondern Grundsätzen und Plänen sich hingab, die, wie lockend und reizend sie erscheinen mochten, doch jedes gesunde Rechts-

gefühl verletzten, daß sie überhaupt da noch fortbestehen wollte, als die gesetzliche Obrigkeit sie aufgelößt hatte, daß sie also offenbar des Ungehorsams und der Wortbrüchigkeit sich schuldig machte. Hätten alle gehandelt wie Sie, so wäre großes Unheil vermieden worden.

Das ist überhaupt der Fluch, der auf allen gesetzwidrigen, also auch auf den verbotenen akademischen Vereinen liegt: sie bleiben nicht, was sie ursprünglich seyn sollten; sie entarten je mehr und mehr, und werden endlich die Werkzeuge, wenn auch nicht gerade immer revolutionairer, doch herrschsüchtiger, die Ansichten, die Grundsätze und die Willensfreyheit der Mitglieder gefährdender Obern. Ich rede aus Erfahrung, weil ich in einem mehrjährigen akademischen Leben solche Verbindungen zu beobachten Gelegenheit hatte, obwohl ich selbst allen Einladungen dazu widerstand. Mehr, als Einer meiner Schulfreunde ward mir durch dieselben entfremdet; Andre, welche länger die Hoffnung nährten, mich noch zu gewinnen, setzten mich in den Stand, etwas besser in ihren Verein, in ihr Thun und Treiben zu blicken, und während der Jahre meines Lehramts boten sich mir noch andere, nicht erfreuliche Erfahrungen dar. Es

ist nun am Tage, daß die Burschenschaft so wenig, als die Orden und Landsmannschaften, ohne Entartung blieb, und was Sie auch zu ihrer Vertheidigung sagen mögen, so steht doch meine Ueberzeugung fest, daß alle akademische Vereine dieser Art den Mitgliedern, wie der ganzen Universität nachtheilig werden, daß sie auf mancherley Weise zerstreuen und dem Zweck des akademischen Lebens weit mehr hinderlich, als förderlich sind, eine Menge störender, unbequemer, gefährlicher Bekanntschaften herbeyführen und hingegen die freye Wahl des vertrauteren Umgangs, dessen Jeder zu seiner wissenschaftlichen und sittlichen Bildung bedarf, beschränken, überhaupt aber schon darum, weil sie ungesetzlich sind, die Gesinnung der Theilnehmer verderben.

Daß die Burschenschaft gar bald, und schon zu Ihrer Zeit, eine politische Richtung hatte, darum den Einflüsterungen, den Lehren und Plänen der Demagogen einen erwünschten Spielraum darboten, das können Sie selbst nicht läugnen, und Ihre damalige und jetzige Stimmung, Ihre Unzufriedenheit mit den Staatsverhältnissen, Ihre politischen Träumereyen, welche Ihre Scheu vor amtlicher Thätigkeit nähren, beweisen mir nur zu sehr, daß

die Theilnahme an jener Verbindung auch auf Sie einen sehr nachtheiligen Einfluß gehabt hat. Sie würden sonst gewiß fühlen, daß die Verirrungen und das Unglück so vieler, zum Theil sehr hoffnungsvoller Jünglinge, die Seufzer und Thränen so vieler Eltern und ganzer Familien, die strengen Maaßregeln, welche zur Abwehr demagogischer Umtriebe besonders auf Universitäten ergriffen werden mußten, die Täuschung gerechter Hoffnungen des Vaterlands, allezeit denen zum Vorwurf gereichen werden, welche der akademischen Jugend politische Pläne und Zwecke einimpften; Sie würden diese nicht länger als einen Lichtpunkt in dem Leben unsrer Zeit, als das Erwachen eines neuen und bessern Geistes auf den deutschen Hochschulen betrachten; Sie würden nicht jetzt noch klagen, daß man darauf ausgehe, diesen Geist zu unterdrücken, ihn durch träge Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Angelegenheiten, durch sklavische Unterwürfigkeit unter abgestorbene, illiberale Formen und Zwingherren zu verdrängen.

Sie halten das politische Reden und Treiben der Jünglinge für einen Fortschritt zum Bessern; Sie läugnen, daß die jetzige Stimmung vieler Studierenden eine Verstimmung

sey. Aber Sie werden den Grundsatz nicht umstoßen, daß Alles seine Zeit hat, Säen und Aerndten, Lernen und Anwenden, Schweigen und Reden, Erkennen und Handeln, daß es bey unsern Bestrebungen nicht blos darauf ankommt, was man will, sondern auch, wie und wann man es will, daß dem Knaben, dem Jünglinge, dem Manne, Jedem sein eigenthümliches Tagewerk angewiesen ist, und daß keine Stufe des Lebens übersprungen werden darf, wenn der Organismus des Lebens nicht gestört werden soll. Die Knospe soll Knospe, die Blüte soll Blüte, die Frucht soll Frucht seyn, Alles in der naturgemäßen Ordnung; die Blüte, welche, bevor sie gezeitigt ist, Frucht treiben will, entbehrt der gesunden Entwickelung und vergeudet ihre Kraft. Will der Jüngling während der Zeit der Entwickelung und Bildung, während der Zeit der Vorbereitung und Rüstung, in das Werk der Männer eingreifen, die Welt meistern, wo er sie erst begreifen lernen soll, sich anmaaßen, das öffentlicht Leben zu reformiren, wo er am meisten an sich selbst zu reformiren hat, und wo der Theorie noch das Licht und die Macht der Erfahrung abgeht, so verwirrt er sich und die Verhältnisse, so überspringt er

die Periode seiner Bildung, so vergeudet auch er seine Kraft.

Ob denn der Jüngling, zumal der gebildete, den öffentlichen Angelegenheiten fremd bleiben, ob er um die Politik sich gar nicht kümmern, ob der Name: Vaterland, ihm ein leerer Schall seyn solle? fragen Sie. Ich antworte durch eine andere Frage: Wenn irgend Einer, der wenigstens der Vorbildung und der Berufung entbehrte, sich zum Prediger der Gemeinde aufwürfe, und man steuerte seinem Predigen, auf seinen nächsten und eigenthümlichen Beruf ihn verweisend, hätte er darum wohl ein Recht zu klagen: die Religion solle ihm fremd bleiben, das Wohl seiner Brüder ihm gleichgültig und der Name Kirche oder Gemeinde nur ein leerer Schall seyn? Lassen Sie mich weiter fragen: Tadeln Sie es denn, wenn man dem jungen Mediciner, der, nachdem er kaum die Elemente der Arzneywissenschaft gehört hat, alsbald Recepte schreiben und Kranke heilen will, solches untersagt, und wenn er nicht gehorchen will, ihn straft? Und gehört etwa weniger Wissenschaft, weniger Erfahrung und Weisheit dazu, die Krankheiten des Staats, als ein Fieber oder einen Ausschlag zu heilen; ists leichter, die öffentlichen

Angelegenheiten zu ordnen, als ein krankes Glied des menschlichen Leibes zurecht zu bringen? Würden Sie es nicht thöricht, wo nicht lächerlich nennen, wenn der Schüler, der die Universität bezieht, um die Rechte zu studiren, seine Laufbahn mit Experimenten in der advocatorischen Praxis beginnen wollte? — Ists denn aber weniger thöricht, wenn Studenten sich zu Berathungen über die öffentlichen Angelegenheiten versammeln, und es nicht einmal beym Reden bewenden lassen, sondern alsbald auch thätig eingreifen, Gesetze geben, Constitutionen aufstellen und den ganzen Staatshaushalt reformiren wollen? Sie, mein werther Freund! haben Beruf in sich gefühlt, mit den Staatswissenschaften sich ernstlich zu beschäftigen; Sie wissen also wohl, was dazu gehört einen Staat zu regieren, und die öffentlichen Angelegenheiten heilsam zu leiten; sagen Sie nun selbst, ob Sie die dazu erforderliche Kenntniß, ich will nicht einmal die Reife der Erfahrung erwähnen, allen Gliedern der Burschenschaft zutrauen, oder ob, wenn Alle mit gehöriger Gründlichkeit die Politik studiren wollten, ihnen nicht die Zeit zu ihrer Theologie, Jurisprudenz oder Medicin fehlen würde, da doch nicht Alle Staats-

männer werden können, noch wollen? — Das ist nun eine unvermeidliche Folge der unzeitigen und vorlauten Einmischung der Studirenden in die Staatsangelegenheiten: sie sind Fuscher in der Politik, und werden, indem sie die köstlichen Jahre der wissenschaftlichen Ausbildung und der Vorbereitung auf ihren eigentlichen Beruf im Politisiren verträumen, oder an ungeeignete Beschäftigungen verschwenden, großentheils auch Fuscher in ihrem künftigen Amte seyn. Der durch reiche Anlagen und durch Begeisterung für seinen Beruf ausgezeichnete Jüngling mag wohl so viele Störungen und Zerstreuungen überwinden, und sich noch hindurcharbeiten zu rechter Amtstüchtigkeit; aber eine große Zahl muß in jenem politischen Treiben untergehen, seiner wahren Bestimmung entfremdet werden. Auf diese Weise verliert nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das practische Leben, der Staat, dessen Heil man fördern wollte, gar Manchen, der etwas Gemeinnütziges hätte leisten können, wenn er nicht gerade in den wichtigsten Vorbereitungsjahren einer falschen Richtung sich hingegeben hätte.

Betrachten wir nun wieder auch die Stimmung, in welcher die Jünglinge aus dem aka-

bemischen in das bürgerliche Leben übergehen. Angefüllt mit politischen Theorieen und Reformationsplänen, mit kühnen Entwürfen und mit einem reichen Maaß von Dünkel, der Alles meistern, Alles umgestalten will, weil das Bestehende vor seinen Augen keine Gnade findet, sehen sie sich zu einer schmerzlichen Unthätigkeit gerade in dem, was ihre Seele am meisten beschäftigt, trostlos verdammt, und auf eine Berufsthätigkeit hingewiesen, bey der ihre Theorieen überall Anstoß finden. So treten sie nicht freudig in ihr Amt ein, und werden besonders in subalternen Verhältnissen, mit denen doch die Meisten anfangen müssen, sich sehr unbehaglich fühlen. Was ich in meinem vorigen Briefe an Ihnen rügte, jene Verstimmung, welcher Sie sich noch nicht entwunden haben, wird an Andern, die an Geist, Kenntniß und Gesinnung Ihnen nicht gleichen, noch trauriger offenbar werden. Wie mögen endlich jene bethörten, der Obrigkeit, dem Gesetz, der bürgerlichen Ordnung entfremdeten Jünglinge, als Pfarrer ihre Gemeinden lehren, unterthan zu seyn der Obrigkeit, die von Gott verordnet ist, als Richter das Gesetz handhaben und über dessen Erfüllung wachen, überhaupt als Staatsbe-

amte die bürgerliche Ordnung aufrecht erhalten? In Wahrheit, die von Ihnen so gerühmte politische Richtung der Studierenden berechtigt das Vaterland nicht zu freudigen Hoffnungen!

Aus dem Allen folgt aber keineswegs, daß die Jünglinge, die einst das Salz der Staaten seyn, und in einflußreichen Wirkungskreisen, zum Theil auf den höchsten Standpunkten der Gesellschaft, die öffentlichen Angelegenheiten leiten sollen, während des akademischen Lebens diesen fremd bleiben müssen. Vielmehr ist recht sehr zu wünschen, daß jeder Lehrer in seinen Vorlesungen alle sich darbietende Veranlassung benutze, die Liebe des Fürsten und des Vaterlandes, die Achtung und den Gehorsam gegen das Gesetz und die bürgerliche Ordnung, den Eifer für gemeinnütziges Wirken, die rechte Würdigung aller Vorzüge der Verfassung, in den jugendlichen Gemüthern zu beleben, und auch die Mängel und Gebrechen des öffentlichen Lebens so darzustellen, daß alle Hörer, ohne zu vorlautem Absprachen und unzeitiger Einmischung in die gemeinsamen Angelegenheiten verführt zu werden, sich gedrungen und begeistert fühlen, auf dem Posten, welchen der Herr ihnen künftig an-

weisen will, mit Ernst und Kraft, mit Liebe und Weisheit, mit unbestechlicher Treue und Selbstverläugnung, in dem gesetzlichen Wege, an der Abstellung von Mißbräuchen, an der Heilung alter und neuer Uebel, an der Vervollkommnung der Verfassung zu arbeiten, und den Fortschritt zum Bessern zu fördern. Es ist durchaus unbedenklich, auch das Mangelhafte zu rügen und in das rechte Licht zu stellen, wenn es nur nicht im demagogischen Geiste geschieht, nicht zur Geringschätzung alles Bestehenden, zu übermüthigem Absprechen, zur Verachtung des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung, zu revolutionairen Plänen verführt, wenn nur immer im Geiste der Weisheit, der Liebe und Gesetzlichkeit geredet wird. Selbst Vorlesungen über die Politik möchten sich rechtfertigen, und allen Studierenden zu empfehlen seyn, wenn weise und bewährte, nicht blos auf der Studierstube, sondern auch im öffentlichen Geschäftsleben gebildete, mit vielseitiger Kenntniß und Erfahrung ausgestattete, von Achtung und Liebe gegen Vaterland, Gesetz und Ordnung erfüllte Männer dazu sich berufen fühlten. Vornehmlich ist ein gründliches Studium der Geschichte, am meisten der vaterländischen, allen Studierenden zu em-

pfehlen, und es wird dieß auch eine Schutzwehr gegen die Irrlehren der Demagogen seyn, wie sehr diese auch in der neuern Zeit gerade die Geschichte, aber die durch falsche Gesichtspunkte und untreue Darstellung entstellte, zur Beschönigung ihrer Ansichten und Zwecke gemißbraucht haben mögen. Bey der Wahl und Berufung der Geschichtslehrer sollte man um so vorsichtiger seyn, je gewaltiger ihr Einfluß auf die jungen Gemüther ist; über ihre Tüchtigkeit zu dem hohen und wichtigen Beruf entscheidet nicht blos ihre Gelehrsamkeit und Lehrfähigkeit, sondern auch ihre Gesinnung, welche man überhaupt bei akademischen Lehrern viel weniger unbeachtet lassen sollte, als es gewöhnlich geschieht.

Wer die hohe Wichtigkeit der deutschen Universitäten erkennt und mit dankbarer Liebe ihnen zugethan ist, dessen Unmuth über die Demagogen muß vermehrt werden durch die Gefährde, welche sie unsern ehrwürdigen Bildungsanstalten bereiten. Diese sind ein Kleinod unsers Volks, ein theures von weisen und frommen Vätern vererbtes, und seit Jahrhunderten höchst segensreich wirkendes Eigenthum, welches unverletzt bewahrt werden muß, wenn nicht ein guter Theil deutscher Bildung preis-

gegeben werden soll. Wie könnten diese durch die Erfahrung langer Zeiten, durch die köstlichsten Früchte bewährten Anstalten, in denen Meister und Jünger nur zur Pflege der Wissenschaft und zur vielseitigen Ausbildung des Menschen vereinigt sind, wie könnten sie irgend Grund zu Verdacht und Mißtrauen geben, wenn nicht in neuerer Zeit ein Theil der akademischen Jugend in das demagogische Treiben hineingezogen worden wäre? Es kann den Regierungen nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie, gewarnt durch die neusten Erfahrungen, auf Maaßregeln sinnen, den Gefahren zu begegnen, welche auf den Universitäten dem Staate, dem Familienwohl, der unerfahrnen Jugend drohen; es darf nicht zugelassen werden, daß die Jünglinge irrigen Theorieen und verderblichen Grundsätzen sich hingeben. Die alte akademische Freyheit aber ist unsern Hochschulen ein wesentliches Bedürfniß; sie kann nur durchs Gesetz bestehen, und dieses sichert sie selbst in den Beschränkungen, welche es auflegt. Doch sind Beschränkungen denkbar, welche, gerechtfertigt durch den wahrgenommenen Mißbrauch der Freyheit, diese selbst gefährden. Wer möchte läugnen, daß unsre alten, aber keineswegs veralteten Universitä-

ten mancher wesentlichen Reformen bedürfen; wenn diese aber in einer Zeit bereitet werden, welche dem Mißtrauen nur zu viel Raum gegeben und große Strenge empfohlen hat, so muß man für die akademische Freyheit, und damit für die eigenthümliche Verfassung unsrer Hochschulen sehr besorgt werden.

Es waltet wohl ein Irrthum ob, wenn man eben in dieser eigenthümlichen freyen Verfassung der deutschen Universitäten einen Zunder für das demagogische Unwesen, eine Nahrung für den revolutionairen Geist zu finden meint; sind doch auf französischen höhern und niedern Lehranstalten, welche mit der Verfassung der unsrigen wenig oder nichts gemein haben, die Köpfe und Herzen der Schüler wenigstens eben so arg erhitzt, und zu noch schlimmeren Ausbrüchen des politischen Fanatismus verleitet worden! Wenn in einem Staate eine Revolution ausbricht, so werden die, welche über ihr und gegen sie stehen, weder durch Umsturz der Verfassung, welche solches Unheil nicht verhinderte, den Staat zu retten suchen, noch die bewegte und stürmische Zeit für die günstigste zur Umgestaltung bewährter Verhältnisse halten, noch voraussetzen dürfen, daß das vorhandene Maaß bürger-

licher Freyheit zu groß war, und darum beschränkt werden müsse, damit nicht etwa ähnliche Verwirrung wieder eintrete. Dasselbe gilt von den deutschen Universitäten. Weder ihre Verfassung an sich, noch ein Uebermaaß akademischer Freyheit, hat die Studenten den Verführungen der Demagogen preisgegeben; auch hat die akademische Lehrfreyheit keineswegs einer Revolution den Weg gebahnt, noch die Absichten der Demagogen gefördert; — (wie klein ist auch die Zahl der Professoren, welche man als Verführer der Jugend anklagen dürfte!) — sondern die deutschen Universitäten haben nur, weil eine Masse empfänglicher und beweglicher Jünglinge dort vereinigt war, den demagogischen Umtrieben einen bequemen Spielraum eröffnet, wie das bei jeder ähnlichen Vereinigung, auf jeder Schule, wäre ihre Freyheit auch noch so beschränkt, der Fall seyn könnte. Und mitten in dieser vielbewegten Zeit, haben mehrere deutsche Universitäten von den Einflüssen der Volksverführer sich frey und rein erhalten, haben Alle, auch die nicht ohne Ansteckung gebliebenen, eine Menge von Jünglingen gebildet, welche den Zweck ihrer Vorbereitungsjahre begriffen und verfolgten, und in ihren künftigen

Wirkungskreisen eine kräftige Schutzwehr gegen jede Revolution seyn werden, weil ächte Bildung, Klarheit in der Erkenntniß, Lauterkeit und Selbstständigkeit in den Grundsätzen, wie sie zu allen Zeiten durch die deutschen Hochschulen gefördert worden sind, stets als ein kräftiges Gegengewicht gegen den Geist der Revolution sich bewähren müssen.

In der Ueberzeugung, daß die Verfassung der deutschen Universitäten, und die alte akademische Freyheit den Staaten durchaus nicht gefährlich sey, bin ich also mit Ihnen, mein eifernder Freund! einverstanden; aber keineswegs kann ich den Regierungen, so wie Sie, zürnen, wenn denselben wesentliche Beschränkungen und Reformen in der Verfassung nothwendig scheinen; zürnen könnt ich nur denen, zu deren Sachwalter Sie sich, etwas voreilig, aufwerfen, Jenen, welche die Universitäten zum Tummelplatz ihrer Meinungen und Leidenschaften erkohren, und indem sie die Willkühr auf den Thron erheben wollten, überall die wahre gesetzliche Freyheit gefährdeten. Was die Regierungen bis jetzt zur Abwehr verderblicher Einflüsse angeordnet haben, das hat die akademische Freyheit noch nicht drückend beschränkt. Die eingeführte Spezialaufsicht,

welche Sie ein Bevormunden zu nennen belieben, scheint überall in einem milden, wohlwollenden, nirgend in einem feindseligen Geiste zu walten; über die noch zu erwartenden neuen Maaßregeln, mit welchen der Bundestag sich beschäftigen soll, und von welchen Sie im Voraus das Schlimmste fürchten, steht uns ja noch kein Urtheil zu, weil noch kein Beschluß und keine Thatsache vorliegt. Bis jetzt haben die deutschen Regierungen die Verfassung der Universitäten mit so vieler Mäßigung, Schonung und Achtung behandelt, daß die Voraussetzung: es sey jetzt auf Vernichtung der akademischen Freyheit abgesehen, übereilt und lieblos genannt werden muß.

Es eifert aber Mancher für die akademische wie für die bürgerliche Freyheit mit Unverstand, nämlich ohne klare Erkenntniß ihrer Bedeutung, ihres Wesens, ihrer Bedingung und ihres Umfanges. Wer sie in Ungebundenheit und Willkühr, in völliger Unabhängigkeit von den Ordnungen, Gesetzen und Gebräuchen, denen alle Staatsbürger unterworfen sind, in der gänzlichen Befreyung von der Einwirkung der bürgerlichen Obrigkeit und der Staatsgewalt, (außer daß diese die Fonds herbeizuschaffen hat,) in lauter Exemptionen

und Privilegien sucht, der hat sie wahrlich noch nicht begriffen, und wird sich mit seiner Theorie in unzählige Widersprüche verwickeln. Sie besteht zunächst nur in Lern- und Lehrfreyheit, und der gesetzlich mögliche Umfang dieser, in ihrer Bedeutung für die Entwickelung der Wissenschaften und für die Jugendbildung, sammt den Bedingungen, denen sie anheim fällt, bestimmen zugleich das ganze Maaß der akademischen Freyheit. Sollen die Universitäten ihren lebendigen Einfluß auf die Wissenschaft nicht verlieren, nicht aufhören, Jünglinge für dieselbe, und durch sie, für den Gelehrtenberuf und für sehr bedeutende Kreise des Lebens zu bilden, so darf der akademische Lehrer nicht an eine bestimmte Lehrnorm, nicht an vorgeschriebene Compendien, nicht an eine Alle beherrschende Methode, überhaupt nicht an enge, die freye Bewegung in Wissenschaft und Lehre beschränkende Formen gebunden seyn; fremd bleiben muß ihm die Furcht, daß jede freye Untersuchung, jedes der oberflächlichen Betrachtung bedenkliche Resultat tiefsinniger Forschung als ketzerisch oder staatsgefährlich verschrien, jeder Schritt auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn mißtrauisch bewacht und belauscht werde. Man darf und man wird die

Forderung an ihn stellen, und ihn heilig verpflichten, daß nichts gelehrt werde, was den Glauben an die ewigen Wahrheiten der Religion überhaupt, und des Christenthums insbesondere, und die unwandelbaren Gesetze der Sittlichkeit gleichgültig, verdächtig oder lächerlich, nichts, was die Staatsverfassung wankend machen, die Achtung des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung untergraben, zum Ungehorsam, zur Willkühr, zur Widersetzlichkeit, zur Empörung reizen könnte. Aber das nothwendig freye Leben der Wissenschaft verträgt keine willkührlichen Beschränkungen; der Theolog, der Jurist, der Philosoph, der Historiker muß, wie der Naturforscher, in seiner Wissenschaft sich frey bewegen, und die Resultate seiner Forschung, sofern sie nicht jenen Grundforderungen widersprechen, auch vortragen dürfen. Dieses Maaß der Lehrfreyheit darf den Professoren unbedenklich gegeben werden, wenn man nur vertrauenswürdige Männer zu so einflußreichem Amte beruft, und wo einmal Einer das ihm vom Staate geschenkte Vertrauen mißbraucht, solchen von dem Platze entfernt, dessen er nicht würdig ist.

Was der Lehrer für das Lehren bedarf, das ist dem Studierenden für das

Lernen Bedürfniß. Schule und Universität unterscheiden sich wesentlich; dort muß Alles auf das Lernen im engern Sinne, und auf die Grundlegung wissenschaftlicher Erkenntniß, hier auf das Anregen der eignen Forschung, auf eigne selbstständige Bewegung im Kreise der Wissenschaft, auf Zeitigung des Geistes und Characters für das öffentliche Leben, berechnet seyn. Die Universität soll practisch brauchbare Männer, Seelsorger, Lehrer, Richter, Staatbeamte, aber auch den wissenschaftlichen Geist, Gelehrte, Forscher, ein in der Wissenschaft reifendes Geschlecht heranbilden, Männer, welche fast unmittelbar aus dieser letzten Schule in das öffentliche Leben und amtliche Wirken übergehen. Hier eignet sich nicht mehr Eins für Alle, nicht einmal für alle Jünger eines Zweiges der Wissenschaft. Dem Schulzwange müssen alle Schüler gleichmäßig unterworfen werden; sie sollen in dieser Schule des Gesetzes und Gehorsams für das freyere akademische Leben reifen; dieses muß ihnen ein solches Maaß von Freyheit gewähren, daß der beschränkte Geist zu einer unabhängigern und selbstständigern Thätigkeit in seinem Berufe, zu einem nicht an des Lehrers Wort, nur an das Gesetz gebundenes

Handeln sich erhebe, das höhere Talent aber Raum zu freyer Entwickelung finde, seine Kraft und sein Ziel erkenne, sich selbst seinen Wirkungskreis wähle, sich selbst eine Bahn breche. Darum darf den Studenten nicht vorgeschrieben werden, was, selbst nicht wie sie hören sollen; sie dürfen nur an die geistige Gewalt ihrer Lehrer gewiesen, und durch persönliches Vertrauen zu diesen geleitet werden. Wär' es anders, so blieben sie Schüler, und würden als Schüler ins öffentliche Leben eintreten. Sie sollen aber durch die ihnen gestattete Lernfreyheit zu kräftigen Männern heranreifen, und klar, mit heller Erkenntniß, mit festen Grundsätzen, deren Entfaltung die akademische Freyheit zuläßt, in ihren Beruf übergehen. Es lassen sich keine ausreichenden Maaßregeln ersinnen, um zu bewirken, daß Jeder auf strengbezeichneter Bahn, nur das treibe, und dieses sich recht aneigne, was zu practischer Brauchbarkeit führt; und wären solche Maaßregeln möglich, so würden sie doch nicht verhindern können, daß der Unfähige, der Leichtsinnige, der Entartete zu Grunde ginge, wohl aber würden sie den Reicherbegabten, den für die Wissenschaften begeisterten und erweckten Jüngling unnatür-

lich beschränken und hemmen. Der Lehrer Wort und Beispiel ist viel wirksamer, als allgemeine Vorschriften und Regeln; durch das wohlbegründete Vertrauen zu tüchtigen Lehrern lassen die Studirenden am sichersten und günstigsten sich leiten, und so wird immer das Meiste darauf ankommen, daß man nur solche Professoren anstelle, welche eben so sehr durch christliche Gesinnung und einen unbescholtenen Wandel, wie durch wissenschaftlichen Geist, gründliche Gelehrsamkeit und vorzügliches Lehrtalent sich auszeichnen.

Hat man solche Lehrer gewonnen, so wird auch die akademische Gerichtsbarkeit, welche gleichermaaßen eine Bedingung der akademischen Freyheit ist, als die väterliche, der Eigenthümlichkeit des akademischen Lebens angemessenste Leitung der Jünglinge, jeder andern vorzuziehen seyn, ohne der Roheit und dem Muthwillen, der Willkühr und Gesetzlosigkeit einen Freybrief auszustellen, oder zum Deckmantel, geheimer oder öffentlicher Ruhestörung sich herzugeben, oder die Jugend von dem Gehorsam gegen das Gesetz und von der Achtung der bürgerlichen Ordnung zu entwöhnen. Freylich ist die akademische Gerichtsbarkeit ein privilegirter Gerichtsstand, eine Ex-

emption; und die Demagogen, welche allen Privilegirten und allen Exemptionen so feind sind, dürfen dieselbe, wenn sie consequent seyn wollen, am wenigsten fordern; aber sie bleibt immer der Verfassung und dem Gesetz unterthan, und ist mit einem weisen Organismus des Staats wohl vereinbar. Allerdings nicht von ihres Gleichen, nicht von Studenten sollen Studenten gerichtet werden, sondern von ihren Lehrern, denen es wohl zusteht, das Gesetz, welches sie lehren und zum Verständniß bringen, auch auf die Jünger anzuwenden.

Damit aber ist denn auch das Maaß der akademischen Freyheit beschlossen, und wenn Sie, mein Freund! die Maaßregeln gegen Alles, was darüber hinaus geht, ein Bevormunden nennen, so vergessen Sie, daß dem Staate diese Vormundschaft von Rechts wegen zusteht, und daß keine, gesetzlich im Staate begründete Freyheit derselben sich entziehen darf, ohne in Willkühr und Gesetzlosigkeit auszuarten, und die Verhältnisse zu verwirren.

Ist Ihnen dieser Brief allzulang geworden, so sind Sie selbst Schuld daran, indem Sie mich auf einen Gegenstand leiteten, welcher, wie Sie wissen, mir sehr am Herzen

liegt. Wollen Sie nun das Alles auch zu Herzen nehmen, und dadurch sich bestimmen lassen, etwas unbefangener über die Angelegenheiten der Zeit, strenger über die von Ihnen Vertheidigten, gerechter und milder über die Regierungen zu urtheilen, so ist mein Zweck erreicht, und unsre fernern Mittheilungen werden dann unsre Einigkeit im Geist immer mehr fördern.

Dritter Brief.

Ist denn wirklich eine so ungeheure Kluft zwischen Ihren und meinen Meinungen, und nicht mehr blos zwischen diesen, auch zwischen Ihrer und meiner Gesinnung, wie Ihr letzter Brief, schmerzlich überraschend, und, wie es scheint, von Ihnen selbst nicht geahnet, an den Tag bringt?

Wär' es weniger Pflicht, auch den gräulichsten Irrthümern Rede zu stehen und den Irrenden die Wahrheit einer auf göttliche und menschliche Lehre gegründeten Ueberzeugung vorzuhalten, hätt' ich Sie weniger lieb, so würd' ich nur durch Schweigen Ihnen antworten. Am wenigsten aber sollen Sie sich überreden, daß Ihre Aeußerungen mich mit denen versöhnen könnten, deren Ansichten und

Absichten Sie vertheidigen wollen; ich verabscheue die Grundsätze, welche diese leiten, und vor welchen Sie, wie ich nicht genug beklagen kann, auch nicht mehr zurückbeben.

Daß ich zu Gunsten der akademischen Freyheit schrieb, das gefiel Ihnen; Sie lassen sichs nun auch gefallen, daß ich von demagogischen Umtrieben und von revolutionairen Vereinen rede, deren Daseyn Sie jetzt nicht mehr bestreiten wollen. Sie meinen aber, man könne die Demagogen nicht so schlechthin verdammen; man müsse die Größe Ihrer Zwecke kennen und würdigen; man dürfe nicht läugnen, daß wenn diese nicht öffentlich, sondern nur durch geheime Vereine sich erreichen ließen, diese eben dadurch gerechtfertigt wären, ja daß, wenn eine vollkommnere Staatsverfassung, die wahre, so langersehnte bürgerliche Freyheit, überhaupt ein menschenwürdigeres Leben nicht anders, als durch eine Revolution errungen werden könne, auch diese nicht so durchaus verwerflich erscheine.

Ich weiß, daß Grundsätze der Art bey manchen Bethörten Eingang gefunden haben; wenn aber ein Jüngling wie Sie, sonst so fromm, so lauter in der Gesinnung, so klar in den Ansichten, sonst von so gesundem Wahr-

heitssinn und Rechtsgefühl, sie in seine Theorie aufnehmen, sie so ungescheut aussprechen kann, wie Sie gethan, so ist das Uebel größer, die Macht der Verführung gewaltiger, als ich meinte.

So huldigen Sie denn jetzt wirklich dem, früher von Ihnen selbst so kräftig verdammten, und in Wahrheit! heillosen Grundsatze: daß irgend ein Zweck irgend ein Mittel heilige, daß man das wahrhaft Große, das Gute und Löbliche, das Heilsame und Würdige durch das Schlechte fördern dürfe, oder könne? Meinen Sie, ein Mensch habe die Gewalt, den Mächten der Finsterniß zu gebieten, daß sie ihm dienen zur Mehrung des Reiches des Lichts, durch die Lüge den Weg zur Wahrheit, durch das Unrecht durch die Sünde (denn die Sünde ist das Unrecht!) den Weg zum Recht und zur Freyheit zu bahnen? Der Mensch dürfte sich vermessen, das, was wider Gottes Willen ist zu versuchen, damit Gottes Wille, ohne welchem doch nichts Heilsames gedeiht, erfüllt werde? —

Ich traue Ihnen zu, daß Sie nicht in dem Grade verblendet sind, um so gräuliche Lehren und Grundsätze sich anzueignen; aber wie kommen Sie dazu, auf solche Weise die

angebliche Größe der Zwecke hinzustellen, als fielen um ihrer Willen die zur Erreichung derselben gewählten Mittel dem Gericht des Gewissens, der Moral, der Religion gar nicht anheim? — Sind geheime Vereine gesetzwidrig, so ist eben damit schon ihnen das Urtheil gesprochen, und es kann kein noch so erhabener Zweck sie, oder irgend etwas andres Gesetzwidriges rechtfertigen. Wo nicht die unbedingte Gültigkeit des Gesetzes und die unbedingte Verpflichtung jedes Staatsbürgers zum Gehorsam anerkannt wird, wo man den Grundsatz zuläßt: es dürfe um irgend eines Zwecks willen ein Staatsbürger sich selbst von dem schuldigen Gehorsam lossprechen, da öffnet man jeder Gesetzlosigkeit, der zügellosesten Willkühr, der verderblichsten Verwirrung eine weite Pforte, und es läßt sich dann durchaus keine genügende Grenzlinie ziehen, über welche hinaus die Umgehung oder Verletzung des Gesetzes unzulässig wäre. Nur wenn in einem Staate ein gesetz- und rechtloser Zustand einträte, wenn nicht mehr das Gesetz, sondern blinde Willkühr und Gewalt sich der Herrschaft bemeisterte, wenn diese mit Machtgeboten die unveräußerlichen Rechte des vernünftigen Menschen, nämlich Glaubens- und Gewissensfrey-

heit unterdrücken wollte, wenn also wirklich und wohlerwogen der Grundsatz: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“, zur Anwendung käme, nun dann würde, weil ein gegen diese Rechte gerichtetes Machtgebot kein allverbindliches Gesetz wäre, ein Zustand der Nothwehr vorhanden seyn, welcher die Vereinigung Mehrerer zur Abwehr solcher Uebel, solcher Gefährde des Heiligsten im Menschen, aber auch nur zur Abwehr dieser, entschuldigte und sogar nothwendig machte. Hier würde aber nicht der Zweck das Mittel heiligen, sondern das Mittel wäre durch sich selbst geheiligt, und gerechtfertigt durch die unbedingte Nothwendigkeit, eine gesetzwidrige Maaßregel abzuwehren, weil Alles, was wider Gottes Ordnung, wider die von Gott selbst den Menschen verliehenen und durch keine Gewalt ihm zu entziehende Glaubens- und Gewissensfreyheit ist, auch als gesetzwidrig erkannt und zurückgewiesen werden muß. Sie begreifen aber leicht, daß weil leicht jeder Verein von Schwärmern, denen auch das weiseste Gesetz als ihrem Glauben und ihrem Gewissen widerstrebend erscheinen möchte, auf solche Weise seine Gesetzlosigkeit beschönigen könnte, der Begriff

dessen, was der Glaubens- und Gewissens-freyheit angehört, aufs bestimmteste und strengste gefaßt, und Alles, was nur der menschlichen Eitelkeit und Selbstsucht angehört, und eben so Alles, was nur auf die äußere Freyheit sich bezieht, oder auf veränderlichen Meinungen beruht, davon ausgeschlossen werden muß. Ist nun unter uns am wenigsten von einem rechts- oder gesetzlosen Zustande, von einer wirklichen Gefährde der wahren Glaubens- und Gewissensfreyheit die Rede, sind die Gesetze gegen geheime mit politischen Zwecken beschäftigte Vereine eben so vollgültig, als gerecht und nothwendig, so muß die Theilnahme an solchen Vereinen schlechthin als gesetzwidrig, als ein Unrecht, als Sünde erscheinen. Sie erinnern mich an den s. g. Tugendbund, welcher allerdings zu seiner Zeit auch mir ehrenwerth schien. Er war auch ein geheimer, aber ohne Zweifel mit Vorwissen der Regierung bestehender, und nicht gegen den Staat, nicht gegen die rechtmäßige Obrigkeit, sondern nur gegen die Willkühr und Tyranney fremder Gewalt gerichteter Verein; er war also zu seiner Zeit nicht ungesetzlich, mußte aber sich auflösen, sobald sein vom Staate gebilligter Zweck erreicht war, und er

wäre jetzt, wenn er gegen den Willen der Regierung sich erhalten wollte, ein gesetzwidriger. Sie deuten auch auf die Freymaurerey hin, vergessen aber, daß diese zwar ein geheimer, aber doch in mehrern Staaten geduldeter, und gesetzmäßig bestehender Bund ist, und ungesetzmäßig nur in den Staaten, in welchen Gesetze gegen ihn gegeben sind. Wie edel auch die Zwecke dieses mit politischen Plänen nicht beschäftigten Vereins seyn mögen, so stände doch auch den Staaten, welche jetzt ihn anerkennen und schützen, das Recht zu, ihn aufzulösen und die Logen zu schließen, worauf jede fernere geheime Theilnahme an den Versammlungen verbrecherisch wäre. Es gereicht den Freymaurern zur Ehre, und spricht zu Gunsten ihres Bundes, daß in Rußland und anderwärts, wo der Staat seine Gründe hatte, ihn aufzulösen, von den Bundesgliedern alsbald die Pflicht des Gehorsams erfüllt ward. So wahr es übrigens ist, daß der Mensch im Verein mit Mehrern weit mehr Gutes zu wirken vermag, als vereinzelt, so wünschenswerth es ist, daß für löbliche und edle Zwecke Mehrere sich verbinden, so dürfen wir doch nie vergessen, daß das Gute im Staate nur unter Obhut und Vorwissen des

Staats, nur unter dem Schutze der Gesetze gedeiht, und daß jeder Verein, welcher Ursach hat, auch vor seiner rechtmäßigen Obrigkeit geheim zu bleiben, schon darum verdächtig und unrechtmäßig ist. Daß aber auch Großes und Herrliches ohne geheime Vereine, durch offenes und unverborgenes Zusammenwirken im Glauben und in der Liebe vereinigter Kräfte gedeihen und heilsam wirken kann, das bezeugt uns die Kirchenreformation, und denen, die Augen haben zu sehen, die ganze Geschichte, wie die eigne Erfahrung.

Sind aber geheime, vom Staate verpönte Vereine an sich gesetzwidrig und unrechtmäßig, wie mag man sie mit der Erhabenheit ihres Zwecks entschuldigen wollen? Werden solche Vereine zudem noch demagogischer Umtriebe beschuldigt, und ist diese Beschuldigung durch bestimmte Thatsachen erhärtet, welcher Mensch von unbefangenem und gesundem Rechtsgefühl mag dann ihre Vertheidigung unternehmen? Soll endlich sogar eine von ihnen aufgereizte Revolution zur Erreichung ihrer Zwecke dienen, wer mag zu behaupten wagen, daß durch diese Zwecke das frevelhafteste aller Mittel geheiligt werde? —

Meinen Sie wirklich eine Revolution sey

nicht so durchaus verwerflich? — Wissen Sie, junger Mann! Haben Sie sich klar gedacht, was Sie niederschrieben? Haben Sie so sehr die Lehren des Christenthums, der Geschichte, der Erfahrung sich entrücken lassen, daß Sie einer Revolution das Wort reden können?

Ich mahne Sie an jene Glaubenshelden, an jene Zeugen und Märtyrer der Wahrheit, deren glorreiches Gedächtniß einst der Gegenstand Ihrer Bewunderung und begeisterten Verehrung war. Wer hat je mehr Unrecht im Staate und durch den Staat erlitten, wer durfte je sich für befugter halten, gegen Mißbräuche der Gewalt, gegen die blutige Tyranney der Obrigkeit, gegen die ungesetzlichsten Verfolgungen, gegen Kränkung der Glaubens- und Gewissensfreyheit sich aufzulehnen, Gewalt mit Gewalt, Unrecht mit Unrecht zu vertreiben, als die ersten Christen? — Dennoch haben sie sich nie empört, nie durch geheime Vereine einen Aufstand gegen ihre tyrannische Obrigkeit, gegen ihre unversöhnlichen Verfolger bereitet, selbst dann, als man sich nicht scheute, das Volk gegen sie aufzuwiegeln und ihre verblendeten Mitbürger ihren Henkern beyzuge-

sellen, nie durch die Gräuel einer Revolution ihre Habe, ihr Leben, ihren Glauben, ihre Freyheit zu retten gesucht. Als sie schon zu Tausenden im römischen Reiche und anderwärts verbreitet, und in zahlreiche Gemeinden, die Anfangs unbeachtet, ungehindert sich gestalteten, vereinigt waren, als die Gefahr täglich über ihrem Haupte schwebte, als die Noth sie drängte, als sie in Schaaren zum Tode geführt, ihre Versammlungshäuser geschlossen und zerstört, ihre Heiligthümer geraubt und geschändet wurden; — als sie nicht ohne Hoffnung eines günstigen Erfolgs, zu einer streitbaren Macht sich verbinden und in allgemeiner Empörung ihr Heil suchen konnten, duldeten sie, treu der Lehre und dem Vorbild ihres göttlichen Meisters, trugen sie lieber das Unrecht, als daß sie es sich selbst erlaubt hätten. Und der Gott, der die Seinigen kennt, der allezeit mit den Gerechten und mit der gerechten Sache ist, der die Wahrheit und das Recht gegen alle Mächte der Finsterniß beschirmt, er hat das stille, sanftmüthige und großherzige Dulden jener Christen, auch durch den Erfolg, bewährt, da gerade unter den Leiden der Zeit, unter den ungerechtesten Verfolgungen die

Kirche Christi sich läuterte und befestigte, im leidenden und thätigen Gehorsam gegen die Obrigkeit, im Ertragen des Unrechts weit sicherer und entscheidender sich vollendete, als es möglich gewesen wäre, wenn die Verfolgten und Unterdrückten die Fackel der Empörung angezündet hätten.

Ist dieses Vorbild und Zeugniß bedeutungslos für die Christen unsrer Zeit? Haben wir solches oder ähnliches Unrecht zu dulden, wie Jene, oder heiligere Güter zu vertheidigen, oder größere Zwecke zu erstreben, oder drohendere Gefahr abzuwehren? Dürfen wir zur Erreichung vielleicht verzeihlicher oder löblicher Absichten und wünschenswerther Verbesserung im geselligen Leben uns das erlauben, was Jene, vom Geiste Christi erfüllt, selbst in der äußersten Noth, unter den entsetzlichsten Leiden, unter dem Druck des größten Unrechts, nie sich erlauben wollen, weil ihr Glaube, ihre Liebe, ihre Treue zweifellos es verdammte? — Wahrlich, fehlte unsrer Zeit nicht der Geist der ersten Christen, diese Demuth und dieser Glaube, diese Liebe und Treue, dieses Aufschauen zu dem Herrn und dieser kindliche Gehorsam, dieses feste Halten an dem unwandelbaren Wort der

Wahrheit, diese freudige Zuversicht zu dem Hirten seines Volkes, dieses Sehnen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, nach dem Reiche, das nicht kommt in äußern Gebehrden und Formen; — wahrlich so wäre von demagogischen Umtrieben unter uns keine Rede, und der unheilschwangere Geist der Revolution fände so wenig eine bereitete Stätte, als verblendete Vertheidiger!

Aber ich will Sie nicht durch Auctoritäten überreden, nicht durch Worte Ihre Meinung gefangen nehmen. Betrachten wir die Revolution aus dem einzig richtigen Standpunkte, zu welchem das Christenthum uns erhebt. Sie sind hoffentlich darinnen mit mir einverstanden, daß nichts wahr und nichts recht seyn kann, was mit den Lehren und Geboten des Christenthums nicht übereinstimmt, daß der Christ, wenn er seyn will, was er heißt, alle Verhältnisse des Lebens aus christlichen Gesichtspunkten betrachten und würdigen muß, daß, weil es nur Eine Wahrheit giebt, die der Erde, wie den Himmel angehört, und weil diese Eine im Christenthum aufgeschlossen ist, Alles, was, im Widerspruch mit ihr, als Wahrheit und Recht sich geltend machen will, als Irrthum und Lüge erkannt

werden muß. Sie huldigen gewiß nicht dem Wahne, daß die Wahrheit des Christenthums etwa nur auf die engern und persönlichen und häuslichen, nicht auch auf die größten und umfassensten, nicht auf alle Lebensverhältnisse anwendbar sey, daß die Politik mit dem Christenthum nichts zu schaffen habe, daß man wohl als Mensch und Hausvater, nicht auch als Staatsbürger an die Zeugnisse desselben sich binden dürfe, daß man in politischen Meinungen und im öffentlichen Leben ein Heide, und doch im Herzen ein guter Christ seyn könne. Unser Christenthum hat in Wahrheit noch wenig Wurzel, Saft und Kraft gewonnen, wenn es seine Zweige nicht ausbreitet über das ganze Leben und über alle Verhältnisse, und so gewiß wir nicht zugleich „Gott und dem Mammon dienen“ können, so gewiß der Ausspruch Christi: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut!“ für alle Zeiten und alle Christen fest steht, so gewiß kann das Reich Gottes unter den Menschen nicht erbauet, die Freyheit, der Friede, die Wohlfahrt unsers Geschlechts, und überhaupt ein menschenwürdiges Leben nicht gefördert werden, es sey

denn, daß wir von ganzem Herzen und von ganzer Seele mit Verstand, Willen und allen Kräften, und in allen Beziehungen der göttlichen Wahrheit des Christenthums huldigen.

Ist dem also, und legen wir nun den einzig ächten, im Christenthum gegebenen Prüfstein an die Revolution und revolutionairen Umtriebe, so stellen sie sich selbst als durchaus verdammlich dar. Mein Brief soll nicht eine Predigt über die Grundeigenthümlichkeiten des wahren Christen, Liebe, Demuth, Geduld, Ergebung, Gehorsam, oder über die Pflichten des christlichen Staatsbürgers werden; ich erinnere Sie nur an die unzweydeutigen und unumstößlichen Grundsätze des Christenthums: daß die Liebe, die Liebe, die sich nicht ungebehrdig stellt, nicht das Ihre sucht, sich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, sich nicht freut, wenn es unrecht zugeht, sich aber freut, wenn es recht zugeht, — die Liebe, die Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet, „des Gesetzes Erfüllung", also auch die Grundbedingung aller wahren menschlichen Freyheit ist; daß Jedermann unterthan

seyn soll der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; „denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott: wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfahen. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes, so wirst du Lob von derselbigen haben. Denn sie ist Gottes Dienerin; dir zu gut; thust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwerdt nicht umsonst; sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. So seyd nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen." —

Es ist unnöthig, Ihnen noch andere Zeugnisse der heiligen Schrift vorzuhalten; die angeführten genügen, um dem, welcher weder das unbedingte und entscheidende Ansehn des

göttlichen Worts zu läugnen, noch einfache, klare, durchaus unzweydeutige Aussprüche desselben nach Gefallen zu verdeuteln und zu verdrehen wagt, unwiderleglich darzuthun, daß, wer nicht die ewige Wahrheit des Christenthums verwerfen und von demselben sich lossagen will, nie und unter keinen Umständen eine Revolution befördern darf, weil sie eine Empörung gegen die von Gott verordnete Obrigkeit, also auch eine Empörung gegen Gottes Ordnung, und allezeit wider die Liebe, „das Band der Vollkommenheit," darum auch mit ächter Vaterlandsliebe durchaus unvereinbar ist. Mögen revolutionaire Geister Andern und sich selbst noch so feurigen Patriotismus vorspiegeln, mögen sie sich bereit zeigen, für das Vaterland Verfolgung und Tod zu dulden; sie sind dennoch in einem unchristlichen Irrthume befangen, und opfern sich nicht für ihre Brüder, nicht für die Freyheit, nicht für eine wahre und heilige Idee, sondern für einen beklagenswerthen Wahn.

Schauen Sie mit mir das wahrste und treueste Bild eines christlichen Staats an, und erkennen Sie auch daraus, wie selbst die unverkennbarsten Mängel und Mißbräuche der

Verfassung, so wenig ganze Vereine, als den einzelnen Staatsbürger berechtigen, an eine gewaltsame Umkehr der bestehenden Ordnung die Hand zu legen.

Das, wovon ursprünglich alle Staatsverfassung, alle Herrschergewalt und alle bürgerliche Ordnung ausging, das Vaterhaus, die väterliche Gewalt und das häusliche Regiment, — das ist noch immer dem Christen das heilige Urbild, das treueste Gleichniß des Staats; was er im Vaterhause ehrt, liebt und heilig hält, das ehrt, liebt und hält er heilig auch im Staate; was er als unrecht, frevelhaft, verderblich in Jenem erkennt, das wird er nie für recht, gut und heilsam in diesem halten.

Was dem Kinde sein Vaterhaus, das ist dem Bürger sein Vaterland; die väterliche Gewalt ist an Fürst und Obrigkeit übergegangen, das häusliche Regiment hat sich zu dem größern Staatshaushalt, die durch Bande des Bluts und der freyen Wahl vereinigte Familie hat sich zu einem, durch nicht minder heilige Bande vereinigten Volk erweitert. Wie im christlichen Hausstande der Vater einen Antheil an seiner Herrschaft der Hausfrau und erwachsenen Kindern zugesteht,

ohne darum seiner Gewalt sich zu begeben, ohne je aufzuhören, das Haupt zu seyn, und das allgemein entscheidende Wort zu führen; so steht der Fürst zu seinen Dienern, zu aller ihm untergeordneten Obrigkeit, auch zu den Söhnen seines Volkes, die er zur Mitwirkung für die gemeinsamen Angelegenheiten beruft; wie der Hausvater mit Recht von allen Gliedern der Familie Vertrauen, unbedingten Gehorsam, beständige Treue fordert, wie aber, wo Christi Geist regiert, seine Liebe Alle umfaßt, und auch den Dienenden im Hause Kindesrechte zugesteht, hingegen von ihnen kindliche Erfüllung ihrer Pflichten fordert; wie die Wohlfahrt der Familie eben darauf beruht, daß jedes Glied auf seinem Posten das Seine thut, Keins das Andre verdrängt, noch hindert, Keins sich mehr anmaßt, denn ihm gebührt, Alle in Eintracht und Liebe, in einmüthigem Geiste, Jedes nach seinem Maaße, dem Ganzen dienen, so soll es auch in jedem christlichen Staate seyn.

Nur wenn der Fürst als der Vater seines Volks anerkannt, wenn das väterliche Recht ihm unbedingt zugestanden, wenn ihm von jedem Bürger des Staats mit kindlichem Sinne gehuldigt, Treue gehalten,

Gehorsam geleistet wird, nur dann ist das rechte christliche Staatsverhältniß zur Anerkennung gekommen. Die Legitimität, (ein neuer Name für einen alten Glauben und eine alte Wahrheit!) ist eben des Fürsten heiliges, unantastbares Vaterrecht, und die rechte Gesinnung des christlichen Staatsbürgers gegen seinen Fürsten kann nur Pietät seyn. Wo diese Pietät verschwindet, oder wie in unsrer Zeit, wankend gemacht wird, da brechen unvermeidlich Frevel, Verwirrung und Verderben herein.

Betrachten Sie aus diesen, nicht einer willkührlichen Theorie, sondern der untrüglichen Wahrheit des Christenthums angehörigen Gesichtspunkten die demagogischen Umtriebe, so müssen sie Ihnen in einem andern Lichte erscheinen, als bisher. Was Revolutionen im Vaterhause wirken, wenn die Stimme des Vaters verachtet, gemißdeutet, verhöhnt, überschrieen wird, wenn die Kinder und Glieder des Hauses sich gegen Vater und Mutter zusammenrotten, um nach eignem Sinne das Hauswesen umzugestalten, wenn die, welche dienen sollen, herrschen wollen, und wenn der von Gott gesetzte Herrscher des Hauses, der Vater, höchstens

den Schatten der väterlichen Gewalt behalten, die ganze Fülle derselben aber an die Kinder, die sich hervorzudrängen und die Andern zu gängeln wissen, abtreten soll; was aus einer solchen Umkehr der natürlichen und göttlichen Ordnung entstehen muß, das liegt klar am Tage. Eine Revolution in dem größern Vaterhause, im Staate, bietet dieselbe Ansicht und Aussicht dar.

Wir halten billig den, welcher sich gegen seinen Vater auflehnt, oder hinter des Vaters Rücken Anschläge wider ihn schmiedet, für einen ungerathenen Sohn, der göttlicher und menschlicher Ordnung widerstrebt, und als Verbrecher sich selbst brandmarkt; — ist's denn anders mit dem Bürger gegen seinen Fürsten und Herrn? Zu dem Fürsten sagen: Wir bedürfen dein nicht; du sollst nicht länger unser Herr seyn! ist eben so recht und gut, wie wenn die Kinder des Hauses zu dem Vater sagen möchten: Du sollst nicht mehr unser Vater seyn; wir sind alt und klug genug, und selbst zu regieren! — Von den Dächern muß es in unsrer verworrenen Zeit gepredigt werden: der Fürst hat von Gott das Vaterrecht über sein Volk, alle Rechte des Vaters über seine Kinder, eben so unver-

äußerliche, eben so unantastbare und heilige. Darum ist Fürstenentthronung Verstoßung des Vaters aus seinem Hause, Fürstenmord ist Vatermord, ungeheurer, mit Fluch beladener Frevel!

Sagen Sie nicht, diese Lehre von der väterlichen Gewalt des Fürsten und der Obrigkeit, sey eine ganz ideale, in der Wirklichkeit nicht bestehende Ansicht des Lebens! Sie hat in ihrer Idealität die vollständigste Realität, und Ihr, die Ihr aus reinidealen Gesichtspunkten, nach Eurer Theorie die Welt umgestalten wollt, solltet am wenigsten als zu ideal eine Lehre verschmähen, welche, wenn sie noch nicht im wirklichen Leben sich bewährte, doch der Realisirung würdiger ist, als die ganze Masse demagogischer Verfassungstheorieen. Aber sie ist nicht blos Idee, sie tritt als Thatsache aus der Geschichte hervor, sie lebt als Glaube in des unverdorbenen Volkes treuem Herzen, welches seinen angestammten Fürsten noch immer als Vater, mit kindlichem Sinne, ehrt, liebt, und ihm gehorcht, und in allem Wirken und aller Macht der Obrigkeit nur die Ausflüsse der fürstlichen Vatergewalt erkennt.

Sie können mir entgegnen: dieser fromme

Glaube der Väter sey durch den stürmischen Wechsel der Zeit, da ganze Provinzen bald diesem, bald jenem Staate verbunden, bald diesem, bald jenem Fürsten unterworfen wurden, sehr erschüttert und wankend gemacht worden. So wenig dieß zu läugnen ist, so gewiß rechtfertigt sich damit das Princip der Stabilität, welches von den jetzigen Regierungen so ernstlich und beharrlich behauptet, von den Demagogen hingegen, welche das Wandelbare dem Bleibenden, das Unbeständige dem Beständigen, das Phantastische dem Wahren und Wirklichen vorziehen, verspottet wird, indem sie nicht begreifen wollen, daß es allerdings ein Hemmschuh ist, welcher aber, ohne das Fahrzeug an allem Fortschritt zu hindern, nur da angelegt wird, wo dasselbe von der Höhe herab unaufhaltsam in den Abgrund zu eilen droht. Was aber wirklich wahr, in ewiger Wahrheit gegründet ist, das ist an den Glauben nicht gebunden; es hört nicht auf Wahrheit zu seyn, wenn auch die ganze Welt den Glauben daran verlohren hätte. Das ist jedoch in Beziehung auf die Vatergewalt des Fürsten noch nicht der Fall, der Glaube an dieselbe lebt, aller widerwärtigen Erfahrungen der neuern Zeit ungeachtet, noch

in viel tausend treuen Herzen. Wir sehen, die neuen Provinzen Preußens, Bayerns, Würtembergs und andrer deutschen Staaten befreunden sich immer mehr mit ihrer Regierung, und das Volk huldigt dem neuen Fürsten mit treuer Ergebenheit, weil es in seinem nüchternen Sinne fühlt, daß, so frevelhaft es seyn würde, wenn die Bürger eines Staats eigenmächtig ihren Herrscher wechselten, doch jeder Fürst, welcher durch unabwendbare Ereignisse, nach Gottes Fügung, über neue Unterthanen gesetzt wird, auch über diese von Gott verordnet, und, weil das Vaterrecht des Herrschers nicht blos durch die Geburt, sondern überhaupt durch Gottes Willen und Fügung begründet wird, dieses Vaterrecht, wie die Vaterpflicht, über sie zu üben, und Kindestreue von ihnen zu fordern berechtigt ist. Wäre dieß ein leerer Wahn, so müßten wir auch annehmen, daß jeder Einzelne, welcher seiner Neigung, oder einer Führung oder einem Rufe folgend, aus einem Staate in einen andern, aus der Herrschaft seines angestammten Fürsten unter die Gewalt und das Gesetz eines andern Herrn überginge, damit sowohl verwaisete, als von aller Kindespflicht gegen seinen neuen Fürsten entbunden würde,

also nie ein guter Unterthan, ein rechter Bürger dem Staate, der ihn aufgenommen hätte, werden könnte. Wie aber der Einzelne, nach Gottes Ordnung da, wohin ihn sein Geschick führt, in dem Staate ein Vaterhaus, in dem Fürsten einen Vater wiederfindet, dem er nun, wie dessen ältere Unterthanen, zu kindlicher Liebe und Treue verpflichtet ist; so erkennen billig auch die Bewohner ganzer Provinzen, wenn sie, nach Gottes Fügung, einem andern Staate einverleibt werden, in dem Herrn desselben den von Gott ihnen gegebenen Herrscher, ihren Vater, ohne darum den, der früher Vaterrecht und Vaterpflicht über sie übte, undankbar vergessen zu müssen. Es ist ein günstiges Zeugniß für die Treue des deutschen Volkes, daß die Tausende, welche in neuern Zeiten, durch unabwendbare Verhängnisse, von dem Staate, dem sie bis dahin angehörten, losgerissen und mit einem andern verbunden wurden, die Trennung von dem Fürsten, ihrem Vater, und von ihren Brüdern, schmerzlich empfanden, aber gleichwohl ihrem neuen Herrn sich nicht minder heilig verpflichtet glaubten.

Wie aber, wenn der Fürst, sey es ein angestammter oder ein neuer, von Gott ver-

ordneter, kein Vaterherz zu seinem Volke hätte, nicht als Vater über dasselbe waltete? — Auch in dem engen Kreise der Familien giebt es Väter, welche ihr Vaterrecht mißbrauchen, und ihre Vaterpflicht versäumen; aber welche Sittenlehre spricht denn die Kinder solcher Väter von ihrer Pflicht los? Das vierte Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!“ ist das Erste, das Verheißung hat; „auf daß dirs wohlgehe!“ und diese Verheißung gilt eben so wohl, wie das Gebot, den Kindern gerechter und ungerechter Väter. Nichts entbindet von der dem Fürsten schuldigen Pietät, wie nichts die Kinder von ihrer Kindespflicht losspricht, und es gilt den Unterthanen, wie den Kindern das weise Gebot: „Spotte deines Vaters Gebrechen nicht; denn es ist dir keine Ehre. — Und halte ihm zu gut, ob er etwa kindisch würde und verachte ihn ja nicht, darum, daß du geschickter bist.“ Der Fürst, auf die Höhe der Menschheit gestellt, bleibt dennoch ein Mensch, darum von menschlichen Gebrechen nicht frey. Aber diese, und selbst das Unrecht erträgt der Christ mit Sanftmuth und Geduld, und wähnt nicht, daß er dem

Vater um seiner Gebrechen willen, verachten oder verstoßen dürfe. Kinder müssen auch des Vaters Launen und Härten in Geduld tragen; dieselbe göttliche Weisheit, welche uns lehret: „Fürchtet Gott! Ehret den König!“ gebeut auch: „Seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den Gütigen und Gelinden, sondern auch den Wunderlichen. Denn das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt, und leidet das Unrecht.“

Es ist endlich noch der Fall denkbar, daß der Fürst in einen Zustand versetzt würde, welcher an Wahnsinn gränzte, oder in wirklichen Wahnsinn überginge. Der treue Bürger wird dieß schmerzlich beklagen, aber darum sich nicht befugt halten, gewaltsam gegen den unglücklichen Vater des Landes zu verfahren, und durch den Umsturz der Verhältnisse die mit einem solchen Zustande verbundenen Uebel aufzuheben. Erkrankte auf solche Weise ein Hausvater, so würden die Kinder mit Schonung und Milde mögliche Gefahren abzuwenden suchen, aber nie vergessen, daß der Unglückliche ihr Vater ist. Im Staate sind für einen so traurigen Fall schon Vorkehrungen getroffen,

gesetzliche Maaßregeln, die sicherer zum Ziele führen, als die Gräuel der Empörung; der gute Bürger wird, wenn er dazu berufen ist, die Anwendung derselben bescheiden fordern, und das Vaterrecht in dem ehren, welcher gesetzmäßig zum Stellvertreter des kranken Fürsten verordnet ist.

Das Vaterrecht des Fürsten bleibt sonach, unter allen denkbaren Umständen, jedem christlichen Staatsbürger heilig und unverletzlich, und wie der Fürst von Gott verordnet, und zum Vater seines Volkes berufen ist, so ehren wir es nicht blos als eine löbliche Formel, sondern als ein tief bedeutendes Wort, wenn dem fürstlichen Titel das ehrwürdige Zeichen: „Von Gottes Gnaden!“ vorangestellt wird. Die, für welche dieses Wort seine tiefe Bedeutung verlohren hat, sind auch der christlichen Pietät entfremdet, und sollen am wenigsten die Staatsangelegenheiten leiten wollen.

Prüfen Sie nun diese Anfangsgründe der christlichen Staatslehre; können Sie denselben beystimmen, so ist die Kluft, welche bisher unsre Meinungen und Grundsätze trennte, schon um Vieles schmäler geworden! —

Vierter Brief.

Also viel Wahres scheint Ihnen, mein eigensinniger Freund! in dem, was ich neulich als meinen Glauben und als meine Grundsätze aussprach, doch zu liegen? Damit wäre denn freylich noch wenig gewonnen, weil etwas Wahres leicht auch in einem großen Irrthume, selbst viel Wahres in einer falschen Theorie liegen kann. Zu meinem Trost aber widersprechen Sie doch der Hauptsache nicht, und selbst Ihre Einwendungen sind mir ein erfreuliches Zeugniß, daß nur Ihr Kopf einen recht methodisch angeeigneten Irrthum und die der Zeit angehörigen Vorurtheile zu vertheidigen strebt, während Ihr Herz wider Ihre Meinung ist, und mir beystimmt.

Für jetzt genügt mir Ihre Versicherung: Sie möchten nie thätigen Antheil nehmen an demagogischen Umtrieben, wenn diese eine Revolution im deutschen Vaterlande beabsichtigten, nie selbst zur Erregung einer Empörung mitwirken. Damit gestehen Sie, daß Sie das revolutionaire Treiben der Demagogen verdammen. Aber mögen Sie denn von dem, was Sie als ungesetzlich, als unchristlich, als

verderblich anerkennen müssen, irgend heilsame Erfolge erwarten? Es geht Ihnen wie Vielen, welche in der Schule einer revolutionairen Zeit aufgewachsen sind, und obwohl sie die Gräuel einer Empörung verabscheuen, und zu den Urhebern derselben sich nicht gesellen möchten, dennoch die Revolutionen der neuesten Zeit mit ihren besten Wünschen begleiteten, und es beklagten, daß sie so schnell und so leicht unterdrückt wurden, ohne etwas Anderes, als Unheil zurückzulassen.

Sie haben Recht: Ich darf die Urheber der Spanischen, der Neapolitanischen und der Piemontesischen Revolution nicht verdammen. Denn das Verdammen der Menschen stehet überhaupt dem Menschen nicht zu, wohl aber das Verdammen heilloser Grundsätze und Thaten. Ich glaube auch gern, daß unter den Männern, welche die neuesten Revolutionen einleiteten, Manche waren, die nicht das Eigne suchten, die von einer schönen Idee begeistert, nur das Gute und Wünschenswerthe zu fördern meinten, Männer, die unter andern Verhältnissen sehr ehrenwerth seyn möchten. Ich läugne auch nicht, daß sie Ursach zu manchen Beschwerden, zu dem Wunsche: es möchte eine bessere Ordnung der Dinge bewirkt werden,

Gründe für ihr Unternehmen haben mochten. Aber ich kann sie doch von einem verderblichen Irrthume nicht freysprechen, noch die Grundsätze oder die Thaten billigen, zu welchen jener Irrthum sie verleitete. Ich richte sie nicht nach den Erfolgen, nach welchen man, da sie nie allein in des Menschen Hand stehen, am wenigsten die Gesinnung eines Menschen richten darf; aber auch abgesehen davon, daß die Erregung einer Revolution, aus christlichem Standpunkte, an sich verdammlich ist, darf ich sie eines großen Irrthums schon darum zeihen, weil die Erfolge erwiesen haben, wie weise berechnet für ihr Volk und ihre Verhältnisse ihr Unternehmen war, und was ihnen als Mittel zur Erreichung ihres Zwecks zu Gebote stand. Sagen Sie immerhin, man müsse sie beklagen, daß sie so schmerzlich in ihrem Volke und in ihrer Zeit sich getäuscht sahen; — Irrende sind immer zu beklagen; aber es wird damit nichts gerechtfertigt, was sie wider das Gesetz und wider Gottes Ordnung unternahmen.

Doch genug davon! Ich lasse, wie Sie, die Betrachtung der neuesten Revolutionen für jetzt fallen, zugestehend, daß die Acten darüber noch nicht geschlossen und zum Spruch reif

sind, wiewohl die daraus hervorleuchtenden Grundsätze in jedem Fall gemißbilligt werden müssen. Sie wollen aber, um der Revolution doch noch eine günstigere Ansicht abzugewinnen, dieselbe aus dem Gebiet der menschlichen Freyheit in das einer vermeinten Naturnothwendigkeit hinüberspielen. Allerdings hat auch die Natur ihre Revolutionen; Berge und Thäler bezeugen den Umfang und die Gewalt der früheren, und sie erneuen sich, zwar weniger allgemein, aber noch immer mächtig, in unsrer Zeit; allerdings giebt es auch im Leben der Staaten und Völker Revolutionen, welche den physischen in so fern verwandt sind, als sie nicht durch den vorbedachten Willen eines oder mehrerer Menschen, sondern durch unerkannte Kräfte und Gewalten urplötzlich entzündet, in der That mehr einem Naturgesetz, als der menschlichen Freyheit anzugehören scheinen. Mehr, als einmal hat ein kleiner Funke, der zu andrer Zeit in sich selbst erloschen und spurlos vorübergegangen wäre, sich zu einer Flamme entzündet, welche, mit unwiderstehlicher Kraft, ganze Völker umgestaltete, und es bedurfte vielleicht nur eines leisen Hauchs, um den lange geheim unter der Asche glühenden Funken, an dessen Erweckung eben viel-

leicht kein Mensch dachte, hervorzurufen, daß aus ihm ein ungeahneter Feuerstrom sich ergoß. Die Geschichte zeigt uns kaum Ein Volk, welches von solchen gewaltsamen Erschütterungen frey geblieben, und nicht allein in der s. g. Völkerwanderung und in den Kreuzzügen, die ganz eigenthümliche Völkerrevolutionen waren, sondern auch in vielen andern Bewegungen uud Kämpfen der Staaten erscheint die menschliche Freyheit unterthan einer Gewalt, welche die Kräfte der Natur bewegte, und die Völker in ihr Toben hineinzog, daß Altes verging, Neues sich gestaltete, Einzelnes fiel, Einzelnes erstand, Verbundenes sich trennte, und Getrenntes sich verband. Selbst neuere Revolutionen, wie die nordamerikanische, selbst wie die französische, waren, obwohl längst vorbereitet, doch nicht eigentlich beabsichtigt, weder durch den Willen und die Umtriebe Einzelner, noch ganzer Vereine hervorgerufen; die Flamme loderte schon empor, als revolutionaire Geister herzueilten, sie zu nähren und zu ihren Zwecken zu benutzen. Ja, die Führer des nordamerikanischen Aufstandes, welcher die Colonieen vom Mutterlande trennte und selbstständige Staaten ins Daseyn rief, sind zum Theil

nichts weniger, als revolutionaire Geister, vielmehr Bewältiger und Ordner einer Volksbewegung, welche sie, ohne Eignes zu suchen, nur zum Wohl ihrer Brüder zu lenken suchten.

Aber so wenig, als die physischen, können solche politische Revolutionen, welche kein Mensch gewollt, oder absichtlich eingeleitet, oder mit Vorbedacht angezündet hat, denen zum Vorwand dienen, welche darauf ausgehen, heimlich oder öffentlich, Unzufriedenheit, Gesetzlosigkeit, eine gewaltsame Umkehr der Verfassung und bestehenden Ordnung zu bewirken. Hüten wir uns doch ja die menschliche Freyheit einer blinden Naturkraft, einem heidnischen Fatum also unterthan zu machen, daß etwas, was der Mensch gethan, in einem dunkeln Verhängniß seine Rechtfertigung fände, oder daß am Ende, was der Mensch gefrevelt und gesündigt, Gott aufgebürdet wurde.

Wie mögen Sie auf die physischen Revolutionen, die in Gottes Hand stehen, und von ihm nach ewiger Weisheit, Gerechtigkeit und Huld, mit unwiderstehlicher Macht geordnet werden, sich berufen, um die politischen Revolutionen zu beschönigen, welche der

vermessene Mensch anfacht, als vermöge auch er, den Sturm zu beherrschen, die aufgeregten Kräfte zu bewältigen und zu lenken, der Flamme zu gebieten: Bis hieher, und nicht weiter! als wär' es ihm ein Leichtes, die gesetzlose Willkühr zu ordnen, und den wildaufbrausenden Strom in seinen Ufern zu halten! — Selbst die Geistesstarken und Wohlgesinnten, die, hineingezogen in den Strudel der allgemeinen Verwirrung, oder mit Selbstverläugnung und Selbstaufopferung hinzutretend, den Sturm zu beschwichtigen und das strandende Schiff, dessen Steuerruder sie ergriffen, in den friedlichen Hafen zu führen suchten, widerstrebten oft vergebens den Schlechten, denen der gesetzlose Zustand und die Raserey der Menge den weitesten Spielraum eröffnet, und gingen unter in dem Toben der Anarchie. Wo sind die Bessern, welche, bei dem Entstehen der französischen Revolution, der Meinung und Neigung des Volks sich zu bemächtigen, den Sturm zu lenken, aus den Ruinen des Alten ein Neues und Besseres zu erbauen strebten? Was haben sie auf die Dauer erbaut? Wie wenig vermochten sie, den brausenden Strom, dessen Dämme sie allzukühn durchbrechen halfen, also zu richten,

daß er die Fluren und Wiesen tränke, nicht verwüste und verderbe?

Man beruft sich jetzt so gern auf diese französische Revolution, mit welcher, zu ihrer Zeit, ein neuer schönerer Tag der Menschheit anzubrechen schien, und deren Lehren und Meinungen noch immer auch gute Köpfe verwirren. Auch Sie, Lieber! pochen auf diese Revolution, und rufen mir triumphirend entgegen: „durch dieselbe, wenn auch bei weiten nicht Alles, was die Edelsten hofften, erreicht worden, hätten die Franzosen doch unläugbar eine vollkommnere Verfassung, mehr bürgerliche Freyheit, überhaupt einen viel günstigern geselligen Zustand gewonnen, als der frühere war.“ — Muß ich Ihnen das zugeben, so will ich Sie auch daran mahnen, mit wie viel Blut, mit wie viel theuren Opfern, mit wie viel Gräueln dieses Bessere erkauft ward, und Sie sollen mir Antwort geben auf die Frage: ob Sie wirklich meinen, daß unser liebes deutsches Vaterland befleckt und verwüstet werden soll durch die Gräuel der Revolution Frankreichs, um dessen politische Einrichtungen damit zu gewinnen, oder daß eine deutsche Revolution mit keinen jener Gräuel verbunden seyn, daß in dem ge-

setzlosen Zustande nur das Gesetz, in der Raserey nur die Vernunft herrschen werde, oder ob wir, wenn wir auch durch eine Revolution Alles erringen könnten, was Sie an Frankreich rühmen, in der That etwas Besseres, als was wir schon besitzen und genießen, auf so blutigem Wege uns aneignen würden?

Aber ich läugne auch, daß Frankreich seinen günstigern Zustand der Revolution verdankt. Aus dieser kam nur Verwirrung und Mord, und Unheil aller Art, der Despotismus feiler Volksgünstlinge, die Tyranney der Soldatenherrschaft, die verheerende Wuth innerer und äußerer Kriege. Nur durch die Vernichtung der Revolution und ihrer letzten Zuckungen, nur durch die Rückkehr eines väterlichen Regiments, nur durch das Wiedererwachen der alten, zu lange gefesselten Pietät ist es besser geworden, wozu allerdings auch die großen Lehren, welche die Erfahrungen der neuesten Zeit den Fürsten und Völkern gegeben, das Ihre beytrugen. Und wär' es nicht besser geworden, ohne daß dieß Bessere durch so viel Thränen und Blut, durch den Fluch des Vatermords, an dem von Gott verordneten Könige verübt, erkauft werden mußte, wenn die Stimme des Gesetzes und

der Pietät die ersten Flammen der Empörung gedämpft, wenn die Nationalversammlung mit dem guten, geneigten, und, wenn auch schwankenden, doch wohlwollenden Könige, zu friedlichen, bessern Maaßregeln, zu mildern und besonnenern Aenderungen der Verfassung, zur gesetzlichern und einmüthigern Ueberwindung verjährter Uebel sich ernstlich vereinigt hätte?

Sie täuschen sich überhaupt mit Ihrer Appellation an die französische Revolution; Sie vergessen wieder, daß der Erfolg so wenig die That, wie der Zweck die Mittel heiligt. Ist eine politische Revolution, von Menschen angefacht, die Empörung gegen den rechtmäßigen Herrn, die willkührliche und gewaltsame Umkehr der geselligen Ordnung, an sich ein Verbrechen, so bleibt sie ein Verbrechen, ob auch die günstigsten Erfolge endlich daraus hervorgingen. Oder hört etwa der von unbändiger Leidenschaft oder von heillosem Vorurtheil getriebene Mörder eines Hausvaters auf, ein Verbrecher zu seyn, wenn vielleicht die Kinder des Gemordeten nachmals zu einem günstigern Zustande gelangen, wenn Gott sie seegnet, daß sie, unter heißen Thränen über ihre Verwaisung, in

Verhältnisse gesetzt werden, die ohne jene Gräuelthat sich ihnen nicht aufgeschlossen hätten? Darf der Mensch Böses thun, darf er irgend ein Unrecht, irgend Etwas, das wider Gottes Gebot ist, sich erlauben, weil Gott, der gnädig über Alles waltet, auch das Unrecht, welches der Mensch verschuldet, gar wohl Andern zum Besten lenken kann?

Könnten Sie mir daher auch noch so glänzende Erfolge alter und neuer Revolutionen nachweisen, Sie würden mich dadurch doch nicht überzeugen, ja Sie können unmöglich im Ernst sich selbst überreden, daß daraus die Gerechtigkeit revolutionairer Pläne und Umtriebe sich ergebe; ich werde des Glaubens bleiben, daß alles Gute, was nur durch eine Revolution erreicht werden kann, eben jetzt noch nicht erreicht, wohl erstrebt, aber nicht gewaltsam, nicht gesetzwidrig beschleunigt werden soll. Revolutionen sind lebensgefährliche Fieberkrankheiten im Organismus der Staaten; sie können zu Zeiten ein Uebergang zu festerer Gesundheit, zu einem glücklichern Zustande seyn, aber ihr Geist ist gefährlich und verderblich, der Ausgang immer ungewiß, selten günstig. Welcher Vernünftige und Wohlgesinnte mag ein Menschen-

leben, oder das Leben eines Staats, unbesonnen, ohne Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs, in Todesgefahr stürzen, in der Hoffnung, es könne, wenn allenfalls das Leben gerettet wird, ein gesunder Zustand daraus hervorgehen?

Haben wir aber bey Allem, was wir wollen, beabsichtigen und unternehmen, zuerst zu fragen: Ist's auch Gottes Wille? (denn nur was Gott will, und was der Mensch will, weil er erkennt, daß Gott es will, ist recht, ist wahrhaft gut und heilsam, und des höhern Seegens gewiß!) Hat auch Er mich dazu berufen? (denn nur wer sich bewußt ist, daß er das soll, was er will, daß er im Namen Gottes an sein Tagewerk geht, nur der handelt nicht eigenmächtig, darum nicht gesetzwidrig, nicht gottlos, weil nicht ohne göttlichen Beruf!) — so kann über die Verdammlichkeit einer willkührlich erregten Revolution gar kein Zweifel mehr obwalten, denn so gewiß, wie Gott nie mit sich selbst im Widerspruch seyn, nie etwas Gesetzwidriges, nie einen Frevel wollen kann, so gewiß will Er auch keine revolutionairen Anschläge. Diese gehen vornehmlich aus dem irreligiösen, eitlen Wahne hervor, daß der

Mensch etwas vermöge, ohne Gott, daß er aus eigner Kraft und Weisheit sich und andern Heil zu schaffen hoffen dürfe, daß er einen Theil des göttlichen Regiments sich anzueignen befugt sey, und daß das Gute, das Heilsame, zu langsam, oder gar nicht komme, wenn der Mensch es nicht gewaltsam herbeyziehe. Gott waltet auch über der Wuth der Revolutionen; aber Er ist nicht für sie; Er weiß Gutes daraus zu entwickeln; aber Er verdammt sie.

Sie haben indeß der Revolution noch eine Pforte offen erhalten wollen; sie müsse, meinen Sie, ja nicht gerade gegen den Fürsten, den Vater seines Volks, sie könne nur gegen treulose Räthe, die ihn umgeben und verleiten, gegen die Tyranney der Beamten, gegen die drückende Gewalt verjährter Uebel und Mißbräuche gerichtet, in so fern theils nothwendig, theils nicht wider, sondern für die väterliche Fürstengewalt, endlich auch unblutig und von Gräueln unbefleckt seyn. — Dieß ist wohl das Scheinbarste, was sich zu Gunsten der Revolution sagen läßt, obwohl es eigentlich mehr auf eine Reformation, die wir doch ja nicht mit jener verwechseln oder in Beziehung setzen wollen, hinweist. Meine

Grundsätze erschüttert es nicht, und wenn ich gestehe, daß Verhältnisse denkbar sind, unter welchen auch der Loyalste und Weiseste zweifelhaft werden kann, welche Parthey er zu ergreifen, wie er die dem Fürsten und Vaterlande schuldige Treue behaupten, wie er nothwendige Reformen mit dem pflichtmäßigen Gehorsam vereinigen soll; so bin ich doch unwandelbar überzeugt, daß das feste Halten an den Zeugnissen Gottes und an dem kindlichen Glauben des Christen auch in den zweifelhaftesten Fällen die sicherste und untrüglichste Entscheidung finden läßt. Schauen wir nur immer im Fürsten den Vater an, und das fürstliche Vaterrecht als die Richtschnur unsers Verhaltens. Wenn in einem sonst wohlgeordneten Hause Mißbräuche einreißen, welche der Vater nicht zu bemerken scheint, wenn dieser etwa den Dienern zu viel Willen läßt, ja Verläumdungen gegen seine Kinder nicht zurückweist, so treten wohl die ältern Kinder vor den Vater, den Trug, der ihn umgiebt, zu zerstreuen, und was des Hauses Frieden stört, zu verbannen, durch milde, bescheidene Vorstellung. Sie werden selten fruchtlos sich also an das Vaterherz legen, und waltete ein so feindseeliges Geschick über dem Hause, daß

der Vater auf der Kinder Vorstellung und Bitte nicht achtete, so werden diese nicht in einer Empörung gegen den irrenden Vater, sondern vielmehr im stillen Dulden, und in immer erneuten Versuchen, das Vaterherz zu gewinnen, Rettung und Heil für den Hausstand suchen. Es steht den Kindern wohl zu, wünschenswerthe Veränderungen der Hausverfassung zu rechter Zeit, und auf rechte Weise, nämlich immer ihr Kindesverhältniß bewahrend, dem Vater anzutragen; sobald sie aber solche ihm aufdringen und ihm abnöthigen wollten, träten sie aus den Schranken ihrer Kindespflicht heraus. Also im Staate. Es ist nicht nur eine unbedingt vollkommne Staatsverfassung nie und nirgend in der Wirklichkeit zu finden, und jede daher des Fortschritts zum Bessern bedürftig und fähig, sondern es gesellen sich auch zur Besten gar leicht Mißbräuche, und es kann kein Verbrechen seyn, diese auf angemessene Weise zu rügen, auf gesetzlichem Wege an ihrer Abstellung zu arbeiten. Es geschieht auch wohl, und es ist dieß ein Unglück für die Fürsten und für die Völker, daß zwischen den fürstlichen Vater und seine Kinder sich Menschen stellen, welche, aus Unverstand,

Leidenschaft oder bösen Willen, die Verhältnisse verwirren, und Saamen des Unheils ausstreuen. Aber so wenig man ein Haus, um es zu reinigen, anzündet, oder eine Hausordnung, um sie von Mißbräuchen zu befreyen, ganz über den Haufen wirft, so wenig wird eine Revolution das weiseste Mittel gegen die erwähnten Uebel seyn. Wo große, nicht blos einzelnen Ständen unbequeme, sondern gemeinschädliche Mißbräuche in die Staatsverfassung eingedrungen sind, wo veraltete Formen, weil sie hemmen und drücken, einer Reform bedürfen, wo Beamtenwillkühr auf dem Volke lastet, wo überhaupt die Willkühr dem Gesetz und der Verfassung widerstrebt, wo unwürdige Günstlinge, tyrannische Machthaber den Fürsten irre leiten, da werden sich ja wohl rechtliche und weise Männer zusammenfinden, welche die Gefahr nicht scheuen, mit bescheidener Vorstellung vor ihren Herrn zu treten, und seine Hülfe zu erbitten. Und würden diese selbst ein Opfer ihres wohlgemeinten und wohlbedachten Eifers, so würde auch dieß noch keine gewaltsame Umkehr der Dinge rechtfertigen, sondern nur die Erneuung ähnlicher Versuche empfehlen, die immer auf dem geraden Wege des Rechts und der

Pflicht sich erhielten, und endlich doch wohl von erwünschtem Erfolge gekrönt würden. In dieser, wie in andrer Beziehung, ist eine landständische Verfassung dem Fürsten und dem Volke gleich günstig, weil sie gesetzliche Mittel gegen vorhandene Uebel, einen Vereinigungspunkt für wohlgesinnte und vertrauenswürdige Männer, die Möglichkeit offener Verhandlungen über die wichtigsten Angelegenheiten der bürgerlichen Gemeinschaft, und eine Versöhnung der entzweyten Kräfte darbietet, die Versuchung zu geheimen und ungesetzlichen Vereinen und Maaßregeln mindert, und ein heilsames Gegengewicht gegen die Despotie, wie gegen die Revolution, enthält. Wäre diese auch nicht unmittelbar gegen den Fürsten gerichtet, ja beabsichtigte sie sogar seine Befreyung aus unwürdigen Banden, so erscheint sie doch immer als ein unerlaubtes Mittel für einen vielleicht löblichen Zweck, und eben in der Wahl der Mittel unterscheidet sie sich von der Reformation, welche, wäre der Zweck auch derselbe, doch allezeit in den Schranken des Gesetzes und der gesetzlichen Ordnung sich hält, und selbst außerordentliche Maaßregeln nur so weit, als das Gesetz sie zuläßt, sich erlaubt.

Auch eine, wie Sie sagen, unblutige, von Gräueln unbefleckte Revolution ist keinesweges so unschuldig, wie eine Reformation. Denn jene, unter welcher ich, dem alten Sprachgebrauch treu, eine gewaltsame und stürmische, eben so sehr gegen die rechtmäßige Obrigkeit, wie gegen das Gesetz sich auflehnende und eigenmächtige Umkehr der Staatsverfassung verstehe, kann zwar auch ohne Blutvergießen, ohne allgemeine Verwirrung vollbracht werden, aber sie hat durchaus keine Bürgschaft, daß sie ohne Gräuel bleiben möge, sie öffnet vielmehr diesen die Pforte, weil sie des Gesetzes Stimme zum Schweigen bringt, und weil, wo diese Stimme verstummt, aller Ungesetzlichkeit und zügellosen Willkühr, aller Gewaltthat und allem Unrecht, allem Wahnsinn und aller Raserey Bahn gemacht wird. Sie ist, und wäre sie noch so wohl bedacht, ein Feuerbrand in leicht entzündliche Stoffe geschleudert, und es ist kein Mensch so weise und gewaltig, daß er ihr eine Gränze, Maaß und Ziel zu setzen vermöchte; sie reizt und weckt so viele streitende Elemente, daß sie, wäre sie auch nicht in sich selbst unrechtmäßig, doch als ein schwervermessenes Wagniß erscheint, zu welchem Keiner, der Gott vor Au-

gen, Scheu vor jedem Unrecht und vor der verborgenen Macht des Verhängnisses im Herzen hat, Keiner, der in Demuth das Maaß menschlicher Kraft und Weisheit erwägt, und die großen Lehren der Geschichte, wie der Religion, in besonnener Anerkennung, ehrt, je die Hand bieten wird.

So dient denn auch Ihre Berufung auf die Kirchenreformation keinesweges zu Gunsten der politischen Revolutionen. Jene war allerdings erst nur ein kleines Fünklein, welches über alle Erwartung, ja ursprünglich unbeabsichtigt, schnell zu einer hellen Flamme aufloderte; aber sie war kein ungesetzliches, kein vermessenes, kein revolutionaires Erwecken dieser Flamme; sie war mehr, als einmal, nahe daran in eine Revolution verwandelt zu werden, aber der Geist, der sie zuerst hervorrief, schirmte sie gegen diese Entartung. Revolutionair, obwohl durch harten Druck zuerst entzündet, dann durch ungesetzliche Geister genährt, war der gleichzeitige Bauernkrieg, auch die wahnsinnige Bilder- und Klosterstürmerey; aber die Reformation bot nie die Hand zu solchem Unfug, entwürdigte sich nie durch ähnliche Gräuel, ist nicht verantwortlich für den Mißbrauch ihrer lautern

und wohlbegründeten Lehren und Grundsätze, wie die Religion unschuldig ist an den Verbrechen, welche die Welt in ihrem Namen verübte. Es muß dieß jetzt um so nachdrücklicher und öfter gesagt werden, weil in unsern Tagen so Viele bemüht sind, die gute Sache der Reformation verdächtig zu machen, indem durch unwürdige und unredliche Verwechselung dieser mit der Revolution, Einige ihre revolutionairen Umtriebe, Andre ihre gehässigen Anklagen der Reformation und der aus ihr hervorgegangenen Kirche, stützen wollen. Die Geschichte bezeugt unwidersprechlich, daß die Lutherische Kirchenverbesserung in ihrem Fortgange, wie in ihrem Beginn, durchaus keine politischen Zwecke hatte, und am wenigsten eine gewaltsame Umkehr der Staatsverfassung und der bürgerlichen Ordnung beabsichtigte. Sie hob an mit einer kräftigen, aber gemäßigten und bescheidenen Rüge von Irrthümern in der Lehre und Mißbräuchen in der Handhabung der geistlichen Gewalt; sie ward gefördert durch den blinden Eifer der Gegner; sie schritt fort zur Aufstellung der reinen, allein auf Gottes Wort gegründeten Lehre, zu den damit nothwendig verbundenen Reformen im christlichen Gottesdienst und in der Kirchen-

verwaltung; sie sah sich endlich genöthigt und gezwungen zu einer, vorher nicht beabsichtigten Trennung ihrer Freunde von der alten Kirchengemeinschaft, und zur Gestaltung einer neuen, nach dem Bilde der apostolischen organisirten Kirche. Alles dieß geschah frey und öffentlich vor aller Welt, entweder unter Zulassung, oder unter schweigender Begünstigung, oder unter unverhohlenem Schutze von Seiten der weltlichen Gewalt und rechtmäßigen Obrigkeit, oder, wo diese entgegentrat, nur in dem auf das Evangelium gegründeten Maaße der Glaubens- und Gewissensfreyheit. Einzelne Erscheinungen von Gewaltthaten, von offenbarer Widersetzlichkeit gegen städtische Obrigkeiten lagen nicht im Geiste der Reformation selbst, sondern theils im Geiste, theils in eigenthümlichen Verhältnissen der Zeit, theils in den durch keine menschliche Weisheit ganz abzuwendenden Ueberspannungen und Uebertreibungen, welche fast immer größern und umfassenden Neuerungen sich beygesellen. Die Reformatoren reizten nicht nur nicht zur Empörung, sie billigten, sie begünstigten dieselbe auch nicht, und wenn Luther, im heißen und schweren Kampfe für das, was er für die Sache Gottes erkannte, aufs empfind-

lichste gereizt und gekränkt, sich gegen einige Fürsten eine Sprache erlaubte, die wir durchaus nicht billigen können, die jedoch auch in dem Tone der Zeit eine Entschuldigung findet, so rief er doch selbst die Unterthanen dieser Fürsten nicht zur Empörung auf, und seinem Fürsten, seiner Obrigkeit war er beständig unterthan und gehorsam, so fern ihm nichts angesonnen ward, was gegen den Glauben und das Gewissen war. Selbst dann, wenn er, wie bey der eigenmächtigen Rückkehr nach Wittenberg, dem Willen seines geehrten und geliebten Fürsten entgegenhandelte, rechtfertigte er sich vor diesem durch Gründe des Glaubens und Gewissens, und erhielt die Genehmigung, deren er sich getröstete. Da aber, wo es weder seine Person allein betraf, noch die Sache Gottes gefährdete, fügte er sich selbst gegen seine Meinung und Neigung in den Willen seines Fürsten. In die Angelegenheiten des Staats mischte er sich nur dann, wenn sie unvermeidlich in Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten zur Sprache kamen, und auch dann immer mit Bescheidenheit, mit unzweydeutiger Achtung des Gesetzes und der gesetzlichen Ordnung. Wie er diese geehrt, wie wenig er selbst revolutionair

gesinnt war, bezeugen seine Schriften, bey deren Lesung man nur nie vergessen darf, welcher Zeit sie angehören, wie denn der Ton derselben, wenn Luther heut lebte, ohne Zweifel ein anderer seyn würde. Selbst wenn er in überströmendem Eifer, nicht in der Sache selbst, aber in der Rede zu weit ging, zeigt er sich jeder Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit so gründlich feind, daß man ohne große Ungerechtigkeit ihn nicht zu den revolutionairen Geistern zählen, noch diesen die Berufung auf ihn gestatten darf, zumal ohnehin die größte menschliche Auctorität nie rechtfertigen kann, was an sich Unrecht ist.

Man wagt Luther und überhaupt die Reformation revolutionair zu nennen, weil durch sie theils die damalige Kirchenverfassung umgestaltet, (was nicht ohne Einwirkung auf die Staatsverfassung bleiben konnte;) theils dem damals als Herrn der Christenheit anerkannten Papst der Gehorsam aufgekündigt ward. Aber jene, auf die Erkenntniß ewiger Wahrheiten und auf den Glauben an Gottes Wort gegründete Umgestaltung war um so weniger eine Revolution, als sie unter den Augen und wenigstens mit Zulassung der weltlichen Obrigkeit, zudem nur in Anwendung

der Glaubens- und Gewissensfreyheit, und ohne gewaltsame Maaßregeln vollbracht ward. Wären deßhalb die Reformatoren Empörer zu nennen, so träfe dieß auch die evangelischen Fürsten selbst, deren Verhältniß zu dem Reichsoberhaupt jedoch von dem der Unterthanen zu ihrem Fürsten wesentlich verschieden ist, und die dem Kaiser nur soweit sich widersetzten, als es zur Aufrechthaltung dessen, was sie als Gottes Sache erkannt hatten, nothwendig war.

Dem Papst aber ward der Gehorsam versagt, weil er nicht dachte, was göttlich, sondern was menschlich ist, weil er eine Verläugnung des Glaubens forderte, und eine Herrschaft üben wollte, welche, nach dem Evangelium, keinem Menschen zusteht. Er war noch als der Oberhirt der Kirche anerkannt, und durfte als solcher Gehorsam fordern, aber nicht weiter, als es vor Gott Recht, aus Gottes Wort zu rechtfertigen war. Dennoch, als schon die Unrechtmäßigkeit der ungemessenen Ausdehnung der päpstlichen Gewalt klar und laut dargethan war, hätten die Evangelischen mit dem römischen Stuhle sich versöhnt, und ihm von neuen gehuldigt, wenn er sich nicht zu Maaßregeln verleiten ließ, welche die neue

Gemeinde aus der Kirche ausstießen, und das Band, das sie mit Rom verband, gewaltsam zerrissen. Dabey ist nicht zu übersehen, daß die Fürsten, auch solche, welche mit den Evangelischen keine Gemeinschaft hatten, mit dem Beispiele offenbaren und zum Theil so nothwendigen, als gerechten Widerstandes gegen die Usurpationen des römischen Stuhls, den Reformatoren vorangegangen waren, und daß diese, weit entfernt, das Ansehen und die Machtvollkommenheit ihrer Fürsten zu gefährden, selbst für die fürstliche Gewalt und deren Vaterrecht im Staate gegen den Papst kämpften, ihre Sache aber von der ihrer rechtmäßigen Herren keineswegs trennten. Nicht die Reformatoren, sondern die protestirenden Fürsten erschütterten die Reichsverfassung, und nur gedrungen von einer unausweichbaren Nothwendigkeit, weil der Reichstag durch Stimmenmehrheit über Glaubens- und Gewissensfreyheit, für welche der Mensch zunächst nur Gott verantwortlich ist, und welche nur aus und nach Gottes Wort gerichtet werden dürfen, entscheiden, und die Evangelischen wieder unter das Joch, das mit Gottes Hülfe abgeworfen war, beugen wollte. Fürsten und Volk standen in der Reformtion

so einmüthig bey einander, kämpften so einträchtig für eine gemeinsame Angelegenheit, zerbrachen so gleichgesinnt gemeinsame, unrechtmäßige Fesseln, (welche jetzt auch die katholischen Fürsten, ohne der Revolution einen Vorwand zu leihen, nicht mehr tragen wollen;) beabsichtigten so wenig eine ungesetzliche, gewaltsame Umkehr der bestehenden Ordnung, daß nur Irrthum und Vorurtheil, oder böser Wille und Feindseelichkeit die neuern politischen Revolutionen mit der kirchlichen Reformation in Verbindung setzen kann.

Ich werde, wie Sie sehen, so wenig müde, die Revolution zu bekämpfen, wie Sie, dieselbe zu entschuldigen. Mir scheint es aber heilige Pflicht, in meinem Kreise überall gegen Grundsätze, die ein schleichendes, aber tödtendes Gift für alle gesetzliche Ordnung, und für die Wohlfahrt unsers lieben Vaterlandes sind, zu streiten, die erhabenen Lehren des Christenthums und der Geschichte dem ungeheuern Irrthum entgegen zu stellen, welcher gar Viele verleitet, von Aufruhr und Empörung so zu reden, als wären darinnen die sichersten und gerechtesten Mittel gegen wirkliche oder vermeinte Uebel der Zeit gefunden.

Und was hofft man denn von einer Re-

volution, welche man auch unserm friedlichen und treuen Volke zu wünschen kein Bedenken trägt? Ist sie sich selbst Zweck? — Fast scheint es, als seyen manche Demagogen der Meinung, nur allgemeine Verwirrung könne eine bessere Ordnung der Dinge schaffen, es dürfe nur erst ein Chaos streitender Elemente hervorgerufen werden, damit die Welt sich neu und besser gestalte; das Neue, was kommen soll, könne nur aus den Ruinen des Alten, alles Bestehenden sich erheben. Es giebt vielleicht noch Herostrate, welche als Heroen einer Revolution unsterblichen Ruhm zu gewinnen, Andre, welche im Sturme sich am sichersten zu bergen, am weichsten zu betten, hoffen. Doch sind gewiß deren nur Wenige; so Viele, welche es mit dem Vaterlande und mit der Menschheit gut und redlich zu meinen scheinen, und doch, uneingedenk, daß im Sturme aufgeregter Leidenschaft die Stimme der Vernunft, des Gesetzes, der Religion, selbst Gottes Stimme nicht gehört wird, einer Revolution so geneigt sind, sie mögen dieselbe wohl als ein sichres Mittel zur Erreichung hochwichtiger Zwecke, für welche kein Opfer zu groß wäre, anerkennen.

Sie, der Sie so eifrig die Sache der De-

magogen vertheidigen, Sie müssen mit derselselben vertraut seyn, und mehr davon wissen, als ich. Sagen Sie mir denn, was die Demagogen eigentlich wollen, welche Zwecke durch eine Revolution unter uns erreicht werden sollen? Sie werden mich zwar nicht überzeugen, daß eine Revolution rechtmäßig, oder wünschenswerth sey; aber sie können vielleicht mein Urtheil über die, welche ihr huldigen, bedeutend mildern. —

Fünfter Brief.

Noch einmal führen Sie mich auf die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Revolution zurück, indem Sie, um Ihrer Antwort auf meine Frage nach dem Zweck einer deutschen Revolution Bahn zu machen, mich auffordern, zu bekennen: ob ich denn auch die südamerikanische und griechische Revolution verdammen wolle? — Ich stehe Ihnen gern Rede, und würde auch die schärferen Waffen, welche Ihre Geschichtskenntniß Ihnen darbietet, nicht gescheut haben, wenn Sie dieselbe Frage hinsichtlich älterer Revolutionen, wie der helvetischen, der niederländischen,

der italienischen Staaten aufgeworfen, und mich genöthigt hätten, über die Gründe, mit welchen dieselben vertheidigt worden sind, mich zu erklären, was freylich nur durch ein umständliches, die Gränzen unsrer Mittheilungen, und das Maaß meiner, denselben gewidmeten Muße überschreitendes Eingehen in die Geschichte, möglich gewesen wäre.

Bleiben wir denn jetzt bey der südamerikanischen und griechischen Revolution stehen. Was die Erstere betrifft, so muß, dünkt mich, wohlerwogen und als Grundsatz des Staatsrechts anerkannt werden, daß das Verhältniß der Colonieen zu dem Mutterstaate und dessen Regierung, dem, des Mutterstaats zu seinem Oberherrn, nicht ganz gleich ist. Für alle Colonieen kömmt, wie es scheint, einem Naturgesetz gemäß, eine Zeit der Emancipation, welche, wenn der Mutterstaat sie für unzulässig hält, nur dadurch abzuwenden oder aufzuhalten ist, daß der Colonie das Maaß von Selbstständigkeit, welches mit der Obergewalt des Mutterstaats vereinbar ist, zu rechter Stunde eingeräumt, oder ihr völlig gleiches Recht mit den eingebohrnen Bürgern des Mutterlandes gewährt werde. Die Colonie darf, wenn die Zeit ihrer Reife und Mündig-

keit gekommen, dieses fordern, weil sie, wenn sie mit kindlichem Sinne der Mutter anhangen soll, auch mütterliche Gesinnung von dieser, also eine Liebe, welche zwischen ihr und den ältern Kindern, den Söhnen des Mutterlandes selbst, keinen Unterschied macht, zu erwarten berechtigt ist. So wenig wir es eine Empörung gegen den Hausvater nennen dürfen, wenn erwachsene Söhne mit aller Ehrfurcht und Demuth, den Vater bitten, ihnen diejenigen Rechte und Mittel zu gewähren, ohne welche ein selbstständiges Wirken, eine heilsame und pflichtmäßige Anwendung der vorhandenen und entwickelten Kräfte, Erkenntnisse und Fertigkeiten unmöglich, und ein guter Theil derselben zur Unthätigkeit verdammt wäre; so wenig ist es eine Empörung, wenn auf gleiche Weise, unter gleichen Bedingungen, dasselbe die Colonie von dem Mutterstaate begehrt. Wird diese billige Forderung nicht erfüllt, so rechtfertigt dieß zwar durchaus nicht gewaltsame Maaßregeln, eine willkührlich entzündete Revolution; aber es führt unvermeidlich einen Zustand von Spannung, von gegenseitigem Mißtrauen, von Unzufriedenheit und Reizbarkeit herbey, welcher nur einer geringen Veranlassung bedarf, um in eine Flamme der

Empörung auszubrechen, ohne daß man diese eine vorherbedachte und künstlich eingeleitete Revolution nennen dürfte. Ist dann aber einmal, gleich einem Gewittersturm, die Masse in Gährung und Aufruhr versetzt, so können die echten Freunde des Vaterlandes und der Ordnung nicht müßig bleiben, sie dürfen die Sache ihres Volkes nicht verlassen, nicht zugeben, daß die Gewalt und die Lenkung der gemeinsamen Angelegenheiten in die Hände jener eigensüchtigen und unlautern Menschen falle, welche in der Revolution sich hervordrängen, und die wandelbare Volksgunst sich zueignen. So müssen die Besten, welche nie eine Revolution gewollt, an derselben Theil nehmen, selbstthätig in die allgemeine Verwirrung eingreifen, und erscheinen dann wohl selbst als Revolutionaire. Aber sie werden, weit entfernt immer neuen Gährungsstoff in die beunruhigte Masse zu werfen, immer nur auf Versöhnung, auf Wiederherstellung der Ordnung hinarbeiten, nie blos selbst eine einflußreiche Rolle spielen und die Herrschaft hoffährtig sich anmaßen wollen, sondern mit völliger Selbstverläugnung nur das Heil ihres Volks im Auge behalten. Sie sind weder die Urheber, noch die Förderer der Revolution;

aber sie bieten all ihre Weisheit und alle Kraft auf, um dieselbe also zu lenken, daß die gute Sache den Sieg gewinne.

Ich maße mir nicht an, die Männer der südamerikanischen Revolution zu richten, oder zu entscheiden, ob unter ihnen solche sind, deren Art der Theilnahme an der Revolution ich eben bezeichnete. Zu Gunsten dieser aber spricht die Thatsache, daß sie ursprünglich durchaus nicht eine Empörung gegen das Mutterland und dessen Regierung, vielmehr für diese gegen die Usurpation war, welche der Throne Spaniens und Portugals sich bemächtigte. Jahrelang waren die Colonieen preisgegeben, ihren eignen Kräften sich überlassen, völlig losgerissen von der früheren Herrschaft. Es kam Alles darauf an, in dieser durch die Zeitverhältnisse herbeygeführten Absonderung von dem Mutterlande, einen rechtsbeständigen, den Zeit- und Ortsbedürfnissen angemessenen Zustand herzustellen, und obwohl es auch hier mehrern Führern der Revolution vielleicht mehr um eignen Gewinn, als um das Wohl der Völker, die sich ihnen anvertrauten, zu thun war, so arbeitete man doch ernstlich auf eine Ordnung der Dinge hin, aus welcher mehrere selbstständige Staa-

ten hervorgingen. Als dann im Mutterlande die rechtmäßige Gewalt wieder hergestellt war, durfte diese allerdings die noch nicht abgefallenen, aber doch in der That getrennten und neugestalteten Colonieen zum Gehorsam zurückrufen, und diese waren, wie es scheint, nicht abgeneigt, die alte Herrschaft wieder anzuerkennen, wenn nur die schon errungene Selbstständigkeit nicht völlig wieder vernichtet, und den indeß Mündiggewordenen die Gleichheit der Rechte mit den Söhnen des Mutterstaats nicht versagt ward. Die noch gährenden und streitenden Massen konnten aber am wenigsten durch die Versuche, ganz die alte, längst drückend empfundene, und nun entwohnte Ordnung der Dinge herzustellen, versöhnt und zum Gehorsam zurückgeführt werden; der Aufruhr dauerte fort, und nahm einen andern Character und eine andre Gestalt an; er ist nun ein revolutionairer Kampf gegen das Mutterland und dessen Regierung, aber er scheint noch immer versöhnenden Maaßregeln offen zu stehen. Nach der Rechtmäßigkeit dieses Kampfes fragt die bewegte Masse nicht; aber sie ist wie Kinder, die, durch ein ungeheures Verhängniß vom Vater getrennt, den Rückweg zu ihm nicht finden können, bis er

selbst sich ihnen als Vater zeigt und väterlich entgegen kommt.

Erwägen Sie nun, theils, daß das Verhältniß der Colonieen zum Mutterstaat von dem Verhältniß dieses zu seiner Regierung wesentlich verschieden ist, theils, daß die südamerikanische Revolution ursprünglich keine Empörung gegen die rechtmäßige Regierung war, also eigentlich keine Revolution, daß aber die Fortdauer des Kampfes nur versöhnender Maaßregeln harret, so begreifen Sie leicht, daß keine europäische Revolution durch jene entschuldigt, noch daraus die Zulässigkeit einer willkührlichen Empörung gefolgert werden darf. Ganz anders war das Verhältniß der Franzosen, als die durch die Revolution verbannte, aber ihres Vaterrechts nie verlustig gewordene Königsfamilie, der Spanier, der Niederländer und einiger deutscher Staaten, als die durch fremde Gewalt vertriebenen Fürsten in ihre Heymath, zu dem Throne ihrer Väter zurückkehrten, und die rechtmäßige Herrschaft wieder ergriffen. Jeder Widerstand gegen diese sich erneuende Herrschaft wäre revolutionair gewesen; wer nicht dem Grundsatz huldigt, daß ein Recht, weil eine fremde Gewaltthat eine Zeitlang an der

Ausübung desselben hinderte, verlohren gehe, wer die fürstliche Vatergewalt, als christlichen und nothwendigen Grundsatz anerkennt, der muß auch zugestehen, daß die Völker, zu denen der rechtmäßige Oberherr, nach längerer oder kürzerer, unfreywilligen Trennung heimkehrte, durchaus kein Recht hatten, ihm Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen sie ihn wieder aufnehmen und die freye Ausübung seines ursprünglichen Rechts gestatten wollten. Selbst wenn die ihre rechtmäßige Gewalt wieder ergreifenden Fürsten nicht alle Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche erfüllten, wäre eine Empörung gegen sie ein Verbrechen gewesen, wie es die spanische Revolution wirklich war, und daß dieß im Herzen unverführter Völker wirklich anerkannt ward, das hat die Erfahrung bewiesen.

Anders, aber keineswegs mit Verzichtleistung auf die unwandelbaren allgemeinen Grundsätze, ist die griechische Revolution zu beurtheilen. Ich will nichts darauf bauen, daß die unglücklichen Griechen durch Waffengewalt von den Türken unterjocht wurden; denn obwohl ein ursprüngliches Unrecht durch Verjährung nicht zu einem Recht, eine usurpirte Gewalt durch ihre Dauer an sich nicht

zu einer rechtmäßigen Herrschaft wird, so hört doch da, wo endlich eine freywillige Unterwerfung eingetreten ist, jeder Vorwand auf, welchen die anfängliche Unterjochung noch spät der Widersetzlichkeit darbieten möchte. Selbst das Eroberungsrecht ist, unter den nothwendigen Bedingungen, im europäischen Völkerrecht, und nicht blos von den Fürsten, sondern von den Völkern selbst anerkannt. Mehr, als Eine eroberte Provinz ist von ganzen Herzen den Erben des Eroberers unterthan und ein organisches Glied seines Staats geworden, dergestalt, daß jeder spätere Versuch, das Band, welches sie nun an einen anfänglich fremden Staat bindet, zu zerreißen, revolutionair wäre, weil er ererbte Pflichten und feyerlich gelobten Gehorsam verletzte.

Sollen aber eroberte Provinzen mit der neuen Herrschaft, welche zunächst nur das zweifelhafte und nicht unbestrittene Recht der Stärke und Gewalt geltend machen konnte, sich versöhnen, und zu einer innigen, festen und treuen Gemeinschaft sich vereinigen, so müssen sie dem Staat, dem sie angehören, wahrhaft eingebürgert, möglichst einverleibt, also auch, wie sie gleiche Pflichten mit den

ältern Bürgern des Staats übernehmen, gleicher Rechte theilhaft werden, wenn auch nicht immer sogleich, weil es Verhältnisse giebt, welche dieß hindern, und weil insbesondere die jedesmalige Bildungsstufe dabey zu beachten ist, aber doch im Fortgang der Zeiten, und es wird, wenn das neue Regiment nur weise und geneigt ist, meist kaum eines Jahrhunderts bedürfen, um durch den Vollgenuß aller Bürgerrechte die neuen Unterthanen der Regierung völlig zu verpflichten. Es leuchtet ein, daß die durch Waffengewalt Ueberwundenen, wenn sie fortwährend als solche, als gefangene Sklaven, als tributpflichtige Fremde behandelt, wenn ihnen alle Bürgerrechte in dem sie beherrschenden Staate, alle Kindesrechte im Hause des Eroberers beharrlich verweigert werden, weder mit ihrem Loose und mit ihrer neuen Obergewalt sich versöhnen, noch mit den ältern Bürgern als Brüder, mit dem neuen Herrscher, als Kinder mit ihrem Vater, sich vereinigen können; sie bleiben dann immer Fremde in dem Hause, das ihre Dienste fordert; sie werden so wenig die Kindespflicht anerkennen, so wenig sie sich als Kinder des Hauses empfinden können. Es hängt also wesentlich von dem Eroberer selbst,

oder von seinen Erben ab, sie mit heiligen und unauflöslichen Banden dem Staate zu verbinden, und wo dieses nicht geschieht, wird man frühere oder spätere Versuche, das aufgedrungene und fortwährend ungerecht lastende Joch abzuwerfen, eine Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu nennen, nicht befugt seyn, weil eine erobernde Macht nicht blos durch die oft erzwungene Verzichtleistung des frühern Herrschers, oder durch die oft auch nothgedrungene Anerkennung der andern Mächte, legitim wird, sondern nur dadurch, daß die neuen Unterthanen genöthigt werden, in dem neuen Herrscher den von Gott verordneten Herrn, sein Vaterrecht und damit zugleich ihre Kindespflicht anzuerkennen. Es liegt allen bestehenden, rechtmäßigen Regierungen viel daran, daß die Legitimität durchaus nicht als das Recht des Stärkern, nicht als die Beute des Eroberers, überhaupt nicht blos als ein Ausfluß der Gewalt, sondern als ein göttliches, also auch von dem Gesetz Gottes unzertrennliches, unantastbares, aber auch in sich selbst geheiligtes Gesetz und Recht, als fürstliche Vatergewalt allgemein betrachtet werde.

Aus diesem Gesichtspunkte aber ist die

Herrschaft der Türken über die Griechen durchaus keine legitime, und der Aufstand dieser gegen jene ist in Wahrheit nicht als eine Revolution gegen den rechtmäßigen Oberherrn anzusehen, darum auch, selbst wenn der Zeitgeist mitgewirkt hätte, den nie ganz erloschenen, Jahrhunderte lang fortglimmenden Funken zur hellen Flamme zu entzünden, mit den Empörungen anderer europäischer Völker gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn nicht, als eine verwandte Erscheinung, in Verbindung zu setzen. Griechenland ward bis auf die letzte Zeit, also Jahrhunderte lang, immer nur als eine eroberte Provinz, die Griechen wurden als Ueberwundene, Unterjochte, als Fremde, wie als Ungläubige, als die Knechte ihrer Herren, von den Türken behandelt; sie haben sich mit der fremden, tyrannischen Herrschaft nie versöhnen, mit ihr nie sich innig verbinden, nie sich wahrhaft ihr unterwerfen, nie das ihnen aufgelegte harte und unerträgliche Joch als ein rechtmäßiges annehmen, nie ihren Peinigern sich so, wie christliche Unterthanen ihrem legitimen Herrn, wie Kinder ihrem Vater verbunden fühlen können. Der Kriegszustand zwischen den Unterjochten und ihren Ueber-

windern hat wahrhaft nie aufgehört; die Griechen haben kaum etwas anders, als ihre unfreywillige Tributpflichtigkeit, nie die ganze Unterthanenpflicht anzuerkennen vermocht; Viele der freyen Bergbewohner konnten nicht einmal als Ueberwundene betrachtet werden, haben in den Türken immer nur Feinde, nie Herren anerkannt, und so erscheint der jetzige Aufstand der Griechen nicht als eine Revolution, nur als eine Erneuerung und Fortsetzung des alten Krieges.

Ich kann also den Aufstand der Griechen nicht verdammen; ich muß ihn vielmehr mit meinen Wünschen und Gebeten begleiten, weil ich ihn nicht für eine Revolution, nicht für eine frevelhafte Empörung gegen den rechtmäßigen Herrn halte, und weil das, was jene unglückliche Christen seit Jahrhunderten gelitten haben, so ungeheuer ist, daß die Erlösung aus so unmenschlichen Banden eine Sache der ganzen Christenheit ward. Je aufrichtiger ich dem Gesetz der Legimität huldige, je heiliger mir das gegenseitige Verhältniß zwischen dem rechtmäßigen Fürsten und seinem Volke erscheint, desto unerträglicher ist es mir, wenn man dem türkischen Großherrn in Beziehung auf die Griechen auch die Legimität

beyzulegen, und den Aufstand des schmählig gemißhandelten Volkes den verbrecherischen Revolutionen gleich zu stellen wagt.

Aber so aufrichtig ich dieß anerkenne, so kann ich doch weder in die Aeußerungen einstimmen, noch die Vorwürfe billigen, welche Sie gegen die europäischen Mächte, hinsichtlich ihres Verhaltens gegen die Griechen, sich erlauben. Ich läugne nicht, daß ich eine wohlwollendere und thätigere Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Volks herzlich wünsche, daß ein Einschreiten zu ihren Gunsten durch sehr heilige Pflichten geboten scheint; aber am wenigsten kann ich die deutschen Regierungen darüber, daß sie nicht mit thätiger Hülfe vorangehen, hart anklagen. Denn sie dürfen ihr Verhältniß zu dem europäischen Staatenverein nicht unbedacht lassen; wenn der Privatmann weit unbedenklicher der Neigung seines Herzens folgen darf, müssen Regenten sich hüthen, daß die Stimme des Mitleids sie nicht zu Maaßregeln bewege, welche dem eignen Vaterlande, den von Gott ihnen anvertrauten Völkern verderblich werden könnten.

Aber auch die übrigen europäischen Regierungen scheinen mir, obwohl ich mir

nicht anmaße, in die Geheimnisse der Politik einzudringen, in dieser Hinsicht nicht so durchaus tadelnswerth, wie Ihnen. Es ist leicht gesagt: Warum erbarmen sie sich nicht der unterdrückten Griechen? Warum helfen sie ihnen nicht gegen ihre barbarischen Unterdrücker? Warum sehen sie so ruhig einem Kampfe zu, welcher mit der Vernichtung eines ganzen Christenvolkes enden kann? — Aber haben Sie bey diesen Fragen auch Alles erwogen, was die Fürsten und Regierungen dabey nothwendig erwägen müssen?

Begreiflich würde die neue Gestaltung Griechenlands, als eines selbstständigen christlichen Staats, nicht blos die Politik, sondern auch das ganze europäische Staatensystem erschüttern, und tief in das Verhältniß der europäischen Mächte eingreifen. Die damit fast unvermeidlich verbundene unruhige Bewegung mag man wohl jetzt, wo viel darauf ankommt, den Völkern einen langen Frieden zu sichern, die Wunden, welche die Stürme der nächsten Vergangenheit zurückgelassen haben, zu heilen, und das vorgesteckte Ziel consequent zu verfolgen, ernstlich scheuen. In Zeiten, wo der revolutionaire Geist weniger weit sich verbreitet, weniger laut und gewalt-

thätig sich geäußert hätte, würde die Politik gegen Griechenland wahrscheinlich anders sich beweisen, und so sind gerade die Demagogen, welche am lautesten schreyen, daß eine engherzige Politik die Sache der griechischen Befreyung preisgeben, selbst ein Hinderniß kräftigerer Theilnahme. Es mag jetzt bedenklicher als je scheinen, den Aufstand eines Volks gegen seinen, wenn auch nicht rechtmäßigen, doch von den übrigen Mächten bisher anerkannten Oberherrn, zu unterstützen, woraus gar leicht Kämpfe im Innern und nach Außen hervorgehen könnten.

Dazu scheint das, was die christlichen Mächte in Beziehung auf Griechenland thun und nicht thun, für dieses gerade das Günstigste. Ein so lange in der ärgsten Sklaverei gehaltenes, und darum unvermeidlich entartetes Volk, kann vielleicht nur durch einen solchen aufopfernden, die alten Schlacken ausscheidenden, das ganze Volk läuternden Kampf in die Reihe freyer Völker, selbstständiger Staaten sich stellen. Wird Griechenland durch sich selbst frey, so hat es unläugbar viel mehr gewonnen, als wenn es befreyt würde durch Andere. In so fern ists gut, daß es für jetzt sich selbst überlassen, Gott und der

gerechten Sache vertrauend, mit der Kraft des Glaubens und der Liebe, sich durchkämpfen muß, und die Politik, welche diesem Kampfe zusieht, ohne in denselben einzugreifen, und erwartet, wie er sich entscheiden wird, steht vielleicht auf einem höhern Standpunkte, als die Tadler. Daß aber kein Bürger irgend eines Staates eigenmächtig und gegen den Willen seiner Regierung, der er Gehorsam schuldig ist, selbst wo dieser der Neigung seines Herzens widerstrebt, in jenen Kampf eingreifen darf, wenn er nicht den Grundsätzen der Revolution huldigen, und damit die bessere Sache der Griechen selbst gefährden will, das bedarf für Sie wohl keines Beweises. So allgemein übrigens die Theilnahme fast aller Völker an der Sache Griechenlands ist, so laut und innig sie sich für dieselbe erklären, so harren sie doch ruhig der Maaßregeln, welche die Regierungen ergreifen mögen, und wenn Einzelne selbst hinziehen, und an dem Kampfe thätig Theil nehmen, so ist das wohl ein Irrthum, aber kein solcher, welcher schlechthin die Gesinnung verdächtig machte; wenn Andre durch milde Beyträge die Unglücklichen zu unterstützen bemüht sind, so ist das eine Aeußerung menschlicher Theil-

nahme, und beydes so lange, als es nicht gegen das ausdrückliche Gebot der Obrigkeit geschieht, vollkommen erlaubt und löblich. Gewiß wäre es ein großes Unrecht, wenn man diese Theilnahme, welche auch die besonnensten, loyalsten und unbescholtensteu Menschen äußern, mit einer Innigkeit, welche man zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit rechnen muß, als eine Aeußerung des revolutionairen Geistes betrachten wollte, welcher bey den Meisten wohl nicht mehr Antheil daran hat, als irgend eine andere Aeußerung herzlichen Mitgefühls und christlicher Liebe, obwohl auch nicht geläugnet werden mag, daß die Freunde der Revolution an die Sache Griechenlands ihre Wünsche und Hoffnungen, die jedoch noch keine Unternehmungen sind, anknüpfen können.

Kehren wir nun wieder zu unserm eignen, lieben Vaterlande zurück, so muß ich Ihnen zuerst meine Freude darüber bezeugen, daß Sie, in Ihrer Antwort auf meine Frage, so bestimmt erklären: es sey durchaus kein zureichender Grund zu einer deutschen Revolution vorhanden, und es stehe das, was durch eine solche irgend erreicht und gewonnen werden könnte, in keinem Verhältniß zu dem,

was man tollkühn und vermessen aufs Spiel setzen müßte. Also auch ganz abgesehen von der Verdammlichkeit der Revolution an sich, halten Sie alle Versuche unser Vaterland zu revolutioniren für unklug und unweise, und wollen dieselben keineswegs rechtfertigen, sondern, um die Theilnehmer zu entschuldigen, nur das ans Licht ziehen, was diese dazu bestimmen konnte. Sie sind denn schon auf einem bessern Wege, und wir werden endlich wohl uns wieder näher treten. — Irrende zu entschuldigen, bin auch ich von Herzen geneigt; doch müssen wir dabey uns sorgfältig hüthen, den Irrthum selbst zu bemänteln, und in ein solches Licht zu stellen, daß er am Ende sehr unschuldig erscheint.

Wiewohl Sie nun selbst alles revolutionaire Streben in Deutschland eben so sehr für einen Irrthum, wie für ein Unrecht, halten, so meinen Sie doch, daß sich diese Erscheinung auf eine Weise erklären lasse, welche die Schuld der Theilnehmer wesentlich mindere. Sie verfahren aber dabey etwas wunderlich, indem Sie Ursach und Wirkung ziemlich offenbar verwechseln. Denn wenn Sie von der, wie Sie meinen, sehr weit verbreiteten Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der

Dinge ausgehen, und als die Quelle dieser Unzufriedenheit, in welcher Sie die Anlage zu revolutionairen Meinungen und Plänen erblicken, das peinliche Mißtrauen der Regierungen gegen die Staatsbürger, die empfindlichen Maaßregeln gegen die öffentliche Freyheit, die harten Beschränkungen, welche, indem sie eine angeblich weit verbreitete Verschwörung abwehren sollen, zugleich die rechtlichsten und friedlichsten Bürger drücken, deutlich bezeichnen, vergessen Sie, daß jenes Mißtrauen, jene Maaßregeln und Beschränkungen nur die Wirkung von Aeußerungen und Thatsachen waren, welche auf revolutionaire Pläne hindeuteten. Ich gebe Ihnen zu, daß eben diese Wirkung benutzt werden konnte, sie als gerechte Ursach gewaltsamer Unternehmungen darzustellen, daß der Geist, den man verbannen und unterdrücken wollte, durch die gegen ihn ergriffenen Mittel noch mehr gereizt, in ihnen einen willkommenen Vorwand finden mochte; aber wer die Geschichte unsrer Zeit kennt, wird doch nicht behaupten, daß die deutschen Fürsten ohne allen Grund revolutionaire Bewegungen, Absichten wenigstens, wenn auch noch nicht Unternehmungen, voraussetzten, und dadurch zu strengen Maaßregeln sich

bestimmen ließen. Vielmehr liegts am Tage, daß der Geist, den man zu bekämpfen suchte, wirklich sich regte und kräftige Gegenwirkung nothwendig machte.

Blicken Sie zurück auf jene Zeit der Noth, da die deutschen Fürsten zum Kampf gegen den fremden Unterdrücker, dessen ehernes Joch schwer auf uns lastete, ihre Völker aufriefen, und ihnen die Waffen in die Hand gaben; zeigten sie da nicht ein unbeschränktes, arglo-ses Vertrauen zu den Söhnen des Vaterlan-des? Und diese haben wirklich ein solches Vertrauen gerechtfertigt; sie haben Gut und Blut daran gewagt, die eigne Freyheit, das Vaterland, die Unabhängigkeit und Würde der Fürsten zu retten; sie haben ihre Sache von der ihrer Regenten nicht getrennt, son-dern mit alter Treue und angestammter Erge-benheit, so tapfer als standhaft, für Fürst und Vaterland gestritten. Jene große und schö-ne Zeit, sammt den vorangegangenen schmerz-lichen Erfahrungen, berechtigten zu eben so großen und schönen Hoffnungen, desto gewis-ser, je inniger das alte Liebesband zwischen Fürst und Volk sich erneut, und je herrlicher es sich bewährt hatte.

Als der Kampf siegreich geendet war, als

nun die Friedensunterhandlungen eintraten, in welchen freylich die vorige Begeisterung, weil ihr nächstes Ziel erreicht war, und weil Unterhandeln, Frieden und Bündnisse schließen, neue, auf die Dauer und auf mannichfache Verhältnisse berechnete Grundsätze und Ordnungen entwerfen, etwas Anderes ist, als in die Schlacht ziehen, sich nicht so nachhaltig, wie Viele erwarteten, bewies; als die Begründung eines neuen europäischen Staatensystems, eines festen Friedensstandes, und, was gewiß von den unterhandelnden Mächten nicht vergessen ward, einer sichern Wohlfahrt der Völker, denen, welchen dieses Werk leichter schien, als es war, zu lange verzog, da regten sich auch bald vorlaute Stimmen des Mißmuths, der Unzufriedenheit, eines weder gerechten, noch immer gemäßigten Tadels. Dennoch gaben die deutschen Fürsten, als mitten in den Unterhandlungen der überwundene Feind wieder hervorbrach, und zu neuem Kampf aufforderte, keinem Argwohn, keinem Mißtrauen Raum; noch einmal wurden wir zum Kampf gerufen, mit den Waffen geschmückt, unter das Panier der Freyheit gestellt, und noch einmal stritten Fürsten und Volk gemeinsam für die gemeinsame Angelegenheit, mit siegrei-

chem Erfolg, und sich gegenseitig verpflichtend. Da gaben die Fürsten dem Volke, das Volk den Fürsten, beyde Gott die Ehre des heißerrungenen Zieles, des Sieges, der Freyheit, des Friedens!

Damals, und wohl noch einige Zeit nachher, war von demagogischen Umtrieben und revolutionairen Plänen in ganz Deutschland gewiß noch keine Spur zu finden, obwohl bald darauf Zeichen von gegenseitigem Mißtrauen und von Unzufriedenheit hervortraten. Natürlich und verzeihlich war es, daß man zu großen Hoffnungen und Ansprüchen sich berechtigt glaubte. Abermals waren im ganzen Vaterlande, auf der Fürsten Ruf, Männer und Jünglinge unter die Waffen getreten, und hatten für Fürst und Vaterland glorreich gefochten. So Viele hatten ihre Habe und ihr Leben daran gewagt, so Viele ihre Gesundheit geopfert, so Viele trauerten um treue Freunde und Waffengefährten, welche auf dem Schlachtfelde geblieben, in vielen Familien flossen Thränen um geliebte Söhne, Brüder, Verwandte und Freunde. So große und theure Opfer sollten, hoffte man, eine neue bessere Ordnung der Dinge begründen, und je mehr Viele das, was doch für Alle

gewagt, gethan und geopfert worden, zunächst als eine Aufopferung für die Fürsten betrachteten, desto mehr meinte man nun von diesen auch das willigste Entgegenkommen, die vollständigste Befriedigung der Wünsche des Volks erwarten und fordern zu dürfen. Als noch immer viele Erwartungen nicht erfüllt, manche Forderungen, wo nicht zurückgewiesen, doch, wie die Ungeduldigen meinten, nicht genug beachtet wurden, da stahl sich in manche Herzen der Argwohn, daß die Regierungen es nicht ernstlich, nicht redlich meinten, daß sie ihre Versprechungen bereuten und umgehen wollten, und es fehlte nicht an Menschen, welche diesen Argwohn nährten, obwohl sie hätten wissen können, daß eine tiefbewegte Zeit nicht die günstigste zum Neubau ist, daß alte und tiefe Wunden nicht augenblicklich geheilt werden können, daß überspannte Forderungen selbst die Erfüllung der billigern verzögern und hindern, daß Aeußerungen von Argwohn und Mißtrauen den besten Willen lähmen und hemmen, daß Staatsangelegenheiten der höchsten Ruhe und Besonnenheit, der umsichtigsten Erwägung und Berücksichtigung aller Verhältnisse, darum der Zeit bedürfen, um zu reifen, und daß jede Uebereilung Verderben

droht. Wollten wir den alten Ruhm deutscher Besonnenheit, Geduld und Treue behaupten, so stand es uns zu, die Erfüllung unserer Hoffnungen ruhig und vertrauensvoll zu erwarten, um so mehr, als einzelne Fürsten mit dem Beispiele weiser und wohlwollender Berücksichtigung der Wünsche und Bedürfnisse des Volks vorangingen, und keiner sich seinem Volk entfremdet oder widerwärtig zeigte. Wirklich offenbarte sich im Volke, obwohl klagende, auch unzufriedene und unmuthige Stimmen, besonders in den höhern Ständen laut wurden, nirgend eine feindliche Bewegung, nirgend ein sträflicher Trotz, nirgend ein ungesetzlicher Widerstand, am wenigsten eine Neigung zur Empörung, und selbst in den Staaten, wo man Viele zu Vorstellungen und Aufforderungen an die Regierung zu vereinigen wußte, ward nirgend der schuldige Gehorsam versagt. Einzelne, allerdings unerlaubte, aber hinsichtlich ihrer Art und ihres Umfangs nicht bedeutende Regungen von Ungesetzlichkeit standen vereinzelt, und lösten sich bald in sich selbst auf, nahmen jedoch die Aufmerksamkeit der Regierungen ernstlich in Anspruch.

Dennoch hätte sich Alles glücklich und

befriedigend gelöst, und wir würden uns jetzt eines günstigern Zustandes freuen, wenn nicht vorlaute Sprecher, unberufen und unbesonnen, in die öffentlichen Angelegenheiten sich gemischt, zwischen Fürsten und Volk so eigenmächtig, als vermessen sich gestellt, die Regungen der Unzufriedenheit genährt, die Ungeduld und den Unmuth noch mehr aufgereizt, und mit einer Zügellosigkeit und Rücksichtslosigkeit, welche als ehrliche und männliche Freymüthigkeit, als gediegene Deutschheit gelten sollte, die Maaßregeln der Regierungen bekrittelt und verdammt, und obwohl vielleicht kaum Einer noch an eine deutsche Revolution dachte, doch das Volk so zu bearbeiten gesucht hätten, daß es in ihren Ruf einstimmen und so den Gang der Regierungen ändern, oder beschleunigen möchte. Wenn nun Zeitungsschreiber und Pamphletisten immer ungebührlicher sich vernehmen ließen, immer unzufriedener und neuerungssüchtiger sich zeigten, wenn Manche so weit gingen, daß sie nur in einer völligen Umkehr der bestehenden Verhältnisse, Rettung und Heil zu sehen erklärten, wenn sie Ideen zu Constitutionen, welche nur republicanischen Geist athmeten, aussendeten in die Welt, wenn sogar, wie es geschehen ist, auf

eine neue lex agraria hingedeutet ward, und wenn man alle dies Reden und Pochen ausdrücklich als die öffentliche Meinung, als die Volksstimme, die denn auch als Gottes Stimme bezeichnet ward, ausrief; — sollten diesem unsinnigen Treiben die Regierungen gleichmüthig und ruhig zusehen, gar keine Besorgniß, daß solches ungebührliche, hie und da tolle Geschrey, endlich doch die Volksstimmung verderben, den Blick trüben, Begriffe und Gesinnungen verwirren, und großes Unheil bereiten möchte, in sich aufkommen lassen? Man begriff wohl, daß, nach einer so thatenkräftigen Begeisterung, die neuerweckte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sich auch in lauter und freymüthiger Rede äußern müsse; man hatte keinen Arg dabey, daß auch die Jugend, von der ein guter Theil für des Vaterlandes Befreyung selbst sein Leben eingesetzt hatte, ihre Wünsche, Hoffnungen und Ansichten aussprach; es ward eine Rede- und Schreibefreyheit zugelassen, welche (sehen Sie nur die öffentlichen Blätter aus jener Zeit an!) in der That so vollständig war, daß es fast nur den Sprechern selbst überlassen blieb, sich die ziemlichen und nothwendigen Schranken zu setzen, und selbst als diese ohne Scheu

und Schonung durchbrochen wurden, als die löbliche Freymüthigkeit hie und da in Frechheit sich verwandelte, zögerten die deutschen Regierungen durch beschränkende Maaßregeln dem wüsten Geschrey Einhalt zu thun, und durch Zeichen von Argwohn das Volk, das sich eben so treu bewährt hatte, zu kränken. Man konnte sich auch damit trösten, daß eine solche Periode der Ueberspannung vorübergehen müsse, daß die stolzen Wellen sich wieder legen würden, daß es doch nur ein kleines Häuflein von Rednern war, welche, obwohl sie vorgaben, die öffentliche Meinung auszusprechen, eigentlich nur ihres Herzens Meinung laut werden ließen, das endlich, weil zugleich die freymüthige, aber gemäßigte Stimme tüchtiger Männer sich vernehmen ließ, auch manche gute und förderliche Idee sich durcharbeitete; selbst als es immer bedenklicher ward, den Sturm austoben zu lassen, ohne ihm einen festen Damm entgegen zu stellen, griff man nicht übereilt zu harten Beschränkungen.

So gingen die Jahre 1814. 15. 16. 17. vorüber; schon wurde das Daseyn geheimer politischer Bünde öffentlich behauptet; schon erhoben sich Stimmen, welche, nicht ohne Ue-

bertreibung und Ungerechtigkeit, die deutschen Universitäten einer gefährlichen Richtung beschuldigten; schon hatte die bekannte Wartburgsfeyer, so unschuldig und unverfänglich sie in ihrer Entstehung und in ihrem eigentlichen Wesen seyn mochte, wenigstens gezeigt, wie aufgeregt und mit politischen Ideen und Träumen erfüllt, die gebildete deutsche Jugend war; schon ergingen aus der Nähe und Ferne Aufforderungen an die Fürsten unsres Vaterlandes, den gefährlichen Geist, der sich kund gab, zu dämpfen; dennoch verfuhren unsre Regierungen mit einer Mäßigung, welche Vertrauen zu dem Volke und Widerwillen gegen harte Maaßregeln bezeugte.

Erinnern Sie sich, das wesentliche Beschränkungen der Preßfreyheit, die Einführung einer strengen Censur der Druckschriften, neue, aber noch keineswegs sehr drückende Anordnungen für die deutschen Universitäten, bestimmbare Erklärungen über die Nothwendigkeit, das monarchische Princip bey den landständischen Verfassungen aufrecht zu erhalten, erst im Jahre 1819 hervortraten, also zu einer Zeit, wo auch der durch Sand verübte Meuchelmord, obwohl er nur eine einzelne Erscheinung war, und wahrscheinlich weder Mit-

schuldige, noch Mitwissende hatte, doch erschütternd darthat, daß die Exaltation der Jugend nicht so ganz unbedenklich sey, daß ein politischer Fanatismus sich rege, welcher einen sonst unbescholtenen, und mit ausgezeichneten Eigenschaften begabten Jüngling, dergestalt irre leitete, daß er, im unheilbaren Wahne, er handle recht, er opfre sich dem Vaterlande, eines doppelten gräßlichen Verbrechens fähig ward. Nun war es ja wohl an der Zeit, zur Heilung der verblendeten Jugend, zur Abwehr größeren Verderbens, neuer und ärgerer Greuel, zur Sicherung der gesetzmäßigen Ordnung, zur Rettung der allgemeinen Ruhe und Wohlfahrt, feste und entschlossene Maaßregeln zu ergreifen.

Bis dahin hatten die demagogischen Umtriebe sich vielleicht nur aufs Reden und planlose Aufregen beschränkt; vielleicht fing man nun erst an, planmäßiger zu Werke zu gehen, auf eine gewaltsame Umkehr der Staatsverhältnisse zu denken, und revolutionaire Vereine zu bilden. Ich vermag darüber nicht zu urtheilen, weil noch keine Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Umfangs der demagogischen Umtriebe vorliegt; aber so viel scheint klar zu seyn, daß man als die Ursach derse-

ben wenigstens nicht das Mißtrauen und die Strenge der deutschen Regierungen, die Härte ihrer Maaßregeln anklagen darf, daß also jede davon entlehnte Entschuldigung unstatthaft ist. Nur das kann als möglich und nicht unwahrscheinlich behauptet werden, daß die Entschlossenheit, welche die Regierungen zeigten, unruhige und verblendete Menschen veranlaßte, sich in geheimen Vereinen zu verbrüdern, um das, was sie erst laut und öffentlich gesprochen und gefordert, durch Thaten, in heimlichen Kreisen vorbereitet, durchzusetzen, und dazu auch der akademischen Jugend, als blinder Werkzeuge, sich zu bedienen. Vielleicht sind auch, und ich möchte dieß zur Ehre unsers Volks glauben, wirklich revolutionaire Anschläge und Pläne deutschen Demagogen erst von Gleichgesinnten des Auslandes eingegeben und eingeimpft worden, wie denn eine geheime Verbindung der Revolutionaire verschiedener Länder, nicht blos in Frankreich, sondern auch unter uns so bestimmt behauptet worden ist, daß man sie wenigstens nicht so gerade zu abläugnen kann.

Davon also, daß die Maaßregeln der Regierungen zu einer deutschen Revolution gereizt hätten, und daß daher eine Entschul-

digung für die Demagogen zu entnehmen sey, haben Sie mich nicht überzeugt. Da Sie aber versichern, daß Sie noch vieles Andere, was die unseeligen Umtriebe in ein günstigeres Licht stelle, sich vorbehalten haben, so bin ich begierig, auch dieß von Ihnen zu vernehmen, und werde Ihnen darauf mit der Unbefangenheit antworten, welche Jeder, in einer so wichtigen Angelegenheit ernstlich erstreben muß.

Sechster Brief.

Darinnen stimme ich Ihnen allerdings bey, daß ein ungerechtes Mißtrauen und daraus hervorgegangene unzeitige Maaßregeln leicht das Uebel, welches man in falscher Voraussetzung bekämpfen wollte, erst veranlassen können, wie manche Arzeneymittel zur Unzeit, oder zu lange angewendet, gerade die Krankheit, deren Heilung man beabsichtigte, wirklich erwecken. Wenn Sie dann weiter mich fragen: ob ich denn an die Wahrscheinlichkeit einer deutschen Revolution glauben, und die Voraussetzung, daß, weil einige reizbare und vorlaute Jünglinge, auch wohl einige schwärmerische, unkluge oder übelgesinnte Männer

in demagogische und revolutionaire Umtriebe sich eingelassen haben mögen, unser ganzes Volk, oder auch nur ein großer Theil desselben von dieser Krankheit angesteckt sey, billigen könne? so antworte ich getrost und zuversichtlich: Nein.

Eine deutsche Revolution liegt zwar nicht außer den Gränzen der Möglichkeit; aber ich halte sie für höchst unwahrscheinlich, zunächst darum, weil durchaus keine Thatsachen vorhanden sind, von welchen man auf eine so allgemeine, tiefe und trostlose Unzufriedenheit unsers Volks schließen dürfte, daß Anschläge zu einer gewaltsamen Umkehr der Verhältnisse, zu Aufstand und Empörung, Eingang finden könnten. Eben so wenig sind Beweise vorhanden, daß ein bedeutender Theil unsers Volks revolutionaire Grundsätze wirklich sich angeeignet, in der That umfassendere Vorbereitungen zu einer Staatsumwälzung schon getroffen, oder auch nur mit dem Gedanken daran in irgend einem deutschen Staate sich befreundet hätte. Die nur zu lauten Anklagen, welche unverständige und feindseelige Eiferer gegen unser treues Volk sich erlaubt haben, sind so in die Luft gebaut, so leidenschaftlich verworren, so wenig durch Thatsa-

chen bewährt, daß es ein großes Unrecht wäre, darauf auch nur eine ungünstige Meinung über die so böslich Angeschuldigten zu gründen. Keine deutsche Regierung hat bisher ihr Volk angeklagt; alle haben sich auf gesetzliche Untersuchung der Verirrungen einiger Schuldigen beschränkt, ohne als Genossen der Schuld die übrigen ruhigen und gehorsamen Bürger zu behandeln. Auch nach Entdeckung der wirklich vorhandenen, aber, wie es scheint, nur auf einen kleinen Kreis beschränkten Umtriebe, hat kein deutscher Fürst daher Veranlassung genommen, von dem gewohnten, die Treue und den Gehorsam der Mehrheit aller Staatsbürger voraussetzenden Gange der Regierung abzuweichen. Wir haben durchaus keinen Grund zu dem Verdacht, daß die verwegensten Ankläger im Namen oder Auftrag irgend einer deutschen Regierung geredet hätten, und Männer, wie ein Fabritius (er ist nun todt, und so überlassen wir das Gericht über ihn desto völliger dem höchsten Richter;) dürfen am wenigsten als Organe unsrer so gemäßigten, wohlwollenden und weisen Regenten gelten. Da nun die bisherige Erfahrung lehrt, daß unsre Regierungen, welche doch viel tiefer, als irgend ein Privat-

mann, in das Gewebe und in den ganzen Umfang der demagogischen Umtriebe eindringen konnten, an die Wahrscheinlichkeit einer Revolution in Deutschland durchaus nicht glauben, und daß all ihre Maaßregeln nur gegen wenige Verirrte gerichtet sind, so wäre es in der That so ungerecht, als lieblos, und eben so sehr eine Anklage gegen die Regierungen selbst, wie gegen das Volk, wenn man das, was Jene als völlig unwahrscheinlich behandeln, für wahrscheinlich halten wollte. Gewiß bedürfen sie keines Fabritius, um zu lernen, was sie von ihren Unterthanen zu fürchten oder zu hoffen haben. Jene öffentlichen Warner und Ankläger verrathen selbst eine sehr unehrerbietige Anmaaßung, indem sie so ungescheut merken lassen, wie viel besser unterrichtet sie sich selbst halten, als die deutschen Regierungen, welche man wenigstens der Unbedachtsamkeit, des Leichtsinns und unweiser Sorglosigkeit nicht anklagen kann. Das Vertrauen also, welches unsre Fürsten ihrem Volke fortwährend beweisen, rechtfertigt dasselbe gegen die Verläumder.

Und dieses Vertrauen ist gewiß wohlbegründet. So entartet ist unser Volk nicht, nicht so leichtsinnig und zur Uebereilung geneigt,

nicht der Treue und Pietät unsrer Väter so entfremdet, daß es den Einflüsterungen verblendeter Demagogen willig Gehör gäbe, zu Aufruhr und Empörung leicht sich aufreizen ließe. Daß die alte Liebe zu den Fürsten, die alte Anhänglichkeit und Treue nicht nur nicht ausgestorben, daß sie noch mit rechter Fülle und Innigkeit in vielen tausend Herzen lebt, das haben, bey mehr, als Einer Veranlassung, Sachsen, Preußen, Bayern, Schwaben, Hessen, ja alle Stämme der Nation aufs überzeugenste bewiesen, und man kann mit Zuversicht behaupten, daß, wenn verbrecherische Anschläge ans Licht treten wollten, allenthalben Tausende zum Schutz des Thrones und der, im Glauben der Mehrheit noch immer geheiligten Person des Fürsten, Gut und Blut daran setzen, das kleine Häuflein der Empörer zerstreuen und züchtigen würden. Wären denn auch, in Betracht der äußern und ganz eigenthümlichen, eine Revolution aufs höchste erschwerenden Verhällnisse Deutschlands, Pläne und Anschläge zu einer allgemeinen Staatsumwälzung weniger schlecht berechnet, weniger wahnsinnig; in der Gesinnung unsers Volks liegt eine unverwerfliche Bürgschaft, daß eine ausgedehntere oder allgemeinere

Theilnahme an solchen Entwürfen völlig unwahrscheinlich ist.

Wenn aber, sagen Sie, eine deutsche Revolution für so unwahrscheinlich gehalten werden muß, und wenn unsre Fürsten wirklich noch das alte Vertrauen zu ihrem Volke haben, was sollen denn jene solches Vertrauen eben nicht beurkundenden, antirevolutionairen Maaßregeln, welche den wohlgesinnten Bürger kränken und mit gerechtem Unwillen erfüllen müssen? — Ich habe meinen Unglauben hinsichtlich einer deutschen Revolution eben vornehmlich darauf gegründet, daß von Seiten unsrer Fürsten noch nichts geschehen sey, was auf die Furcht vor einer wahrscheinlichen Empörung oder auf Argwohn gegen ihr Volk schließen lasse. An Ihnen ist es nun, das Gegentheil, wenn Sie können, zu beweisen, wie die antirevolutionairen, die guten Bürger kränkenden Maaßregeln vorzuhalten. Sie können aber schwerlich andere auffinden, als solche, die gegen bestimmte Verirrungen gerichtet, für den, welcher von Irrthum und Schuld sich frey erhält, weder kränkend noch drückend sind, außer in wiefern er es schmerzlich empfindet, daß unser Vaterland von solchen Flecken nicht rein geblieben ist. In welchem deutschen Staate

aber schleichen die Kundschafter einer geheimen Polizey umher, um das Gespräch in den Häusern und an den öffentlichen Orten zu belauschen? Wo werden die der Post anvertrauten Briefe des friedlichen Bürgers heimlich geöffnet? Wo sind neue Gesetze und Anordnungen gegen eine mögliche Volksempörung erschienen? Wo ist ein unverdächtiger Mann eingekerkert, oder seinem ordentlichen Richter entzogen worden? Wo ward auch nur ein Theil des stehenden Heeres, aus Furcht, es möchte von dem Beispiele Spaniens und Neapels angesteckt seyn, entwaffnet, oder wo rüstete man sich, um bey Zeiten einem drohenden Aufruhr zu begegnen? Wo ist es nicht mehr vergönnt, über die politischen Angelegenheiten auch öffentlich, mit anständiger Freymüthigkeit, sich zu äußern? Wo sind wirklich die Zügel der Regierung straffer angezogen worden, aus Besorgniß, daß eine Empörung alles erschüttern möchte?

Ich weiß nur Folgendes: Weil auf einigen deutschen Universitäten sich Vereine gebildet hatten, welche mehr, als es ihrem Verhältniß und ihrer eigentlichen Bestimmung angemessen war, mit der Politik sich beschäftigten, eine politische Schwärmerey nährten, und von geheimen Führern, zum größten Verderb

für die Theilnehmer selbst, leicht gemißbraucht werden konnten, auch wohl wirklich schon irre geleitet wurden, darum sind diese Vereine aufgelöst, verdächtige Theilnehmer zur Rechenschaft gezogen, und Maaßregeln zur sorgfältigern Beobachtung der studierenden Jünglinge, angeordnet worden. Das war weder unzeitig noch kränkend für die Freunde der Ordnung, vielmehr den Wünschen dieser, und vornehmlich aller wohlmeinenden Eltern, welche in so bewegter Zeit ihre Söhne nicht ohne Sorge der Universität anvertrauten, ganz entsprechend. — Ferner: Weil die, wenn auch nicht überall gesetzlich erklärte, doch in weitem Umfange zugelassene Preßfreyheit von mehreren politischen Schriftstellern gemißbraucht, zu ungebührlichen Schmähungen der Regierungen, zum vorlauten und ungemäßigten Tadel aller bestehenden Formen, zur Verbreitung unreifer politischer Meinungen benutzt wurde, und weil zu fürchten war, daß auf diese Weise Unkundige und Unerfahrene getäuscht und irre geleitet, die Achtung der Obrigkeit und der Verfassung, der Gehorsam gegen das Gesetz, damit die bürgerliche Ordnung wankend gemacht und ein böser Geist, schiefe Ansichten und falsche Grundsätze verbreitet werden möchten, — darum ist, auf

eine bestimmte, und unter den obwaltenden Umständen verlängerte Frist, die Preßfreyheit eingeschränkt, und eine strenge Censur der Druckschriften eingeführt worden. Das berührt nun freylich nicht blos die Schriftsteller, sondern auch Alle, welche Zeitschriften und Bücher lesen, ja alle Bürger des Staats, welchen daran liegen muß, daß die freymüthige Rede nicht ungebührlich beschränkt, daß der Irrthum, das Mangelhafte, das Falsche öffentlich gerügt, und Alles, was den Fortschritt zum Bessern fördert, ohne ängstlichen Rückhalt und ohne Censurlücken ausgesprochen werden darf. Wären die mit der angeordneten Censur verbundenen Beschränkungen von der Art, daß dieses unmöglich würde, so dürften wir uns mit Recht beklagen, am meisten jedoch über die, welche solche Strenge veranlaßt haben. Aber noch immer darf die Wissenschaft auch in Druckschriften sich frey entfalten; noch immer darf auch ein freymüthiges Wort über die öffentlichen Angelegenheiten sich furchtlos hervorwagen; noch hat die Censur kein Wort der bescheidenen und gemäßigten Erörterung unterdrückt; noch ist unter uns kein Schriftsteller oder Verleger ein unglückliches Opfer der Censurstrenge geworden. Ist nun weder die

freye Bewegung der Wissenschaft gehemmt, noch die öffentliche Mittheilung engherzig beschränkt, noch dem öffentlichen Leben ein beklagenswürdiger Stillstand geboten worden, so können die von Ihnen gerügten Anordnungen, obwohl sie zu Zeiten unbequem, störend und peinlich sind, doch nicht als Zeichen des Mißtrauens gegen unser ganzes Volk betrachtet werden.

Sie müssen zugestehen, daß eine Beschränkung der Preßfreyheit in unsrer Zeit sich als nothwendig erwiesen hatte, daß, weil keine Freyheit, also auch die der Presse, anders, als durch das Gesetz begründet, also keine ohne gesetzliche Beschränkungen gesichert werden kann, und weil es eine der schwersten Aufgaben ist, das rechte Maaß der Preßfreyheit gesetzlich zu bestimmen, das Gesetz der freyen Presse nicht übereilt werden durfte, und daß am wenigsten eine schrankenlose Willkühr zulässig ist. Sie wissen, daß z. B. gedruckte Injurien mit einem andern Maaße, als gesprochene gemessen werden müssen, daß überhaupt das Wort, welches die Winde verwehen, unbedenklicher ist, als das, welches Schrift und Druck festhalten und in einem viel weitern Raume verbreiten. Wer mag

eine völlig uneingeschränkte Preßfreyheit, welche auch dem zügellosesten Geschwätz Ungestraftheit verbürgte, im Ernste wünschen? Eine weislich geordnete Preßfreyheit ist allerdings ein sehr wünschenswerthes Guth; so lange aber kein Gesetz sie geregelt hat, müssen wir die Beschränkungen, welche die Censur auflegt, nicht nur geduldig ertragen, sondern auch selbst von Herzen billigen.

Sprechfreyheit haben wir indeß, eben so, wie Gedankenfreyheit, noch immer in reichem Maaße, und ich habe nirgend wahrgenommen, daß politische Gespräche aufgehört hätten, an der Tagesordnung zu seyn, selbst in sehr gemischten Gesellschaften, und so kenn' ich überhaupt keine Maaßregeln, welche einen drückenden Argwohn, ein kränkendes Mißtrauen der deutschen Regierungen gegen unser Volk verriethen. Was geschehen ist zur Beschränkung der Freyheit und Abwehr möglicher Gefahren, das trifft und drückt fast nur die, welche aus Irrthum oder bösem Willen eine unbeschränkte Willkühr begehren, oder wirklich mit revolutionairen Plänen sich beschäftigten, und eben darum strenge Maaßregeln veranlaßten.

Denn so unwahrscheinlich eine deut-

sche Revolution ist, so darf man sie doch nicht für durchaus unmöglich halten, also auch nicht solche Maaßregeln versäumen, welche selbst die Möglichkeit beschränken. Sind wirklich Einzelne und ganze Vereine demagogischer Umtriebe überwiesen, beschäftigten sie sich mit Plänen zu irgend einer Staatsumwälzung, suchten sie durch mündliche und schriftliche Rede das Volk zu bearbeiten und für ihre Meinungen und Absichten empfänglich zu machen, so könnt' es doch geschehen, daß noch Mehrere verführt, daß die Gesinnungen der Pietät, der Gesetzlichkeit, des Vertrauens und Gehorsams in schwachen Gemüthern wankend gemacht würden, und daß endlich irgendwo eine partielle Empörung ausbräche, welche, wenn sie auch nimmermehr alle Bürger Eines Staats, am wenigsten unser ganzes Volk in ihren wilden Strudel hineingezogen hätte, doch große Gefahr drohte. Willkührliche Revolutionen sind ja ohnehin meist nur das Werk Weniger, welche von Fanatismus oder von selbstsüchtigen Absichten geleitet, Verwirrung anstiften, und wenn gegen diese Wenigen kräftige Maaßregeln ergriffen werden, so wird der bessere Staatsbürger, selbst wenn diese auch ihn mit drücken, so

wenig die Regierung eines kränkenden Mißtrauens zeihen, oder sonst anklagen, so wenig die wohlgearteten Söhne eines Hauses über den Vater Beschwerden führen, welcher, weil er unter den guten auch einen verirrten und ungehorsamen Sohn hat, der das ganze Haus gefährdet, die Schlüssel desselben an sich nimmt, und auf einige Zeit alle Hausgenossen, ohne sie alle für verdächtig zu halten, gewissen Beschränkungen unterwirft.

Dazu kömmt, daß zwar nicht ein revolutionairer, aber doch ein neuerungssüchtiger und vorlauter Geist, selbst unter solchen, welche den demagogischen Umtrieben ganz fremd geblieben sind, sich geäußert hat. Die Menschen haben von je her geliebt, über die öffentlichen Angelegenheiten sich auszusprechen, und es wäre nicht gut, wenn dieses Zeugniß der Theilnahme an dem Gemeinwohl verschwände, oder unterdrückt würde. Es ist kein Wunder, auch kein bedenkliches Zeichen, daß nach Allem, was die gegenwärtige Generation erfahren, gelitten und gethan hat, jene Theilnahme allgemeiner und lauter sich äußert, als in frühern, ruhigern Zeiten. So Manches ist neu geworden; ganz neue Verhältnisse haben sich gestaltet, neue Ansichten und Mei-

nungen haben sich unter dem Volke verbreitet, und es ist eben so sehr ein natürliches Bedürfniß, als eine unschuldige Neigung, dieß Alles in der Gesellschaft durchzusprechen, auf mannigfaltige Weise zu erörtern. Dieß geschieht aber wohl auch auf eine Weise, welche herrschende Irrthümer verräth und empfiehlt, die Stimmung und Gesinnung irre leitet und verdirbt. Wir können nicht läugnen, daß jetzt häufiger, als sonst, ohne Rücksicht und Scheu, ohne Pietät, ohne Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, über Fürsten, Regierungen und öffentliche Angelegenheiten gesprochen wird. Freuen wir uns gleichwohl der noch bestehenden Redefreyheit, ist sie auch für keinen Staat gefahrdrohend, so zeigt sich doch ein so entzündlicher Stoff, daß man um so weniger dem verwegenen Treiben derer, welche eine Umkehr der bestehenden Verhältnisse beabsichtigen, ruhig zusehen darf, vielmehr den Ernst des Gesetzes und die Wachsamkeit der Regierung nachdrücklich zeigen muß.

So unbedenklich ich übrigens Ihrer Meinung beystimme, daß Manches, was als der Zweck einer angeblich vorbereiteten Revolution in Deutschland angegeben wird, theils an sich chimärisch, theils gar nicht in den

Meinungen und Wünschen unsers Volks begründet, also auch auf die Empfänglichkeit und Reizbarkeit desselben schlechter berechnet sey, als man von Menschen, welche so kühne Entwürfe hegen, voraussetzen dürfe, so kann ich doch nicht mit Ihnen daraus folgern, daß es mit all den angeblichen revolutionairen Umtrieben nichts sey, oder daß man, wenn sie wirklich beständen, sie unbedenklich austoben lassen dürfe, weil eine Chimäre doch nie ins Leben treten und das Wirklichbestehende überwinden könne. Geschichte und Erfahrung bezeugen vielmehr, daß Fanatiker gar leicht Chimären sich ergeben, und gar wohl im Stande sind, für dieselben Alles daran zu setzen und aufzuopfern, daß die Menschen eben sowohl für Phantome fanatisirt, wie für erhabene Ideen und Unternehmungen begeistert werden können, daß endlich das Wohlgefallen an Luftschlössern diese zwar nicht verwirklichen, wohl aber Viele irre leiten, und das Wirkliche und Bestehende gefährlich erschüttern kann. Erwägen wir dieß in einer besondern Beziehung.

Man träumt, und redet, wie im Traume, von einer Einheit Deutschlands, deren Herstellung allein schon der Mühe und der Opfer einer Revolution werth sey, weil daraus allein

dem Vaterlande Heil, Friede und Freyheit im Innern, Kraft und Festigkeit gegen das Ausland kommen könne. Sie haben Recht, so fern man nicht die durch eine Revolution schwerlich zu erreichende Einigkeit im Geist, die allgemeine, einmüthige Liebe zu dem Vaterlande, sondern eine äußere Einheit meint, in welcher Deutschland nicht mehr ein Staatenbund seyn, sondern Ein ganzer, ungetheilter, alle Stämme unsers Volks unter Einem Haupte vereinigender Staat werden soll, so ist diese Einheit unserm Volke eine ganz fremde Chimäre. Wär' es auch der Masse unsers Volks nicht ganz klar, daß die Zertheiltheit des gemeinsamen Vaterlandes in mehrere selbstständige Staaten, obwohl zu allen Zeiten manche Nachtheile und Uebel damit verbunden waren, weder dem äußern Wohlstande, noch der geistigen Entwickelung des Volkes hinderlich, vielmehr mannichfach förderlich gewesen ist; bedächte die Menge auch nicht, daß die Erreichung einer solchen Einheit, wie die Demagogen sie wollen, nicht ohne die gewaltsamsten und verderblichsten Erschütterungen, ja nicht ohne den Ruin des Wohlstandes, und leicht auch unsrer gesetzlichen Freyheit, nicht ohne beklagenswerthe andre Verluste,

nicht ohne harte und verwüstende Kämpfe im Innern und nach Außen erstrebt werden könne; es liegt am Tage, und die Demagogen klagen selbst darüber, als über ein großes Gebrechen unsers Volks, daß dieses die politische Einheit Deutschlands noch gar nicht in den Kreis seiner Gedanken und Wünsche aufgenommen, überhaupt keinen Sinn dafür hat, — ein Beweis, daß es ohne tiefe Staatsweisheit, in einem sichern Tact das, was dem Vaterlande frommt, reiner und tiefer erkennt, als die demagogischen Theoretiker. Diese wollen offenbar nur eine äußere Einheit, in der Hoffnung, daß der die Form belebende Geist sich finden werde, wenn nur erst alle deutsche Stämme in Einem Staate vereinigt wären; dagegen nimmt das Volk an der historisch begründeten und auf vielfache Weise dem deutschen Leben einverleibten Theilung des gemeinsamen Vaterlandes in mehrere Staaten, keinen Anstoß, und begreift nicht, warum Alle, um sich gegenseitig zu lieben, zu helfen, zu fördern und zu vertheidigen, nothwendig ihre guten deutschen Stammnahmen ablegen, alle bisherigen Verhältnisse umstürzen, und von ihren angestammten Fürsten sich lossagen sollen, damit Deutschland so Eins, wie

Frankreich oder England, und alles Volk unter ein Regiment gestellt werde. Man frage, ob irgend ein Zweig unsers Volkes von seinem Fürsten und dessen Familie um solcher Einheit willen sich scheiden wolle; man betrachte die allgemeine sorgliche Theilnahme der Bürger jener deutschen Staaten, deren Fürstenhaus dem Erlöschen nahe scheint, oder nun wirklich erlischt; und man wird sich eben so gewiß überzeugen, daß unser Volk um jener chimärischen Einheit willen zu einer Empörung nicht aufzureizen, als daß jede Anklage, welche die Treue unsers Volkes, seine unwandelbare Anhänglichkeit an Fürst und Verfassung, seine Klarheit und Besonnenheit verdächtig machen will, eine schmähliche Verläumdung ist. Dennoch folgt daraus nicht, daß man die Einheitsherolde ganz unbeachtet lassen und ihre Umtriebe als ein thörichtes, übrigens unschädliches Spiel behandeln sollte. Denn Niemand kann behaupten, daß für schwärmerische Ideen, zumal wenn sie bey oberflächlicher Betrachtung erhaben und reizend erscheinen, und durch eine gewandte Beredsamkeit empfohlen werden, gar keine Empfänglichkeit unter uns sich finde, daß also alle jene Umtriebe erfolglos bleiben würden; vielmehr muß man zugestehen, daß

wenigstens Einzelne der Versuchung ausgesetzt sind, und daß, wenn diese kleine Schaar auch nimmermehr eine Revolution im Großen bewirken könnte, doch die Verführung an sich schon ein Uebel ist, dem eine weise Regierung begegnen muß.

Lassen Sie uns also, weit entfernt, die Maaßregeln, welche die deutschen Regierungen gegen demagogische Pläne und Umtriebe ergriffen haben, anzuklagen, vielmehr darüber uns freuen, und dafür dankbar seyn, weil nur auf diese Weise die Ruhe und Sicherheit, deren wir bedürfen, erhalten, die nächtlichen Werke der Schuldigen ans Licht gezogen, dadurch die Unschuld unsers Volks, seine Nichttheilnahme an revolutionairen Plänen erhärtet, und die falschen Anklagen derer, welche in scheinbar offnem Kampf gegen die Demagogen gleich diesen im Finstern schleichen, den Saamen des Mißtrauens ausstreuen, und Fürst und Volk entzweyen wollen, also selbst, nur auf anderem Wege, als Jene, und vielleicht noch planmäßiger, Verwirrung und Empörung anstiften, zu Schanden gemacht werden.

So wenig wie für die Idee einer äußern Einheit, oder der Verwandlung aller deutschen Staaten in Einen Staat, ist unser Volk

für die Idee einer deutschen Republik empfänglich. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie sagen, daß ein etwas besonnener, einsichtsvoller und erfahrener Mensch an die Möglichkeit der Realisirung dieser Idee unmöglich glauben könne, wenn er nur ein wenig die Lage Deutschlands und die Stimmung seiner Bewohner erwägt. Jeder Versuch, unser Volk zu republikanisiren, würde ein Aufruf an alle Mächte Europas seyn, mit ihren Heeren hereinzubrechen, und der unreifen Republik ein schnelles Ende zu machen. Dagegen kann man wohl behaupten, daß das deutsche Volk, wenn es in seinen wesentlichen Rechten verletzt und zum Kampf für ein theures Guth, für eine allgemeine Angelegenheit aufgereizt würde, muthig und tapfer und beharrlich den Fremden zu widerstehen vermöchte. Eine republikanische Verfassung aber ist unserm Volke so fremd, so wenig ein Gegenstand seiner Wünsche und Bestrebungen, würde ihm so wenig als ein theures Guth, als eine allgemeine, hochwichtige Angelegenheit erscheinen, daß dafür wenige Arme sich waffnen, wenige Herzen Frieden und Wohlstand, Gesundheit und Leben, oder auch nur ein kleines Opfer daran wagen, vielmehr die geringe Schaar,

welche ihre republikanischen Träume durch gewaltthätige Unternehmungen kund machte, ohne fremde Hülfe, mit aller alten Kraft überwinden oder ausstoßen möchte. Von unserm Volke ist also durchaus nicht zu fürchten, daß es, um eine republikanische Regierungsform zu gewinnen, zu einer Revolution sich verführen lassen möchte; gleichwohl kann ich auch hier nicht Ihrer Meinung seyn, daß, weil die Idee, Deutschland zu republikanisiren, gar zu wahnsinnig erscheine, sie sich selbst vernichte und keiner ernsten Gegenwirkung bedürfe, oder daß jede in dieser Hinsicht ergriffene allgemeine Maasregel eine Kränkung und Beleidigung für unser Volk genannt werden müsse. Daß es wirklich unter uns, wenn auch nur Wenige, doch Einige giebt, welche solche Träume hegen und sogar darauf Pläne gründen, das ist wohl nicht zu läugnen, und dieses sowohl, als die Bemerkung, daß selbst Jünglinge wie Sie, die republikanische Verfassung Deutschlands nur darum für ein Hirngespinnst halten, weil unser Volk noch nicht reif dafür sey, beweist ja wohl, daß Irrthümer verbreitet sind, welche man nicht für ganz gleichgültig halten, also auch nicht unbeachtet lassen darf.

Das monarchische Princip, welches zur Abwehr der Grundsätze der Revolution, von neuem geltend gemacht, und schärfer, als früher ausgesprochen ward, ist Manchem ein Stein des Anstoßes, obwohl Vernunft, Wissenschaft und Religion für dasselbe sprechen. Die Vorliebe für republikanische Verfassungen mag in einer natürlichen Neigung, auch wohl in reinen und edeln Gefühlen, bey Manchen aber auch in Eitelkeit, Hoffahrt, und Herrschlust begründet seyn. Republiken haben zu allen Zeiten eben sowohl diese, als die edlere Ehrliebe befördert, und sie behaupten in der Meinung Vieler einen um so höhern Rang, je weniger man mit gründlicher Geschichtskenntniß tiefer in das Wesen der alten und neuen Freystaaten, deren Name schon für Viele einen mächtigen Reiz hat, eindringen mag. Der Geschichtskundige wird weder behaupten, daß nur in Freystaaten die wahre bürgerliche Freyheit herrschen könne, noch daß in ihnen die schlechthin günstigste und beglückendste Verfassung herrsche, noch daß sie von großen Mängeln und Uebeln, die zum Theil den Monarchieen fremd sind, frey bleiben, noch daß sie allein einer höhern Stufe der Volkscultur entsprechen.

Es ist für ein edles Gemüth ein süßes und hohes Gefühl, zu reden und zu handeln für sein Volk, für das Gemeinwohl. Ist dieß aber nur in der republikanischen Verfassung möglich? Es scheint fast unvermeidlich, daß in dieser viele Herrscher sich erheben, geistreiche, gewandte, aber gewiß nicht immer die Edelsten. Und sollt' es denn edler, freyer, glücklicher zu leben seyn unter Vielen, als unter Einem, in welchem alle Fäden der Regierungsgewalt sich vereinigen? Nirgend können doch Alle herrschen, Alle am Staatsruder sitzen, Alle regieren, und das Recht, wenigstens mitzusprechen über die öffentlichen Angelegenheiten, kann in Monarchieen wie in Republiken bestehen, aber in diesen und in jenen so eingeengt werden, daß es zu einem wesenlosen Schatten herabsinkt. Wird die echte Liebe des Vaterlandes, das großherzige Wirken für dasselbe, die reine Ehrliebe durch die gesetzliche Monarchie unterdrückt, oder irgend ein unveräußerliches Recht der Menschheit verletzt, oder die Entwickelung irgend einer heilsamen Kraft, oder einer Tugend, oder eines wünschenswerthen Verhältnisses, unmöglich gemacht? Haben Handel und Gewerbe, Betriebsamkeit und Geschicklichkeit, Kunst und Wis-

senschaft nur in Freystaaten geblüht; nur in diesen echte Frömmigkeit, edle Gesinnungen, gemeinnützige Anstrengungen, wohlthätige Wirksamkeit und ein menschenwürdiges Leben bestanden?

Republiken sind Aristokratieen oder Demokratieen; jene verwirft die Theorie der Demagogen, (obwohl deren Praxis sich leicht den Aristokraten beygesellen würde,) und wenn sie diese erhebt, vergißt sie, daß in ihr sich immer Partheyen bilden, von denen, trotz aller Künste der Demagogen, doch nur Eine der Herrschaft sich bemächtigt, und die Andre zu unterdrücken strebt, dergestalt, daß die Regierungsgewalt eine Partheysache wird, und immer einen Theil der Staatsbürger wenigstens unbefriedigt läßt, wo nicht aller wünschenswerthen Freyheit beraubt. Demokratieen sind reizend anzuschauen für den, welcher noch die Hoffnung hegen darf, empor zu kommen, obwohl er, selbst wenn er sein Ziel erreicht, eben so leicht, und meist schneller, als er empor stieg, herabgestürzt werden kann von seiner glänzenden Höhe. Man meint: es sey doch angenehmer, beruhigender, von seines Gleichen regiert zu werden; aber die Erfahrung hat Manchen eines andern belehrt. Der

Fürst, von Gott so hoch gestellt, hat die höhere Berufung für sich, während in der Demokratie Jeder, weil er dasselbe Recht hat, welches die Gewalthaber geltend machen und an sich reißen, fragen kann: Warum er gehorchen, Jene gebieten, er unterthan seyn, Jene herrschen sollen? Die Regierungsgewalt erscheint also hier entweder als eine ungebührliche Anmaaßung, wenn die mit der Gewalt Bekleideten untüchtig scheinen, oder als die Frucht von Talenten und Vorzügen, welche Einige selbst, nicht minder, als Jene zu besitzen meinen, Andre beneiden. Der Monarch erregt weniger Neid, weniger Eifersucht, weniger Herrschbegier; Er, durch ein von Gott verliehenes, allen Andern unzugängliches Recht, so hoch erhoben, steht nur Gott verantwortlich, Allen unerreichbar, über Alle, und doch Allen nahe, wie er berufen ist, für Alle zu sorgen, zu wachen, zu wirken; alle Gewalt, welche den Theilnehmern an dem Regierungswerk gegeben ist, erscheint nur als Ausfluß der obersten, geheiligten Macht. Der Zugang zu Staatsämtern aber steht in einer wohlgeordneten Monarchie den Tüchtigen so offen, wie in der Republik.

Die alten griechischen Freystaaten gehö-

ren unläugbar zu den entwickeltsten und musterhaftesten; aber sind sie darum auch unbedingt beneidenswerth? Und sehen wir auf die spätern Italienischen und auf andere Republiken; — wer möchte eine wohlgeordnete monarchische Verfassung mit dem Zwiespalt und mit der Verwirrung jener vertauschen?

Im echten deutschen Volkscharacter war von je die Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten, die treue Ergebenheit gegen ihn, ausgezeichnet, und wahrlich nicht die schlechteste Blüte im Kranze vaterländischer Tugenden! Soll sie nun als ein Wahn, als ein Knechtssinn verschrieen werden, damit nur die Tugend des Republikaners echt und großherzig, freysinnig und ehrenwerth erscheine? — Ist auch jeder Versuch, Deutschland zu republikanisiren, eine Thorheit, ein eben so eitles als wahnsinniges Bemühen; so kann doch das Gift dieser Thorheit nicht für durchaus unschädlich, oder unschuldig gehalten, noch zugelassen werden, daß Irrende Andre in ihrem Irrthum verstricken, und mit dem Gedanken befreunden: es sey der Mühe werth, eine Revolution zu wagen, um eine deutsche Republik zu erbauen.

So viele schmerzliche Erfahrungen der

letzten Zeiten mahnen uns aufs nachdrücklichste, nicht nur jedem Versuch zu gewaltsamer Umkehr der gesetzlichen Ordnung unverzüglich mit Kraft zu begegnen, sondern auch neue Reizungen, neue Begriffsverwirrungen, neue Verstimmung zu scheuen, und vor Allem auf Versöhnung der streitenden Elemente, auf naturgemäße, vernunftthätige, echtchristliche Entwickelung des Bestehenden zu denken. Das Ausstreuen vager Begriffe, leerer Träume, thörichter Wünsche regt unbesonnen schwache Herzen auf, zerstreut und verwirrt, erweckt Zwietracht, und darum auch Unheil. Nur klare, gesunde, reife Ideen sind, obwohl sie auch mißverstanden und gemißdeutet werden können, eine heilsame Arzeney gegen die Krankheiten der Völker. Es ist aber keine Idee klar, gesund und reif zu nennen, die nicht übereinstimmt mit den ewigen und allgültigen Lehren des biblischen Christenthums. Aus christlichem Standpunkte müssen alle politische Ideen, auch die unsrer vielbewegten und fruchtbaren Zeit, alle öffentliche Verhältnisse, alle Wünsche und Hoffnungen, alle Ansprüche und Forderungen, alle Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers betrachtet, gewürdigt, gerichtet werden, und nichts darf für heil-

sam und förderlich, nichts für recht, wahr und gut gelten, was nicht durch Wort und Geist des Christenthums gebilligt, empfohlen, bestätigt wird. Es sind mancherley Gaben und Kräfte, und Eins ist nicht für Alle; nur der reine und heilige Geist des Christenglaubens soll alle Geister durchdringen, erlösen und heiligen. Das Christenthum kennt nur die Freyheit, die, auf das Gesetz gegründet, ein freywilliger, demüthiger, unerschütterlicher Gehorsam ist, und nur die Gleichheit, in der wir allzumahl vor Gott Sünder, und Einer dem Andern in Demuth und Liebe von Herzen unterthan sind, die Obrigkeit aber, sie stelle sich uns in Einem, als dem sichtbaren Haupt der Gemeinschaft, oder in Vielen, als von Gott verordnet, dar, als Gottes Ordnung ehren.

Für die individuellen, höchsten Angelegenheiten des Lebens und für die geistige Gemeinschaft in der Kirche kann Macht und Recht, Herrschaft und Schlüsselgewalt nicht in einem Menschen sich vereinigen, weil außer dem Einen, der, das unsichtbare Haupt seiner Kirche, Alle zu seinem Eigenthum theuer erkauft hat, und durch sein Wort und seinen Geist die Gemeinde regiert, kein Mensch der

Mittler zwischen Gott und den Menschen, keiner gebietender Herr des Glaubens und des Gewissens zu seyn vermag. Aber für die besondern und gemeinsamen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, für bürgerliche und Staatsverfassung darf Einer, als von Gott berufen und verordnet „von Gottes Gnaden" der Führer, das Haupt, der Gesetzgeber und Ordner, der Herr Aller seyn, weil wie Ein Vaterherz das Wohl aller Kinder, so Ein fürstliches Vaterherz das Wohl aller Unterthanen umfassen kann, und weil die unbedingte Gewalt des Gesetzes auch in Einem Hirten und Wächter sich offenbart. Die republikanische Vielherrschaft widerspricht an sich keineswegs dem Geiste des Christenthums; aber wie er aller Anmaßung, aller Ehrsucht, aller Herrschbegier, allem ungemessenen Eigenwillen widerstrebt, so warnt er uns vor einer Verfassung, in welcher diese feindseeligen Geister mannichfache Reizung und gefährliche Versuchung finden. So gewiß das ächt-monarchische Princip der christlichen und bürgerlichen Freyheit nicht entgegen steht, und so gewiß dasselbe in der Natur und in dem ehrwürdigsten Verhältniß ein rechtfertigendes Vorbild hat, so gewiß ist es ein Frevel an der Menschheit, dasselbe da,

wo es naturgemäß sich entwickelt und festgestellt hat, feindseelig anzutasten; aber so gewiß auch das republikanische Princip zu den Entwickelungsstufen der Völker gehört, und in so fern naturgemäß begründet ist, obwohl es keineswegs als eine höhere und schlechthin wünschenswerthe Culturstufe erscheint, so gewiß ist es auch ein Frevel, dasselbe da, wo es gesetzlich organisirt ist, eigenmächtig vernichten zu wollen. Wer wahrhaft die gesetzliche Freyheit liebt, der ehrt und bewahrt sie auch in den gegebenen monarchischen oder republikanischen Formen. Das sind also nicht die wahren Freunde des Volks und der Freyheit, die alle monarchische Formen untergraben und zerstören, und allein die Demokratie auf den Thron erheben wollen. Das monarchische Princip, welches bey seiner entschiedenen Gewalt und Herrschaft, doch die republikanische Verfassung, größere und kleinere Freystaaten, wo sie bestanden, ungekränkt bestehen ließ, ja, wo die Revolution sie zerstört hatte, wieder herstellte, und mit ihnen in freundlichem und friedlichem Verhältniß blieb, hat sich unbefangner, duldsamer, wahrhaft liberaler bewiesen, als die Demagogie, die nichts Anderes neben sich dulden und sich allein gel-

tend machen will. Da die europäischen Monarchen ohne Eifersucht, ohne Geringachtung, ohne Haß, ohne Feindschaft, die schweizerische Eidgenossenschaft, und selbst die kleinern Freystaaten Frankfurth, Hamburg, Bremen, Lübeck, Cracau, welche ihnen zum Theil ihre Wiedergeburt verdanken, als ehrenwerthe Glieder im europäischen Staatenbunde behandeln, so zeigen sie sich ja wahrlich weit entfernt von der Selbstsucht, von der Willkühr und dem Despotismus jener Demokraten und Demagogen, welche mit ihren Umtrieben die Monarchieen untergraben, das ganze monarchische Princip stürzen wollen, und am Ziele ihres Strebens die ärgste Geisel der Völker seyn würden.

Gewiß, nur in der Versöhnung der streitenden Elemente, nur in der Achtung des Bestehenden, Gesetzlichbegründeten, welches, obwohl es nicht unbedingt das Vollkommenste ist, doch alle Keime des Besten enthält und den Fortschritt zu dem Vollkommnern zuläßt, ist Heil, ist Friede und Freyheit, und der wahre Freund des Vaterlands, wie der ächtchristliche Weltbürger müssen in dem Einen Streben nach Versöhnung, nach Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und der beste-

henden Verfassung sich vereinigen. Die Gutgesinnten unter allen Völkern, in allen Ständen und Verhältnissen, sind einig in diesem Streben, und die gute Sache ist nur auf der Seite derer, welche vom lebendigen Geiste des friedlichen Christenthums erfüllt, den Unruhstiftern ernstlich entgegen arbeiten. Die Christenheit hat eine Stufe der geselligen Entwickelung und des geistigen Lebens errungen, welche mit keiner Art von Despotismus vereinbar ist, und, wenn wir immer mehr glauben, lieben, wachen, beten, arbeiten, und was zum gemeinen Besten dient, erkennen lernen, einen immer günstigern Zustand uns verbürgt. Die Demagogie aber ist nur ein Uebergang zum gräulichsten Despotismus, wenn sie nicht mit Ernst und Liebe, mit Besonnenheit und Nachdruck bekämpft wird.

Wollen Sie, geliebter Freund! dieß beherzigen, so werden Sie aufhören, Verirrungen zu beschönigen, welche Sie selbst nimmermehr billigen können. Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

Es ist ein viel zu löbliches Bemühen, Irrende und Fehlende zu entschuldigen, als

daß ich Ihre immer erneuten Versuche, dasselbe auch den Demagogen angedeihen zu lassen, verkennen, oder tadeln, oder mich daran ärgern sollte. Nur muß ich Sie immer wieder erinnern, daß die christliche Nachsicht gegen Irrende den Irrthum selbst nicht für unbedeutender hält, als er wirklich ist, wie man denn überhaupt so wenig einen Irrthum, als ein Unrecht für unbedeutend halten soll. Gern gehe ich auch mit Ihnen auf die Quellen und Veranlassungen jener Umtriebe ein, die zu den beklagenswürdigsten Irrthümern unsrer Zeit gehören, und würde mit Ihnen mich freuen, wenn sich die Ueberzeugung gewinnen ließe, daß der Irrthum auf eine Weise, welche wenigstens die Gesinnung frey spräche, sich erklären ließe. Es ist ohnehin nicht nur ein unerquickliches, sondern auch ein recht liebloses und finstres Geschäft, eine an sich traurige und schlimme Sache möglichst schwarz darzustellen; nicht nur Gerechtigkeit, auch Billigkeit, darum unbefangenes Erwägen aller Umstände und Verhältnisse, welche zur Sache gehören, darf Jeder, dessen Meinung oder Unternehmen wir bekämpfen, von uns fordern, und ein aufrichtiges Wohlwollen läßt gern Jedem zu Gute kommen, was irgend zu seinen Gun-

sten sprechen mag. Für die gute Sache wird auch durch ungerechte und gehässige Anklagen und Folgerungen am wenigsten etwas gewonnen.

Sie haben mich hingewiesen auf Uebel der Zeit, auf widerwärtige Verhältnisse, welche zwar, wie Sie gestehen, kein zureichender Grund für revolutionaire Unternehmungen, aber doch Ursachen einer zu gewaltsamen Maaßregeln sich hinneigenden Unzufriedenheit seyn möchten, und wenigstens einzelne erregbare und leidenschaftliche Gemüther auf den Gedanken leiten könnten, daß nur in einer Umkehr der bestehenden Verfassung gründliche Hülfe zu finden sey.

Ueber einige dieser Uebel, besonders über die Beschränkungen der Preßfreyheit, haben wir uns schon ziemlich verständigt. Da Sie noch einmal darauf zurückkommen, gebe ich Ihnen gern zu, daß ein größeres Maaß derselben sehr wünschenswerth sey, bin auch der Meinung, daß die Zeit, da sie unbeschränkter zugestanden werden darf, eine bessere seyn wird, als die gegenwärtige ist, kann mich aber nicht überzeugen, daß wir gerade jetzt Alles, was für das öffentliche Leben zu wünschen und zu hoffen ist, fordern dürfen, noch

daß es irgend Einem zur Entschuldigung diene, wenn er, weil die Preßfreyheit jetzt sehr beschränkt ist, geheime Umtriebe sich erlaubt, und auf eine Staatsumwälzung hinarbeitet. Ein Solcher handelt, wie mich dünkt, eben so weise, wie der, welcher einen gesunden und nicht unfruchtbaren Baum darum, weil derselbe noch nicht genugsam Schatten giebt, umhauen und einen neuen an seine Stelle setzen wollte. Auch mag wohl die Unmöglichkeit, alle Meinungen und Wünsche ungehindert durch den Druck zu verbreiten, Manchen bestimmen, seiner Unzufriedenheit und seinem Drange, sich auszusprechen, durch mündliche Rede um so mehr Luft zu machen, und vielleicht in geheimen Vereinen geneigte Zuhörer zu suchen; aber ein wesentlicher Grund der demagogischen Umtriebe ist die Beschränkung der Preßfreyheit gewiß nicht.

Mehr Gewicht legen Sie selbst auf andre Beschwerden, welche Sie als die Ursachen einer allgemeineren Unzufriedenheit, und darum auch als einen Zunder für revolutionaire Umtriebe betrachten. Sie stellen hier „den Druck der Steuern, großentheils durch die übergroßen Massen der stehenden Heere, durch die unnütze Ueberzahl der Regierungswerkzeuge

und Beamten, und durch den übertriebenen Aufwand der Höfe veranlaßt", voran, und ich will Ihnen meine Ansicht davon nicht vorenthalten. Sie erwarten von mir keine tiefsinnige Theorie des Staatshaushaltes, keine Kritik der Finanzoperationen unsrer Zeit; denn Sie wissen, daß weder mein wissenschaftlicher Beruf, noch mein amtliches Verhältniß auf Untersuchungen der Art mich leiteten, und daß ich über das, was ich nicht gründlich verstehe, nicht gern ein Urtheil fälle. Aber die öffentlichen Angelegenheiten haben genugsam mein Nachdenken beschäftigt, um über jene Beschwerde mir eine Meinung bilden zu können, und der Umgang mit Menschen aus allen Ständen, welchen mein Wirkungskreis mich nahe stellt, hat zu mannichfachen Beobachtungen mir Gelegenheit gegeben.

Zu allen Zeiten sind Steuern und Gaben der Gegenstand stiller und lauter Klagen der Staatsbürger gewesen, und selbst einsichtsvolle Menschen halten unbedingt die Regierung für die mildeste und weiseste, welche am wenigsten fordert, den Staat, für den besten und glücklichsten, dessen Bürger die wenigsten Lasten zu tragen haben, wobey denn meist vergessen wird, daß der Umfang der Forde-

rungen selten allein vom Willen der Regierung abhängt, und daß die Lasten der Bürger durch Verhältnisse bestimmt werden, welche keine Staatsbehörde völlig in ihrer Gewalt hat. Die Steuerlast hat in den neuern Zeiten dergestalt sich gemehrt, daß sie nicht nur die Grundbesitzer, sondern auch die übrigen Staatsbürger, in den deutschen wie in fremden Ländern, empfindlich drückt, und fast überall große Unzufriedenheit veranlaßt, die zwar keine neue, aber doch immer eine bedenkliche Erscheinung ist. Viele, welche diese Last tragen, erkennen nicht die Nothwendigkeit derselben, sehen darinnen bloße Willkühr, und halten das Bedürfniß, welches die Steuern erfordert, entweder für ein ganz unnöthig erzeugtes, oder doch für ein übertriebenes.

Unläugbar würde der Staatsaufwand, darum auch die Steuerlast bedeutend vermindert werden, wenn die großen Massen der stehenden Heere eine Verminderung erlitten. Das ist höchst wünschenswerth, und sehr nöthig. Aber welcher Staat vermag, rücksichtslos auf seine Stellung zu andern Staaten, alsbald einen großen Theil seines Heeres zu entlassen? Die deutschen Bundesstaaten haben in dieser Hinsicht fast Alle Alles gethan, was

möglich war; fast keiner unterhält mehr Soldaten, als ihm, in seiner Eigenschaft als Bundesglied, obliegt. Die Lage und Verhältnisse Deutschlands aber fordern eine Entwicklung und einen Umfang der Streitkräfte, welche, wenn man sie nicht aus dem Gesichtspunkte des gemeinsamen Bedürfnisses betrachtet, zum Theil überflüßig scheinen mögen. Selbst die Unzufriedenen, welche die große Zahl der stehenden Heere, als die Ursach so großer Lasten anklagen, haben laut genug die Nothwendigkeit ausgesprochen, daß Deutschland eine imponirende Stellung gegen das Ausland behaupte, und sollten daher am wenigsten den deutschen Bund beschuldigen, wenn er seinen Gliedern die Aufstellung einer größern Menge von Streitkräften, als für den Augenblick und in Hinsicht des innern Bedürfnisses nöthig scheint, zur Pflicht macht. Zwar wenn der, den größten Theil des europäischen Staatenvereins umfassende heilige Bund wirklich das ist, was er seyn soll, wenn in demselben auch der mindermächtige Staat eine Bürgschaft seiner Sicherheit und ungekränkter Selbstständigkeit findet, so käme es vielleicht nur auf einen kühnen Entschluß, auf ein kräftiges Beispiel an, um die erwünschte Ver-

minderung der stehenden Heere zu bewirken. Aber der heilige Bund hat seine Garantie fast nur in der Gesinnung der Monarchen, welche jetzt an der Spitze desselben stehen, und er kann keine Garantie über die hinaus, welche er selbst genießt, irgend einem Verhältniß gewähren. Was von je Kriege erregte, das ist für unsre Zeit noch keineswegs beseitigt; der heilige Bund läßt uns einen längern Friedenszustand hoffen, aber er kann nicht Alles, was diesen, möglicher Weise, einmal gewaltsam unterbrechen möchte, völlig hinwegräumen. Auch ist bekanntlich mancher Krieg nur dadurch, daß man zu demselben, wenn auch nicht geneigt, doch völlig gerüstet sich zeigt, zu vermeiden. So ganz, wie manche Theoretiker meinen, können wir denn die stehenden Heere wohl noch nicht entbehren, sollte man sie auch nur als ein nothwendiges Uebel betrachten. Am wenigsten können Maaßregeln, welche eine wesentliche Veränderung der bisherigen Verhältnisse beabsichtigen, plötzlich und mit übereilter Schnelle ergriffen werden, ohne neue Unzufriedenheit zu erregen, und das Ganze zu gefährden. Zugestanden, daß die Stellung jener Staaten, welche ihre Sicherheit und Selbstständigkeit vornehmlich auf ein

zahlreiches Heer stützen müssen, nicht die günstigste ist, und daß eine erhebliche Minderung jener theuren Massen zu den erlaubtesten Wünschen gehört, wird sie doch am wenigsten durch ungestüme Klagen und Forderungen, oder durch revolutionaire Umtriebe bewirkt werden, vielmehr sind gerade diese ein zureichender Grund, auch die Ausführung des Möglichen noch zu verschieben, und friedlicheren Zeiten aufzusparen.

Es kommt, so Gott will! die Zeit wieder, wo die Masse eines treuen und tapfern, in den Waffen geübten Volkes einen großen Theil der stehenden Heere reichlich ersetzt. Aber die Verhältnisse der Staaten lassen sich nicht in Einem Jahre oder in einem Jahrzehend umschaffen; wir können nicht die Eigenthümlichkeit jener Zeiten, da man der stehenden Heere noch gar nicht, oder nur in Kriegszeiten der Söldner bedurfte, plötzlich zurückführen. Der Gang der europäischen Civilisation hat ganz neue Verhältnisse erzeugt, das öffentliche, wie das häusliche Leben ist wesentlich umgestaltet. Es war eine, wenn auch nicht unbedingt herrliche, doch kräftige Zeit, da jeder Bürger die Waffe trug und zu gebrauchen wußte, da jedes Städtlein durch Wall und

Mauer, und durch den streitbaren Geist seiner Bewohner geschirmt, sich selbst gegen den Feind vertheidigte, da dieser denn auch durch manches Städtlein seinen Lauf gehemmt sah. — Die Mauern sind gefallen, die Wälle haben die Gräben ausgefüllt, der streitbare Geist der Bürger ist friedlichern Bestrebungen, dem Geiste einer neuen Zeit gewichen; von vielen Festungen sind wenige übrig geblieben, und auch diese vermögen nicht mehr, was die frühern vermochten, weil nicht blos Schießpulver und Feuergewehr den Kämpfen der Völker eine ganz neue Gestalt gegeben haben, sondern auch der Geist der Kriegskunst selbst völlig umgewandelt ist. Das Kriegsspiel ward ein Handwerk, das Handwerk aber eine vielumfassende, mit der Wissenschaft Hand in Hand gehende Kunst, welche keineswegs blos von großen Massen der Streitkräfte abhängig ist, und selbst die persönliche Tapferkeit des Einzelnen beherrscht. Auch ein heldenmüthiges und wohlbewaffnetes Volk würde, mit der edelsten Begeisterung, dieser Kunst unterliegen, wenn das stehende Heer nicht einen festen Kern für die kämpfenden Schaaren bildete, und eine Schule für höhere und niedere Anführer. Unläugbar sind die letzten großen Kämpfe nicht

allein durch die stehenden Heere, sondern durch die kräftige Mitwirkung der Völker entschieden worden; unläugbar haben die von ihren Fürsten aufgerufenen, vorher in den Waffen nicht geübten, aber durch ihre Liebe zu Fürst und Vaterland, durch den gerechten Unwillen gegen den Uebermuth und die Tyranney der fremden Gewalt, durch hochherzige Begeistrung erweckten, und schnell gerüsteten Freywilligen zu unsrer Befreyung Großes beygetragen; aber nur im Verein mit den stehenden Heeren konnten sie so Herrliches leisten. Das ganze Volk, oder auch nur den größeren Theil desselben zur Gewandtheit und kriegerischen Einheit eines stehenden Heeres heranzubilden, in dem Grade, daß dieses fortan entbehrlich wäre, ist, wo nicht völlig unmöglich, doch nicht ohne große Gefährde und mannichfachen Nachtheil für Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Ackerbau erreichbar. So müssen wir denn das lange Zeitalter der stehenden Heere hindurchgehen, bis vielleicht ein andres Verhältniß allmählig und gesetzlich sich entwickelt; aber keine Theorie, und keine Revolution kann diese Entwicklung im Augenblick vollenden, und wäre dieß auch möglich, so ist es doch nicht wün-

schenswerth, weil Niemand verbürgen kann, daß das Neue auch das Bessere seyn werde, und weil dieses wenigstens mit viel zu theuern Opfern erkauft werden müßte. Mag denn neben dem Lehr- und Nährstande der Wehrstand fortdauern, wie nicht ein leeres Reimspiel, sondern ein naturgemäßes Princip sie neben einander gestellt hat; übe sich die Jugend, wie das Gesetz mehrerer Staaten und die Neigung ihr gebeut, in den Waffen; aber wähne nur Niemand, daß man nun der Soldaten, deren nächster Beruf die Waffenübung ist, entbehren könne. Ist aber das Fortbestehen des Wehrstandes ein Bedürfniß der Zeit, wäre seine Auflösung mit tausend Unbequemlichkeiten, Lasten, Verlusten und Uebeln für die übrigen Stände, und mit unverkennbarer Gefährde der Staaten verbunden, so eifre man nicht thöricht gegen ihn; muß er aber bestehen, so bedarf er des Soldes, so bedarf der Staat der Steuern, diesen aufzubringen, so kaufen die Staatsbürger durch die Steuern nur von andern und drükkendern Lasten, von Kriegssteuern und Kriegsplagen, von möglicher Unterjochung sich los. Gerecht ist nur der Wunsch, daß die mit den stehenden Heeren für die Bürger verbundene

Last nicht durch eine unnöthige Soldatenmenge und außerwesentliche Dinge gemehrt werde, wobey wir jedoch uns bescheiden wollen, daß das rechte Maaß des Nöthigen und Wesentlichen nicht auf jedem Studiertische, nicht auf jedem Ruhesessel gefunden wird. Wir sehen auch, und rühmen's gern, daß vornehmlich die deutschen Staaten mit allem Ernst, und so viel Jedem sein Verhältniß gestattet, die Heeresmassen beschränken, und jede mögliche Ersparung im Aufwand fortschreitend erstreben. Das ist dann Manchen wieder auch nicht recht, und man hört neben den Klagen über die unnütze Menge der Soldaten, und über die daraus hervorgehende Steuerlast, andre nicht minder laute, wenn auch nicht so allgemeine, über das Spaarsystem der Regierungen erschallen. Verstehen Sie das Geheimniß, alle diese Klagen zu beschwichtigen, jeder Unzufriedenheit zu wehren, so versäumen Sie nicht, dasselbe zu verkündigen, und seyn Sie versichert, daß keine Büchercensur Sie daran hindern wird.

Ich weiß nicht, ob es sich mit den Klagen über die unnütze Ueberzahl der Regierungswerkzeuge und Beamten, vielleicht eben so verhält, wie mit den Klagen über die Größe

der stehenden Heere. Ganz ungegründet scheinen jene nicht zu seyn, weil sie auch von sehr besonnenen und loyalen Männern wiederholt werden; es mag wohl mit Recht behauptet werden, daß hie und da einige Glieder in der Kette der Staatsverwaltung zu viel sind, wie man denn auch sagt, daß überhaupt zu viel regiert werde. Gedenke ich aber der Nachrichten, welche, aus mehrern deutschen Staaten, durch die öffentlichen Blätter zu meiner Kunde gekommen sind, so muß ich annehmen, daß die Regierungen ernstlich auch darauf denken, entbehrliche und kostspielige Behörden und einzelne, nicht wesentlich nothwendige Beamtenstellen aufzuheben, und die bleibenden in angemessener Thätigkeit zu erhalten; ich erinnere mich auch gehört und gelesen zu haben, daß einzelne Angestellte und ganze Collegien mit Arbeiten so überhäuft sind, daß sie nicht fertig werden können, und daß deßhalb der Gang der Geschäfte zu langsam ist. Nun läßt sichs wohl denken, daß selbst eine zu große Menge von Beamten und Behörden den Geschäftsgang verzögert und hemmt; aber ich getraue mir nicht, von den deutschen Staaten, deren Verfassung ich etwas genauer kenne, dieß zu behaupten. Wenigstens würde ich

sehr verlegen seyn, wenn ich entscheiden sollte, welche Behörde in meinem nächsten Wirkungskreise entbehrlich und unnütz sey, oder welche nicht ihre Schuldigkeit thäte. Ich kenne wohl träge und lässige Geschäftsmänner, aber auch viele, und mehr rüstige, unverdrossene, gewissenhafte, welche eigentlich nie Ferien haben, und es scheint mir auch zu den noch unentdeckten Geheimnissen der Staatskunst zu gehören, jeden Angestellten in die rechte, lebendige Thätigkeit zu versetzen, ohne jeden langsamern und beschränkteren Arbeiter alsbald zu entlassen. Die Klage über die Menge unnützer Beamten wird nicht selten als ein Vorwurf gegen die Regierung ausgesprochen, da er doch nur diesen oder jenen Angestellten trifft, und man folgert ganz unrichtig, wenigstens sehr übereilt, daß die ganze Stelle dessen, der seine Schuldigkeit nicht thut, überflüssig sey, da doch nur die Trägheit und Nachlässigkeit des Einen einem Andern, meist dem Untergeordneten, eine um so drückendere Geschäftslast aufbürdet, oder die Ursach vieler, nicht von Jeden bemerkten, Versäumnisse und Hemmungen ist. Ein thätiger und tüchtiger Mann würde auf derselben unnöthig scheinenden Stelle vielleicht Arbeit und Geschäfte genug

finden, und für das Ganze sehr ersprießliche. Wirklich unnütze Behörden und Beamten werden allmählig den immer allgemeiner anerkannten und angewendeten Grundsätzen eines weisen Staatshaushaltes weichen; plötzlich und gewaltsam läßt sich auch in dieser Beziehung nicht Alles, was wünschenswerth seyn mag, anordnen, ohne den Geschäftsgang zu verwirren, und einzelne und ganze Familien in unverdientes Elend zu stürzen. Offenbar sind die deutschen Regierungen sehr ernstlich bemüht, auch von dieser Seite eben so sehr der Weisheit, als der Gerechtigkeit zu huldigen, und den Staatsaufwand zu beschränken. Nur fordere man nicht, daß an die Stelle der deutschen, mannichfach gegliederten Staatsverwaltung eine fremde Büreaukratie trete, welche der bürgerlichen Freyheit am wenigsten günstig ist. Selbst wenn unsre Verwaltung mehr Kräfte in Anspruch nähme, und theurer wäre, als die anderer Länder, (was sich jedoch im Allgemeinen durchaus nicht behaupten läßt;) dürfte man weder ihre Vorzüge verkennen, noch die Beamtenmenge als einen Hauptgrund der übergroßen Steuerlast betrachten.

Sie klagen endlich auch „den übertriebe-

nen Aufwand der Höfe“ als die Ursach so vieler und drückender Steuern an. Es ist dies zwar eine gemeine, aber gerade in dieser Zeit häufig ungegründete Klage, weil kaum je so ernstlich und so sichtbar die Oekonomie der meisten deutschen Hofhaltungen beschränkt worden ist, wie jetzt. Nennen Sie mir die Fürsten, welche durch rücksichtlose Verschwendung den Druck und die Leiden ihrer Unterthanen mehren! Es ist höchst ungerecht, allgemeine Anklagen auszusprechen, ohne sie durch Thatsachen erhärten zu können. Vergessen wir doch nicht, daß der Fürstenhöfe Bedürfniß nicht nach dem Maaße einer bürgerlichen Haushaltung zu messen ist, daß der Thron auch des äußern Glanzes nicht ganz entbehren kann, daß nicht blos die Größe, sondern auch die Art des Aufwandes und die Macht der Verhältnisse in Anschlag gebracht werden muß, daß nicht nur Einzelne und die Residenzen, sondern Alle durch fürstlichen Aufwand, wenn er nicht unmäßig ist, gewinnen, weil Wissenschaften, Künste und Gewerbe in ihm Nahrungsquellen finden. Damit soll keine wirkliche Verschwendung beschönigt werden; wer möchte vergessen, daß auch der Arme unter Seufzer und Thränen sein Schärflein zu-

dem Staatsbedürfniß beyträgt! Aber je drückender jetzt die Steuerlast ist, desto weniger soll man den Wahn nähren und bestätigen, daß der angeblich übertriebene Aufwand der Höfe die vornehmste Ursache derselben sey, wodurch nur die Unzufriedenheit gemehrt und das Herz des Volkes dem Fürsten und der Regierung entfremdet wird. Es liegt in der Gewohnheit, die Schuld jedes öffentlichen Uebels und Leidens diesen aufzubürden, so viel Unbesonnenheit und Ungerechtigkeit, so viel Gehässigkeit und Lieblosigkeit, daß am wenigsten ein Mann, wie Sie, solche Ungebühr sich erlauben sollte.

Weise doch Jeder, der es mit seinen Mitbürgern, mit Fürst und Vaterland gut meint, die Unzufriedenen auf die tiefbewegte Zeit zurück, die wir durchlebt haben, auf die Opfer, welche sie forderte, auf den Drang der Verhältnisse, welche sie unvermeidlich herbeyführte. Wir erndten, was wir nicht gesäet haben, aber auch nicht abzuwenden vermochten, die Furcht einer Revolution, welche, fast dreyßig Jahre lang, als ein verheerender Sturm über einen großen Theil Europa's, und vorzüglich verwüstend auch über unser Vaterland einherzog; wir fühlen die Nachwehen jener blutigen

Kriege, welche aus der Empörung eines einzigen Volkes hervorgingen; den größten Theil der Lasten, die wir tragen, hat das ungeheure Verhängniß der letzten Zeiten uns aufgelegt. Die immer erneuten Kämpfe haben den alten Wohlstand erschüttert, die Hülfsquellen der Regierungen erschöpft, alle Staaten mit Schulden belastet. Diese müssen verzinset und allmählig getilgt, es müssen viele Wunden geheilt, und die Angelegenheiten des Staatshaushaltes neu geordnet werden, wenn die Staaten ihre Verbindlichkeiten erfüllen sollen. So ist das Staatsbedürfniß gemehrt worden; neue, unvermeidliche Ausgaben erfordern neue Einnahmen, neue Auflagen und Steuern, nicht durch die Willkühr, sondern durch die Noth, durch unverschuldete und unausweichliche Verhältnisse geboten. Auch die deutschen Staaten, welche, wie es nun bey den Meisten der Fall ist, eine landständische Verfassung haben, Kraft welcher denn die Abgeordneten des Volks Ausgabe und Einnahme des Staats reichlich erwägen, und diese nach der Unvermeidlichkeit Jener bestimmen, empfinden den Druck der Steuern, wie die Andern, zum sichern Beweis, daß keine tyrannische Willkühr die Bürger also belastet. Dabey sind

unläugbar diejenigen Regierungen, welche bereits unter Mitwirkung der Landstände die Besteuerung anordnen, am günstigsten gestellt, weil der größte Theil des Unmuths über die schweren Staatslasten auf die Stände sich wälzt.

Wie groß aber auch dieser Unmuth seyn mag, so zeigt sich doch im Herzen des Volks durchaus keine Neigung, kein Verlangen, kein Versuch, durch gewaltsame Maaßregeln seiner Last sich zu entledigen; man klagt und seufzt wohl, wie es auch früher geschehen, und jetzt mehr, weil der Druck empfindlicher ist; aber man hofft auch auf bessere Zeiten, und trägt indeß geduldig, was nicht zu ändern ist. Auf die durch die Menge der Steuern veranlaßte Unzufriedenheit des Volks also bauen die Demagogen vergeblich ihre Pläne, und es dient dieselbe ihnen um so weniger zum Vorwand, je weniger sie eine Erleichterung der vorhandenen Last zu verbürgen vermögen. Unser Volk ist zu nüchtern, zu besonnen, zu rechtlich, als daß es denen Gehör geben sollte, welche, den Seegen des Friedens und der Eintracht zwischen Fürsten und Unterthanen verschmähend, durch Zwietracht und Unfrieden, durch Aufruhr und Empörung, also durch

dasselbe Unheil, dem wir unsre Lasten und Leiden verdanken, Erlösung von denselben zu versprechen wagen. Wer begriffe auch nicht, daß die Herolde der Revolution, wenn sie die Herrschaft erlangten, uns mit Scorpionen geißeln, und den noch vorhandenen Wohlstand unter den Ruinen der Staatsverfassung und bürgerlichen Ordnung begraben würden!

Sie deuten, mein werther Freund! auch auf das unglückliche Anleihesystem hin, welches, „als ein verzehrend Feuer, den Wohlstand der Staaten verschlinge.“ Und in der That ist das ein wesentliches Uebel unsrer Zeit, und ein verwüstendes. Aber wahrlich die Demagogen würden uns nicht davon befreyen! Haben sie doch überall, wo sie handelnd auftraten, haben doch auch die Staaten, die von einer revolutionairen Regierung geleitet wurden, oder die sich von alten Banden loszukämpfen und selbstständig zu begründen streben, zu gleichen Anleihen, wie die alten Monarchieen, ihre Zuflucht genommen. Indeß hat das Anleihesystem bereits eine Stufe erreicht, welche dem Culminationspunkt sehr nahe zu seyn scheint; eine Revolution könnte diesen beschleunigen, aber nicht ohne den Wohlstand der Staaten und Familien, das Recht

und die Sicherheit des Eigenthums völlig zu zerstören. Nur ein langer Friedensstand, nur Eintracht und gegenseitiges Vertrauen zwischen Fürsten und Volk kann, auf dem Wege des Rechts und der Ordnung, mit Schonung aller Interessen, den mit den Staatsanleihen verbundenen Papierhandel mäßigen, und allmählig günstiger wenden. Jetzt sollte man nicht verkennen, daß in den meisten Staaten eine völlig unerschwingliche Steuerlast aufgelegt werden müßte, wenn man den Anleihen entsagen, und allen mit dem Bestehen der Staatspapiere verbundenen Uebeln und Mißbräuchen alsbald steuern wollte. Offenbar empfindet gerade die größere Masse des Volks dieses Uebel nur wenig, oder doch nicht so unmittelbar und so allgemein, daß eine bedenkliche Unzufriedenheit daraus hervorgehen könnte. Man betrachtet die Anleihen vielmehr als ein Mittel, die Staatsbedürfnisse zu befriedigen, ohne die jetzige Generation mit noch größern Ansprüchen und Lasten heimzusuchen, und ist der Meinung, daß die schwere Zeit, die wir durchlebten, uns bey unsern Nachkommen entschuldigt, wenn wir ihnen einen Theil der Verbindlichkeiten, welche ein schweres Verhängniß uns auflud, ungeachtet aller unsrer

Opfer, Anstrengungen und Ersparungen, zurücklassen müssen. Uebrigens bin ich in die Geheimnisse des Staatspapierwesens zu wenig eingedrungen, als daß ich mir ein Urtheil darüber, ob dieses Uebel nicht zu mäßigen wäre, erlauben dürfte. Dennoch darf ich des Glaubens leben, daß die Weisheit und das Wohlwollen der deutschen Regierungen auch in dieser Hinsicht das Glück ihres Volkes nicht unberathen lassen werde.

Als einen andern Grund der Unzufriedenheit, als ein drückendes Uebel, das einige unruhige Menschen verleiten könne, in einer gewaltsamen Umkehr der Verhältnisse Rettung zu suchen, erwähnen Sie „die Hemmungen des Handelsverkehrs, welche auf die Lage der Grundbesitzer, wie auf alle Gewerbe höchst nachtheilig einwirken.“ In der That werden die dermaligen Beschränkungen der Handelsfreyheit, die Zollinien mitten in Deutschland, die schweren Auflagen, mit welchen vornehmlich die Einfuhr belastet ist, nicht von den Kaufleuten allein, sondern von den meisten Staatsbürgern bitter empfunden; in der That drücken die meisten Hindernisse, welche der Handel findet, fast alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft; in der That ist das Zoll-

system, wie alle indirecten Steuern, die bedenklichste und gefährlichste Art der Besteuerung, gefährlich besonders, weil sie so viel Reiz und Versuchung zur Uebertretung der Gesetze, zu Entwöhnung von Rechtlichkeit und Treue, zu Lüge und Betrug enthält. Es muß, und es wird auch in dieser Hinsicht Vieles anders werden; aber es ist nicht Alles, auch das Wünschenswertheste nicht, sogleich oder in einen vorherbestimmten Zeitmaß zu vollenden. Auch hier muß ich wiederholen: Wir bedürfen des Friedens, eines langen und sichern Friedens, des gegenseitigen Vertrauens und der Eintracht zwischen den Regierungen und den Unterthanen, damit die Hoffnung besserer Zeiten erfüllt werde.

Für jetzt ist Geduld und willige Ergebung in das Unvermeidliche Allen Noth. Aber das hindert nicht, mit der Mäßigung und Bescheidenheit, welche jeder der Sache, für die er spricht, den öffentlichen Angelegenheiten und seinen Obern schuldig ist, Mißbräuche zu rügen, vorhandene Uebel, und die Möglichkeit ihrer Abstellung ins Licht zu setzen, also auch über die Beschränkungen des Handelsverkehrs freymüthig sich zu erklären. Nur gehe man nicht von dem so einseitigen, als ungerechten Ge-

sichtspunkte aus, daß nur die Regierungen um solcher Uebel willen anzuklagen sind.

Welches Maaß von Handelsfreyheit unerläßlich nothwendig, und welches dem eigenthümlichen Verhältnisse jedes Staats am angemessensten und wohlthätigsten sey, das läßt sich nicht so leicht entscheiden, wie Viele meinen. Ueber das Zollsystem, über die Zweckmäßigkeit von Retorsionsmaaßregeln, selbst über die Anwendbarkeit der indirecten Steuern überhaupt herrschen noch sehr abweichende Meinungen; unzählige darauf bezügliche Streitfragen sind noch nicht entschieden. Aber die Meinungsverschiedenheit kann nur der Fanatismus als eine Rechtfertigung des Ungehorsams, der Feindschaft, der ungerechten Anklagen betrachten; der Kampf der Meinungen soll am wenigsten die entzweyen, welche durch die heiligsten Bande mit einander vereinigt sind, und es ist die allerschlechteste Polemik, wenn man der abweichenden Meinung eine böse Gesinnung unterschiebt. Es kann gar wohl seyn, daß eine Regierung ganz andere Ansichten und Grundsätze in Beziehung auf eine besondere Angelegenheit hegt, als Viele im Volke, ohne daß sie deßhalb der Selbstsucht, des Uebelwollens, der Gleichgültigkeit

gegen das Beste ihres Volkes angeklagt werden darf. Besonders in Beziehung auf streitige und schwierige Verhältnisse sollte man sich bescheiden, daß die Wahrheit nicht unbedingt auf unsrer Seite ist, so innig wir auch davon überzeugt zu seyn meinen, und daß man die Verhältnisse anders auffaßt, wenn man am Steuerruder, als wenn man in der Mitte des Fahrzeugs steht, anders, wenn man das Ganze, als wenn man nur die nächste Umgebung überschaut, anders, wenn man handelt, als wenn man leidet. Keine unserer Regierungen hält sich für untrüglich; jede ist dem Irrthum ausgesetzt; es ist möglich, daß bisweilen einzelne Bürger dieses oder jenes richtiger erkennen und würdigen; aber es begreift sich leicht, daß die öffentlichen Angelegenheiten nicht von der individuellen Meinung einiger Staatsbürger abhängig gemacht werden können, und daß Keiner ein Recht hat, darum, weil er etwas besser versteht, oder zu verstehen meint, als die Regierung, von dem schuldigen Gehorsam sich loszusprechen. Selbst bey der bestimmtesten Ueberzeugung, daß die Obrigkeit in die diesem oder jenem Falle irre, sind wir ihr Gehorsam schuldig, und es ist dieß kein Verläugnen der Ueberzeugung, nicht

ein Handeln gegen das Gewissen, sondern eine Gewissenspflicht, weil sonst auch die irrende Ueberzeugung, jede Meinung, jedes Vorurtheil das Recht, ungehorsam seyn und eigenmächtig, nur nach eigner Ansicht, handeln zu dürfen, sich anmaßen, weil also aller Ungesetzlichkeit, aller Empörung ein Vorwand geliehen würde, und weil Niemand sein Gewissen verletzt, wer seine Ansichten und Meinungen da, wo das Gesetz gebeut, nicht verläugnet, aber dem Gebot der Pflicht unterwirft. Nur Unrecht zu thun, kann kein Gesetz uns gebieten; es ist aber kein Unrecht, wenn ich leide, was die bestehende Ordnung mir auflegt, wenn ich meine vielleicht richtigere Erkenntniß der allgemeinen Pflicht des Gehorsams gegen Gesetz und Obrigkeit unterordne, sofern ich dabey nicht ein offenbares göttliches Gesetz verletze; „Zoll, dem der Zoll gebührt!“ Er gebührt aber der von Gott verordneten Obrigkeit auch da, wo ich der Meinung und Ueberzeugung bin, daß das Bedürfniß des Staats auf anderem Wege besser und unschädlicher befriedigt werden könnte. Erwägen Sie nur, was im Staate daraus entstehen würde, wenn Jeder seinen Gehorsam von seiner Meinung über diese oder jene Angelegenheit abhängig machen,

nur da, wo er von der Zweckmäßigkeit einer Regierungsmaaßregel überzeugt ist, gehorchen, oder einer feindseeligen Unzufriedenheit mit der Obrigkeit, weil sie gegen seine Meinung und Ansicht handelt, Raum geben wollte!

Wie ungerecht aber die Unzufriedenheit mit unsern deutschen Regierungen, weil auch sie dem Zollsystem nicht entsagen, gewiß ist, und wie wenig damit revolutionaire Pläne entschuldigt werden, erhellt auch daraus, daß selbst die belobtesten Freystaaten, wie die nordamerikanischen, selbst Länder, deren freye Verfassung man rühmt, wie England, demselben huldigen, und daß selbst kein Ober- und kein Unterhaus, keine Versammlung freygewählter Volksvertreter ein ausreichendes Heilmittel gegen dieses Uebel gefunden hat. Deutschland, mitten in Europa gelegen, kann am wenigsten mit einer Maaßregel vorangehen, welche, wenn nicht das ganze europäische Staatssystem den Grundsatz einer völligen Handelsfreyheit annimmt, und alle Zollinien aufhebt, unserm Handel und unsern Gewerben einen viel größern Nachtheil, als Vortheil bereiten würde. Auch ist die Unzufriedenheit mit den Zöllen keine neue; denn wir haben Zölle, Accisen, Regieen, Mauthen längst ge-

habt; und keine allgemeine; denn sie wird im Innern der Länder nicht so drückend empfunden, wie an den Gränzen. Man klagt sogar eben so oft, hier, daß die Ausfuhr, dort, daß die Einfuhr nicht noch mehr beschränkt sey, und man hat genugsam darüber geeifert, daß Deutschland mit fremden Waaren überschwemmt, der heimische Gewerbfleiß dadurch gehemmt und unterdrückt, der noch übrige Wohlstand völlig zerrüttet werde. Wer dieses behauptet, kann unmöglich eine unbeschränkte Handelsfreyheit und die Aufhebung aller Zölle im Ernste wünschen und begehren, darf die Regierungen nicht anklagen, welche auch durch Zölle den vaterländischen Gewerbfleiß und Handel zu begünstigen meinen. Sie sehen, daß hier die mannichfaltigsten und widerstreitendsten Interessen ins Spiel kommen, daß die Zahl derer, welche mit einer ihnen lästigen Maaßregel unzufrieden sind, durch die Zahl der Zufriedenen aufgewogen wird, und daß die Demagogen in der Unzufriedenheit mit den Beschränkungen der Handelsfreyheit weder einen gültigen Vorwand, noch eine sichere Stütze für ihre Pläne finden.

Zu wünschen ist allerdings, daß das Zollsystem so viel möglich beseitigt, wenigstens im-

mer mehr ermäßigt und gemildert werde, besonders weil es auf die Sittlichkeit vieler Staatsbürger höchst nachtheilig einwirkt, und durch den Reiz der Uebertretung des Zollgesetzes die Ungesetzlichkeit überhaupt mehrt, die Achtung des Staatsgesetzes und der Obrigkeit mindert. Aber der beste Wille der Regierungen kann nicht allen Uebeln wehren, und selbst die Erfüllung des erlaubten Wunsches, daß wenigstens im Innern des gemeinsamen Vaterlandes die Zollinien, welche einen deutschen Staat von dem andern scheiden, aufgehoben, und, als eine gemeinsame Maaßregel aller Bundesstaaten gegen das Ausland, an die äußersten Gränzen verlegt werden möchten, findet Hindernisse, welche der Wille und die Weisheit keiner Regierung sogleich zu überwinden vermag. Indeß sind bereits einige süddeutsche Staaten mit erfreulichem Beispiele vorangegangen, da sie zu freundnachbarlichen Maaßregeln sich vereinigten; daß dieß noch nicht allgemeiner geschah, das hat seinen Grund nicht im Mangel an gutem Willen, auch nicht allein in der Verschiedenheit der Ansichten, der Bedürfnisse und Verhältnisse, sondern auch in den größern Schwierigkeiten, welche sich überall finden, wo eine im engern

Kreise leicht zu erreichende Verständigung, und schnell auszuführende Anordnung in einem größern Umfange, unter Berücksichtigung mannigfaltigerer Umstände, von mehrern Theilnehmern eingeleitet und angewendet werden soll. In jedem Falle thun wir Unrecht, wenn wir, weil auch das Wünschenswerthe und Mögliche noch nicht erreicht ist, einer Unzufriedenheit uns überlassen, welche auch das wirklich vorhandene Gute, auch den ernsten und wohlmeinenden Willen der Regierungen verkennt, und die Schwierigkeiten mehrt, mit welchen diese überall zu kämpfen haben.

Sie stellen endlich noch „die gänzliche Versagung oder nur halbe Gewährung einer freysinnigen, dem Geiste der Zeit entsprechenden Constitution und ächten Volksvertretung", als eine Ursache der Volksunzufriedenheit auf. Ich war darauf gefaßt; ich erwartete diese Bemerkungen sogar früher, weil jetzt von Staatsangelegenheiten kaum die Rede seyn kann, ohne des Repräsentationssystemes, als einer Hauptsache zu gedenken. Vielleicht betrachten Sie das, was ich Ihnen darüber sagen kann, auch als eine politische Ketzerey, weil es nicht ganz mit der herrschenden Meinung übereinstimmt; ich kann es aber aus

keinem andern Standpunkte auffassen, als aus dem, welcher meine Ansicht aller Verhältnisse des Lebens, also auch der Staatsverfassungen, bestimmt. Es mag einseitig und beschränkt scheinen, wenn man Alles unter Einen Hauptgesichtspunkt bringt, Alles mit Einem Maaßstabe, welchen man einmal als den allgültigen anerkannt hat, zu messen versucht; was man aber dabey an scheinbarer und verfänglicher Vielseitigkeit verliert, das gewinnt man reichlich an jener Einheit, welche für die Ueberzeugung, für die Gesinnung und für das Handeln, für das ganze mannichfache Leben, gleich dringendes Bedürfniß ist. Sagen Sie nicht, daß das Christenthum mit den Meinungen und Theorieen, welche sich nur auf gesellige, weltliche Verhältnisse und Staatsverfassungen beziehen, nichts zu thun habe; Sie müssen mir zugeben, daß die einzig sichre Richtschnur für menschenwürdige und heilsame Gesinnung, also auch für das gesammte Menschenleben im Christenthum gegeben ist; daß keine Meinung und Theorie unabhängig von der Gesinnung seyn kann, daß jede Meinung durch die Gesinnung mit bestimmt wird, auf die Gesinnung zurückwirkt, und daß das Christenthum nicht blos Einzelne erleuchten und

leiten, sondern Alle zu Einer Kirche, zu Einer seeligen Gemeinschaft erbauen, also auch unsre geselligen Verhältnisse, die bürgerlichen wie die häuslichen, durchdringen, und, gemäß der höchsten Bestimmung Aller, ordnen soll. Eine Staatsverfassungstheorie, welche nicht dem Geist des Christenthums entspricht, nicht von diesem Geist beseelt ist, kann vieles Vortreffliche enthalten; aber sie wird eben so wenig dem Bedürfniß und der wahren Bestimmung Aller, als der besondern und allgemeinen Wohlfahrt gnügen.

Unsre Staaten sind alle auf das Christenthum gegründet, d. h. ihre ganze Verfassung beruht auf ursprünglich christlichen Grundsätzen, die freylich im Fortgang der Zeit mannichfach umgestaltet, oft verkannt, zum Theil ihrem ursprünglichen Geist und Wesen entfremdet seyn mögen, aber nur durch das Christenthum, durch das Aufnehmen des unwandelbaren Princips des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, wieder ganz das werden können, was sie eigentlich und wesentlich seyn sollen. Alles nicht im christlichen Geiste wirkende, nicht von ihm durchdrungene Eingreifen in das Leben und in die Formen des Staats wirkt zerstörend, setzt

die edelsten und theuersten Güther der christlichen Menschheit aufs Spiel, oder hemmmt doch die naturgemäße Entwickelung des christlichen Lebens, in welchem allein alle Bürger des Staats, als Glieder Einer Familie, heilsam verbunden werden.

Betrachten wir nun wieder aus diesem Gesichtspunkt den dermaligen Constitutionsdrang, die fast unabweisliche Forderung einer zur Gesetzgebung und zur Anordnung des Staatshaushalts mitwirkenden Volksvertretung, so begegnen uns hier gar viele Irrthümer. Nicht die Forderung an sich, aber die Art, wie sie bey Vielen sich äußert, ist unchristlich; nicht die Meinung, daß eine repräsentative Verfassung wohlthätig, darum wünschenswerth sey, aber die Voraussetzung, daß sie die einzig rechte, die alleinheilsame, die unerläßliche Bedingung der bürgerlichen Freyheit, die einzige Bürgschaft gegen Despotismus und Willkühr sey, nenne ich einen Irrthum. Ist das Verhältniß zwischen Fürst und Volk dem zwischen Vater und Kindern gleich, so ergiebt sich leicht, daß es weder einem Einzelnen, noch einem Vereine von Bürgern zusteht, dem Fürsten irgend etwas, wär' es auch ein wünschenswerthes Guth, abzu-

trotzen, abzudringen. Alles aber, was mit der Würde des Throns, und mit der väterlichen Gewalt des Fürsten vereinbar ist, darf auf gesetzlichem Wege in Antrag gebracht und erbeten werden. Eine echte Repräsentativverfassung widerstrebt so wenig der Legitimität des Fürsten, wie der Pietät der Unterthanen; es darf also der Wunsch, das Verlangen darnach sich laut aussprechen, und auch den Stufen des Thrones nahen; aber keineswegs steht dem Volke das Recht zu, dem Fürsten eine neue Verfassungsurkunde vorzulegen, und ihre Anerkennung und Annahme zu fordern. Da, wo durch feyerliche Verträge eine ständische Verfassung schon begründet war, darf man daran festhalten, und willkührliche Abweichungen, rasche Neuerungen, auf angemessene Weise, ablehnen. Es ist aber nicht nothwendig, daß, zumal da, wo noch nie eine Volksvertretung statt fand, die Verfassung, als ein Vertrag zwischen Fürst und Volk, erst durch Berathung mit den Volksvertretern, Gültigkeit erhalte. Es steht hier ohne Zweifel dem Fürsten zu, nicht nur die Volksvertretung selbst zu bewilligen, sondern auch die Gränzen und Formen derselben zu bestimmen. Das Volk erlangt das Recht

der Vertretung erst durch die freye Bewilligung des Fürsten; es kann also jenes nicht früher geltend machen, als bis diese erfolgt ist, also auch nicht fordern, daß seine durch die neue Verfassung erst berufenen Vertreter über die Grundzüge der Verfassung selbst mit entscheiden. Wo aber der Fürst eine Versammlung von Abgeordneten seines Volkes beruft, um sich mit ihnen über das Verfassungsgesetz selbst zu berathen, da gewinnt dieses allerdings rascher und entschiedner die öffentliche Meinung für sich, und geht entschiedner aus dem Geiste des Volks hervor, in das Leben des Volks über; gleichwohl ist es auch dankbar anzunehmen, wenn der Fürst die vollzogene Urkunde, als einen Ausfluß seiner väterlichen Gewalt, seinem Volke übergiebt, und wir sehen, daß man auch da, wo dieses geschehen ist, mit der Verfassung sich befreundet hat, und ihrer Früchte sich freut.

Die meisten deutschen Fürsten haben ihr freywilliges Versprechen: daß ihre Staaten eine landständische Verfassung erhalten sollen, gelöst; von einer gänzlichen Versagung derselben kann nicht die Rede seyn, und von einer halben Gewährung nur in so fern, als nicht alle Wünsche und Ansprüche, weil sie zum

Theil überspannt waren, erfüllt worden sind, und nicht erfüllt werden konnten. Lassen wir uns dankbar an dem, was gegeben ward, gnügen; es ist eine reiche Aussaat, die, wenn unser Volk sich selbst treu bleibt, herrlich gedeihen wird. Wo eine Regierung zögerte, das Verfassungsgesetz zu ertheilen und die Stände zu berufen, da durfte man nicht vergessen, daß kein Zeitpunkt vorherbestimmt war, wenn dieß geschehen sollte, daß ein so großes, in das Leben des Volks und in alle Staatsverhältnisse tief eingreifendes Werk nicht überall gleich vorbereitet, und nicht in wenigen Monaten zu vollenden war, daß insbesondre solche Staaten, die aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, und die mannichfaltigsten Verhältnisse zu berücksichtigen haben, zumal sich fast in jeder Provinz eine andere Verfassung vorfand, weislich zögern und ein allgemeines Grundgesetz lange zurückhalten mußten. Es ist keiner Regierung anzusinnen, daß sie eilig allen Forderungen des s. g. Zeitgeistes entspreche; er hat immer auch seine Kehrseite, und es ziemt denen, welche Gott auf die Höhe des geselligen Lebens gestellt hat, das lautre Gold von den Schlacken zu scheiden, und dem Zeitgeist nur so viel,

als eine wohlbegründete Staatsweisheit gestattet, einzuräumen. Der Staat soll mitten im Wechsel und in der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge, ein festbestehender, nicht versteinerter, aber auch nicht allzubeweglicher Organismus seyn, die Regierung aber die Vernunftkraft, welche seine Bewegungen regelt, und nicht in Sprüngen, sondern in naturgemäßem Fortgange, sein Leben in der Zeit und seine gesetzliche Entwicklung beherrscht.

Darum ist auch die geschichtliche Grundlage bey allen Neuerungen in der Verfassung sorgfältig zu beachten; aus dem Vorhandenen und Gegebenen soll das Neue vernunftmäßig und gesetzlich sich entwickeln; das wahrhaft Volksthümliche, das, was der Entwicklungsstufe und dem Bedürfniß des Volks am angemessensten ist, wird nur dadurch gefunden, daß man das, was werden soll, mit dem, was war und was ist, vergleicht und in Einklang zu bringen sucht. Neue Staaten, die noch keine Geschichte haben, mögen sich Verfassungen nach der Theorie der Gewalthaber schaffen, oder nach der Forderung der öffentlichen Meinung; jeder Staat aber, dessen Daseyn in der Vorzeit begründet ist, und der die Erfahrung eines längern Lebens, nicht

blos fremde, sondern auch eigne Erfahrung auf seiner Seite hat, und schon eines organischen Lebens sich freut, muß jede Theorie ablehnen, welche die tausend Fäden, mit denen sein Daseyn an die Vergangenheit und Gegenwart geknüpft ist, zerreißen, und, um ein Neues zu gestalten, ihn in die Zeit einer unsichern Kindheit zurückversetzen will. Nur was aus dem schon entwickelten Leben des Staats sich entfaltet, wurzelt tief auch im Herzen des Volkes, und selbst eine unvollkommenere Verfassung, die auf solchem Grunde ruht, ist besser, lebendiger, heilsamer, als jene, welche, bey allen wirklichen oder scheinbaren Vorzügen, dem Volke nur noch ein todter Buchstabe ist.

Daß die landständische Verfassung unserm Volke ein Bedürfniß sey, das haben unsre Fürsten wohl erkannt; darum sagten sie dieselbe zu, darum ist sie fast überall schon ins Leben eingetreten. Sie hat auch die billigen und vernünftigen Erwartungen, welche man von ihr hegte, nicht unbefriedigt gelassen; in erfreulicher Uebereinstimmung mit unsern Fürsten und Regierungen, mit Besonnenheit, mit Mäßigung, mit Vaterlandsliebe haben die Landstände fast überall schon Erfreuliches ge-

leistet, und vornehmlich auch bewährt, daß der Geist der Demagogie und Revolution in unserm Volke durchaus nicht herrschend ist.

Sie wissen, daß ich so innig, wie Sie, von dem Bedürfniß und von der Wohlthätigkeit der landständischen Verfassung überzeugt bin; daß es aber ohne dieselbe durchaus kein Heil für Staat und Volk gebe, das mag ich nicht behaupten. Sie gewährt viel; aber eine weise Regierung kann auch ohne dieselbe wahrhaft volksthümlich seyn. Sie ist ein bedeutender Gewinn nicht nur für das Volk, sondern auch für die Regierung; aber sie vermag nicht Alles zu leisten, was Viele von ihr erwarten. Man betrachtet sie als eine Schutzwehr gegen den Despotismus, und sie ist es auch; aber sie hebt die Möglichkeit desselben keineswegs auf. Wir haben hingegen den Trost, daß er unter uns nur eine vorübergehende Erscheinung seyn könnte, daß wir bis zu einer Entwickelungsstufe gelangt sind, welche ihm weniger Raum giebt, als je, daß der milde, väterliche Geist der deutschen Fürsten forterben wird auf die Erben ihrer Throne.

Da aber die landständische Verfassung unter uns keine neue Schöpfung ist, da sie in den meisten deutschen Staaten längst bestand,

und entweder völlig unterging, oder doch nur in ererbten Formen, nicht im ursprünglichen Geiste, fast nirgend in alter Kraft fortdauerte, da, wenn wir die Stimmen der Geschichte hören, nicht behauptet werden kann, daß nur der Despotismus sie zerstört, oder unwirksam gemacht habe, und da dieselben Umstände und Verhältnisse, die solches wirkten, im Fortgang der Zeiten wiederkehren können, so dürfen wir uns nicht bergen, daß die beste Verfassung keine so ausreichende Bürgschaft für das Heil der Staaten und für die Zukunft gewährt, wie die vom Geist des Christenthums erfüllte Gesinnung der Fürsten und Völker. Nur dieser Geist kann auch der landständischen Verfassung das rechte Leben einhauchen, Seegen und Gedeihen ihr geben.

Wenn ich Sie nun schlüßlich noch erinnere, daß fast alle deutsche Staaten bereits eine Volksvertretung haben, daß also in dieser Hinsicht die öffentliche Meinung ziemlich befriedigt ist, und wenn, so weit meine Kunde reicht, „die gänzliche Versagung, oder halbe Gewährung der Volksvertretung" nirgend eine allgemeine Unzufriedenheit erweckt, so sehe ich nicht ein, wie von dieser Seite die dema-

gogischen Umtriebe sich entschuldigen lassen, wenn man auch noch so geneigt dazu wäre.

Aber Sie haben vielleicht noch Anderes im Hinterhalt, was mir Ihre eigne Verstimmung und Unzufriedenheit, so wie Ihr Bemühen, Jene zu vertheidigen, begreiflicher machen kann, und ich sehe daher Ihrer weitern Mittheilung voll Verlangen entgegen.

Achter Brief.

Ich dacht' es wohl, daß Sie nur Ihre leichtern Streitkräfte vorangesendet, und die schwereren, mit welchen Sie nun gegen mich ankämpfen, zurückbehalten hätten. In der That ist der Inhalt Ihres letzten Briefes sehr beachtenswerth, und indem Sie es aufgeben, der Revolution das Wort zu reden, oder die Demagogen zu rechtfertigen, hingegen das herausheben, was auch einige edlere Gemüther, weil es als ein dringendes Bedürfniß und als eine unabweisbare Forderung der Bildungsstufe unsrer Zeit erscheint, mit dem Gedanken einer völligen Umkehr der bestehenden Verhältnisse befreundet haben mag, gehen Sie auf Untersuchungen ein, welche zu allen Zei-

ten das Nachdenken und die Forschung vieler erleuchteter Geister um so mehr beschäftigten, als sie überall die Gesinnung und das Leben berührten, und welche am wenigsten in unsern Tagen umgangen werden können.

Sie sagen: „Das größte aller Uebel im Staatsleben ist der Mangel an bürgerlicher Freyheit; das Streben nach einem genügenderen Maaße derselben gehört eben so sehr zu den größten Vorzügen, wie zu den Eigenthümlichkeiten unsers Zeitalters; die Sache der Freyheit ist eine der theuersten Angelegenheiten aller edeln und unbefangenen Freunde des Vaterlands, des Rechts, der Wahrheit, der Menschheit; darinnen sind die Besten unter allen cultivirten Völkern einverstanden; nicht die Freunde, sondern die Gegner der Freyheit, nicht sowohl unsre deutschen Fürsten, als jene Partheymänner, welche in ihrem Rathe sitzen, und in der Unterjochung des Volks ihren Vortheil suchen, darum Maaßregeln veranlassen, welche theils den gerechtesten Ansprüchen und Forderungen entgegenstehen, theils sogar das vorhandene Maaß der bürgerlichen Freyheit noch mehr beschränken; — sie sind die wahren Ursachen revolutionairer Pläne und demagogischer Umtriebe."

So muß ich nun die große und schwere Streitfrage unsrer Zeit mit Ihnen verhandeln, und würde, auch wenn Sie dieselbe nicht berührt hätten, auf sie hingewiesen worden seyn, weil sie Jedem, welcher den Geist und die Verhältnisse unsrer Zeit zu würdigen versucht, fast unvermeidlich sich aufdringt.

Ja! die Sache der Freyheit ist die Sache aller edeln Gemüther! Was Sie mit jugendlicher Begeistrung von ihr sagen, das ist meinem Herzen nicht fremd. Aber was ist sie, diese Freyheit, für welche Thoren geschwärmt, und Weise geredet, gehandelt, sich selbst aufgeopfert haben? Was bedeutet dieses mächtige Wort, das eine so unwiderstehliche Gewalt ausübt über die verschiedenartigsten Menschen, das so oft die Loosung war zu den heißesten Kämpfen, das zu den entsetzlichsten Freveln und Verbrechen verleitete, und Andre zu den großherzigsten und herrlichsten Thaten begeisterte, das Alles zu umfassen scheint, was der Mensch, auf einer höhern Stufe der Bildung, als das Wünschenswertheste betrachtet, und als das unveräußerlichste Kleinod des geselligen Lebens in Anspruch nimmt? Es ist Eins von den Zauberworten, die zu allen Zeiten, unter allen

Völkern einen Anklang finden, und nie an Reiz und Kraft verlieren, in manchem Zeitalter aber mit neuverjüngtem Leben hervortreten, und sich der Herzen bemächtigen; es ist in Aller Munde, und jeder meint es zu verstehen, und die Wenigsten vermögen es auszudeuten. Sie selbst, geliebter Freund! haben mir so Vieles, und so sinnig davon geschrieben, und dabey immer vorausgesetzt, es verstehe sich von selbst, daß Jeder wisse, was Sie damit meinen; und doch dürft' es Ihnen eben so schwer seyn zu sagen, was die Freyheit, als was die Wahrheit ist?

Sie wollen die Freyheit, die Sie meinen, gewiß aufs strengste geschieden wissen von aller Willkühr, aller Ungebundenheit und Zügellosigkeit; Sie verkennen gewiß nicht, daß sie mit diesen nicht nur nicht vereinbar, sondern auch ihnen völlig entgegengesetzt, daß alle Willkühr, sie mag die, welche herrschen und gebieten, oder die, welche unterthan seyn und gehorchen sollen, leiten, das Grab der Freyheit ist. Sie unterscheiden, wenn ich Sie recht verstehe, bürgerliche und sittliche Freyheit, wie sie wirklich unterschieden sind; aber Sie verkennen wohl nicht die Verwandschaft ihres Wesens, und begreifen leicht, daß

die bürgerliche Freyheit eigentlich die sittliche voraussetzt, daß diese zwar durch jene bedingt, aber keineswegs von ihr abhängig ist, wie denn der Sklav in Ketten ein sittlich freyer Mensch, und der ungebundenste, unabhängigste Mensch in der bürgerlich freyesten Verfassung dennoch unfrey, ein Sklav seyn kann. Auch die Geschichte lehrt, daß die freyesten Staatsverfassungen ihre Bürger nicht für immer gegen Entartung und sittliche Verwilderung schützen konnten, und daß hinwiederum unter dem Druck des Despotismus, unter der allgewaltigen Herrschaft der Willkühr, edle Kräfte sich entfalteten, großherzige Menschen sich bildeten, die reinsten Gesinnungen und bewunderungswürdigsten Thaten reiften, — zum trostreichen und erfreulichen Zeugniß, daß Tugend und sittliche Freyheit, das Göttliche im Menschen, den äußern Verhältnissen nicht unterthan ist. Dennoch bleibt es wahr, daß seltene, ausgezeichnete Kräfte erforderlich sind, um den Drang widerwärtiger Verhältnisse zu überwinden, und sich ungebrochen, unbefleckt zu bewahren in den Banden der Knechtschaft, daß diese die Menge abstumpft, träg' und verdrossen, mißtrauisch und engherzig, hinterlistig und unredlich, unwahr

und untüchtig macht, daß alles Schöne und Gute im Menschen im Lichte der bürgerlichen Freyheit am kräftigsten und gediegensten, am vielseitigsten und allgemeinsten gedeiht.

Das ist das Verwandte und Gemeinsame der sittlichen und bürgerlichen Freyheit, daß beyde auf jener Gesetzmäßigkeit beruhen, welche, aller Willkühr fremd, und von allen unlautern Umtrieben entbunden, als die unbedingteste Huldigung des Gesetzes erscheint. Wo das Gesetz herrscht, im sittlichen und bürgerlichen Leben, da ist Freyheit. Das wird auch, in Beziehung auf die bürgerliche Freyheit, zu unsrer Zeit keineswegs verkannt; nur stellen Viele, als unerläßliche Grundbedingung, die Forderung auf, daß die Bürger, um zum Vollgenuß ihrer Freyheit zu gelangen, selbst Theil nehmen an der Gesetzgebung, welche der Grund und die Bürgschaft ihrer Freyheit ist. Das ist aber keineswegs so unbedingt nothwendig. Denn wie der sittliche Mensch darum, weil er dem Gesetz, als dem Willen Gottes, als dem Ausfluß der göttlichen Macht, Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit unterthan ist, nicht weniger frey erscheint, wie die sittliche Freyheit eben darinnen besteht, daß der geläuterte Mensch nur

das, was Gott will, und weil Gott es will, und was ihm eben darum Gesetz ist, selbst will; so ist auch der Bürger darum, weil er dem Gesetz, als dem Willen der von Gott verordneten Obrigkeit, als dem Ausfluß der von Gott verliehenen Macht, Gewalt und Herrschaft, huldigt, nicht weniger frey, und die bürgerliche Freyheit besteht eben darinnen, daß der treue Bürger, in allen seinen bürgerlichen Verhältnissen, nur das, was die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und weil diese es will, und was als ihr Wille im Gesetz ausgesprochen ist, selbst will, und aus freyem Antriebe anerkennt und erfüllt.

Zur bürgerlichen Freyheit gehört *also*, wie zur sittlichen, die unbedingte Herrschaft des Gesetzes; dieses herrscht aber nicht wo die Willkühr waltet, es sey nun, daß die Obrigkeit nicht nach Gesetzen regiert, oder daß die Bürger, auf irgend eine Weise, der allgültigen Gewalt des Gesetzes sich entziehen. Nicht jeder Wille, nicht jede Laune der Gewaltigen ist Gesetz, sondern nur das, was Fürst und Obrigkeit als Regel und Richtschnur der Handlungsweise ihrer Bürger ausgesprochen haben, in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Gesetz, und in Kraft der ihnen

verliehenen väterlichen Gewalt, was ihnen eben darum selbst Regel und Richtschnur für ihr Regiment seyn muß. Die sittliche Freyheit ist unbeschränkter, weil das Gesetz, dem sie dient, als Ausfluß der höchsten Macht, Weisheit und Gerechtigkeit, immer unbedingt gut, weise und recht ist; der Mensch aber bleibt, wie hoch er auch gestellt ist, dem Irrthum ausgesetzt; auch die Obrigkeit kann irren in ihrem Willen und Gesetz, und darinnen liegt eine unvermeidliche Beschränkung der bürgerlichen Freyheit, daß der Bürger zum Gehorsam gegen das Gesetz, sofern es nur nicht wider das Gewissen ist, auch dann verpflichtet bleibt, wenn er es nicht als gut und weise, selbst wenn er es als irrig anerkennt, also nicht aus freyer Ueberzeugung und Neigung ihm huldigen kann. Er verliert dadurch nicht an sittlicher Freyheit, weil diese um so kräftiger sich offenbart, je mehr sie selbst seine Neigung beherrscht, und seine Ueberzeugung einer anerkannten Pflicht, einer höhern Nothwendigkeit unterordnet. Die bürgerliche Freyheit ist um so beschränkter, je unvollkommner die Gesetzgebung, je willkührlicher die Verwaltung erscheint, je weniger die Bürger ihre Ueberzeugung mit dem Willen der Re-

gierung in Einklang bringen können, je mehr das Gesetz nur als ein Ausfluß der Macht, nicht auch der Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe, erkannt wird. Von dieser Seite also, und weil theils auch die weiseste und wohlgesinnteste Obrigkeit dem Irrthum ausgesetzt ist, theils die Bürger sich um so freyer fühlen, je mehr ihre Ueberzeugung mit dem Willen der Obrigkeit übereinstimmt, je mehr sie also das Staatsgesetz auch als einen Ausdruck ihrer eignen Willensmeinung anerkennen, darum auch um so mehr aus Freyheit unterthan und gehorsam sind, empfiehlt sich die Staatsverfassung, welche eine Mitberathung der frey gewählten Volksvertreter bey der Gesetzgebung zuläßt, obwohl dieß, wie ich vorher bemerkte, keine ausschließliche Bedingung der bürgerlichen Freyheit ist.

Zur sittlichen Freyheit gehört aber vornehmlich, daß das heilige Gesetz, welches allein die Freyheit bedingt, eben sowohl der unbeschränktesten Entwickelung aller edeln Anlagen und Kräfte des Menschen Raum giebt, und selbst diese Entwicklung fördert, als auch alle einseitige, eigenmächtige und willkührliche Thätigkeit der besondern Kraft bekämpft, damit alles Besondre dem Einen allgemeinen Gesetz

alles sittlichen Lebens sich unterordne, und das ganze Leben Ein harmonisches Ganzes werde. Auch in der Hinsicht ist die bürgerliche Freyheit der sittlichen verwandt, und findet in ihr ein erhabenes und ungetrübtes Vorbild. Auch die bürgerliche Freyheit ist um so wahrer und vollendeter, je mehr das Gesetz, auf welchem sie beruht, und welches sie bedingt, die selbständigste und vollkommenste Entwicklung aller gesunden Kräfte des bürgerlichen Vereins und seiner Glieder nicht nur zuläßt, sondern auch unterstützt; hingegen alle einseitige, eigenmächtige und willkührliche Aeußerung der besondern Kräfte bekämpft, und das ganze bürgerliche Leben, mit all seinen Zweigen, dem allgemeinen Staatsgesetz unterordnet, damit der ganze Staat selbst ein harmonisches Ganzes werde, zu jener Einheit sich vollende, in welcher alles Mannichfaltige und Besondre, bey der selbständigsten Stellung und angemessensten Thätigkeit, dem Zweck des Ganzen, wie er im Gesetz sich ausspricht, unterthan sey. Als Glied eines größern Ganzen, als Sohn Eines gemeinsamen Vaterhauses soll jeder Bürger sich empfinden, alle seine besondern Wünsche, Ansprüche, Bestrebungen dem Zweck des Ganzen unterordnen, und doch

nirgend in dem Rechte, welches ihm, als Glied der Gemeinschaft, als Sohn des Hauses, zusteht, sich beschränkt fühlen, weil alle Beschränkungen, welche das Gesetz auflegt, nur gegen Eigenmacht und Willkühr, gegen die Anmaßungen, welche die Freyheit der Mitbürger und des ganzen Staats gefährden, gerichtet sind.

Die sittliche Freyheit erkennt mit der unbedingten Herrschaft des Gesetzes, auch die unbeschränkte Strafgewalt des Gewissens und des höchsten Richters, Gottes, an; je höher sie steigt, je mehr sie sich vollendet, desto mehr schärft sie sich selbst diese Strafgewalt, und der sittlich freye Mensch wird dadurch, so wie durch alle Beschränkungen, welche das Gesetz seiner natürlichen Neigung auflegt, nicht unfreyer, sondern freyer. Je zarter sein Gewissen wird, je schärfer es ihn bey jeder Abweichung von dem Wege des Gesetzes straft, je mehr er Alles um Gottes Willen denkt, will, redet, leidet und thut, desto freyer empfindet er sich, desto mehr wird er aus Freyheit unterthan dem göttlichen Gesetz. So erkennt auch der bürgerlich freye Mensch mit der unbedingten Herrschaft des bürgerlichen Gesetzes, die unbeschränkte Strafgewalt desse-

ben und der von Gott verordneten Obrigkeit an, und je größere bürgerliche Freyheit gewonnen wird, desto schärfer züchtigt das Gesetz den Schuldigen, ohne daß der treue Bürger dadurch unfreyer wird, desto strenger ordnet er sich selbst dem Gesetz unter, desto weniger erlaubt er sich selbst die geringste Abweichung von demselben, desto mehr wird er auch als Bürger aus Freyheit dem Gesetz unterthan. Je vollständiger also die bürgerliche Freyheit sich entwickelt, desto mehr schließt sie die Willkühr und jede Ungesetzlichkeit aus, und je allgemeiner und unbedingter die Herrschaft des Gesetzes sich gestaltet, desto weniger fühlt der freye Bürger sich beschränkt, desto entschiedner findet er in der unbeschränkten Gewalt des Gesetzes eine Bürgschaft und ein Unterpfand seiner Freyheit.

Ist aber die sittliche Freyheit das Vorbild, und, was keines Beweises bedarf, die Grundlage der bürgerlichen, so wird das wünschenswerthe Maaß dieser durch das Bedürfniß und die Entwickelungsstufe jener bedingt, und der Staatsbürger darf also das Maaß bürgerlicher Freyheit in Anspruch nehmen, dessen er als sittliches Wesen bedarf, er kann auf keins der Rechte Verzicht leisten,

welche ihm als solchem zustehen; er wird aber auch kein andres Maaß zu begehren berechtigt seyn, als das, welches die unerläßliche Bedingung seiner Bildung zur sittlichen Freyheit und seiner derselben angemessenen Wohlfahrt ist. Wer weniger bürgerliche Freyheit genießt, als er in dieser Beziehung wesentlich bedarf, wird zwar, wenn er ein sittlich freyer Mensch ist, nicht durch Willkühr sie zu ersetzen suchen, weil diese ihn noch unfreyer macht, er wird vielmehr auch dem Gesetz, welches ein beschränkteres Maaß von Freyheit ihm gewährt, unterthan seyn; aber er wird sich unnatürlich beschränkt, gehemmt, unterdrückt fühlen, und der Freudigkeit entbehren, welche der freye Mensch empfindet, und welche die belebende Kraft aller häuslichen und bürgerlichen, aller frischen und gemeinnützigen Thätigkeit ist. Wer aber ein größeres Maaß bürgerlicher Freyheit begehrt, als er aus zureichendem Grunde in Anspruch nehmen darf, oder wer das durch das bestehende Gesetz ihm eingeräumte Maaß eigenmächtig erweitern will, der liebt und sucht nicht die wahre Freyheit, sondern die Willkühr, der ist selbst, vielleicht unbewußt, ein Feind der bürgerlichen Freyheit.

Sind Sie nun mit diesen Grundsätzen einverstanden, so werden Sie auch die daraus sich ergebenden wesentlichen Folgerungen anerkennen. Zur bürgerlichen Freyheit gehört nehmlich nothwendig Glaubens- und Gewissensfreyheit, weil diese die unerläßliche Bedingung der sittlichen Freyheit ist, und weil der Mensch in keinem Verhältniß auf diese Verzicht leisten darf, oder, wenn er ihr entsagt, eines geistigen Selbstmordes sich schuldig macht.

Wir haben aber ein solches Maaß bürgerlicher Freyheit, daß die Glaubens- und Gewissensfreyheit nirgend gekränkt, noch gefährdet wird; selbst die Gleichheit der Rechte aller anerkannten Kirchenpartheyen ist gesetzlich ausgesprochen und sicher gestellt, und wenn etwa eine Parthey in dieser Rechtsgleichheit eine Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissensfreyheit finden wollte, so wäre dieß nur ein Beweis ihrer eignen Unfreyheit. Selbst den Juden, welche als Fremdlinge unter uns wandeln, und welchen, weil ihre Grundsätze, Sitten und Gebräuche die völlige Einbürgerung in unsre Staaten und Verschmelzung mit unserm Volke verhindern, ganz gleiche Rechte mit den christlichen Staats-

bürgern um so weniger zugestanden werden können, als unsre ganze Staatsverfassung auf Christen berechnet und nach christlichen Grundsätzen geordnet ist, wird ihre Glaubens- und Gewissensfreyheit zugestanden, ihr Gottesdienst, mit all seinen Gebräuchen, sofern diese wesentlich auf das Gesetz des alten Testamentes gegründet sind, und das Wohl der übrigen Staatsbürger nicht gefährden, willig zugelassen, oder doch nur auf geeignete Orte und Verhältnisse beschränkt. In mehrern deutschen Staaten genießen alle christliche Partheyen einer Religionsfreyheit, welche kaum von der vielgerühmten der Nordamerikanischen Freystaaten übertroffen wird, und wenn in andern eine Beschränkung des Sectenwesens statt findet, so bezieht sich diese doch fast einzig auf die Oeffentlichkeit des Gottesdienstes, dessen stille Feyer, wenn kein gerechtes Bedenken dagegen sich fände, auch der kleinsten Gemeinde, sobald sie darum nachsuchte, kaum irgendwo verweigert werden möchte. Es steht aber der väterlichen Gewalt des Regenten wohl zu, die Ausbreitung des Sectenwesens zu beschränken, und die Weise, wie dieß hier und da geschieht, bietet kaum einen Grund dar zu Beschwerden über Mangel an Gewissensfreyheit. Auch die

kleinen Gemeinden, welche man die Stillen im Lande zu nennen pflegt, finden, fast in allen deutschen Staaten, ein Maaß der Freyheit, welches sie nicht hindert ihres Glaubens zu leben, und selbst den Conventikeln werden, meines Wissens, keine andern Gränzen gesetzt, als welche zur Abwehr möglicher Irrungen, und Störungen der Eintracht und öffentlichen Ruhe erforderlich sind. Wie sehr die deutschen Regierungen alle Eingriffe in die Glaubens- und Gewissensfreyheit scheuen und vermeiden, zeigt auch die Lehrfreyheit der Geistlichen, welche in der katholischen Kirche nur durch die Satzungen dieser, nicht durch Vorschriften des Staats gebunden sind, in der evangelischen Kirche aber, fast durch alle deutsche Staaten, selbst auf die öffentlichen Bekenntnißschriften nur in der Art verpflichtet werden, daß sie in dieser Hinsicht sich fast völlig unbeschränkt fühlen. Mehr Grund über die ungemessene, und darum nicht selten in zügellose Willkühr entartende Lehrfreyheit der Geistlichen sich zu beklagen, haben manche Gemeinden, welche, statt des göttlichen Worts, das sie zu hören verlangen, fast nur die eigene wandelbare Weisheit ihrer Lehrer vernehmen. Weil jede Willkühr des Einen

die Rechte der Andern verletzt, also auch ihre Freyheit ungesetzlich beschränkt, und weil das Gesetz allein Freyheit geben, sichern und verbürgen kann, so ist hie und da der Wunsch laut geworden, daß von Seiten des Staats, zur Abwehr der Lehrwillkühr der Geistlichen, zur Sicherung der Rechte und der Freyheit der Gemeinden, entweder die alten, die Lehrer strenger bindenden Gesetze zurückgerufen, oder neue, den Zeitbedürfnissen gemäße, aufgestellt werden möchten. Daß noch nichts der Art geschehen ist, das mag wohl auch zum Beweise dienen, mit welcher weisen Rücksicht und Umsicht unsre Regierungen einen so zarten Gegenstand behandeln, und wie wenig sie solchen Maaßregeln geneigt sind, welche die Glaubens- und Gewissensfreyheit zu beschränken scheinen möchten. Dieß bewährt sich auch hinsichtlich des öffentlichen Gottesdienstes und seines Rituals. Keine deutsche Regierung will neue Formen und Gebräuche den Gemeinden aufdringen, keine gebeut mit unnachsichtiger Strenge das Stehenbleiben bey dem Ererbten; selbst die persönliche Vorliebe des Fürsten für eine ihm werthe Form des Gottesdienstes hat nirgend Zwangsmaaßregeln veranlaßt, um gerade diese Form als die allgemein gültige durch-

zusetzen. Erwägt man dazu, daß keiner unsrer evangelischen Fürsten seinen katholischen, keiner der katholischen Fürsten seinen evangelischen Unterthanen sich als ein Stiefvater beweist, oder ihnen, auf irgend eine Weise, die Verschiedenheit des Glaubens und der Kirchengemeinschaft zum Vorwurf und zur Beschwerde macht, so wäre keine Klage ungerechter und unbegründeter, als die über den Mangel an Glaubens- und Gewissensfreyheit, und wir genießen also, von dieser Seite, zumal in Vergleich mit andern Ländern, eines dankenswerthen Maaßes bürgerlicher Freyheit.

Dennoch scheinen Sie dadurch nicht befriedigt zu seyn, da Sie klagen: „die Kirche ist fast aller Selbständigkeit beraubt, und seufzt unter dem Druck weltlicher Beamten; alle Kirchenzucht ist verfallen, und die Polizey hat sich an die Stelle der mütterlichen Strafgewalt der Kirche gestellt; die kirchliche Gemeinde und ihr Bedürfniß steht überall den weltlichen Verhältnissen nach; zu Allem findet man Rath und Hülfe, zu Allem die nöthigen Geldmittel, nur für die kirchlichen Bedürfnisse nicht.“ — Mit der Glaubens- und Gewissensfreyheit hängt das nur wenig zusammen, auch ist es eine Begriffsverwirrung, wenn Sie

in die Klage über Mangel an bürgerlicher Freyheit Beschwerden einmischen, welche auch das höchste Maaß dieser Freyheit nicht unmittelbar heben würde; endlich erlauben Sie sich Uebertreibungen, welche Jeder, dem es um Wahrheit und Recht zu thun ist, aufs sorgfältigste vermeiden muß. Was die Selbständigkeit der Kirche betrifft, so gehört dazu vornehmlich Freyheit der Lehre und des Gottesdienstes, und in dieser Hinsicht ist sie bey uns nicht gefährdet, weil der Staat weder Glaubensgesetze, noch Lehrvorschriften, noch Anordnungen des Cultus, der Kirche aufdringt. Sie scheinen zur Selbständigkeit aber auch die Wahlfreyheit der Gemeinden hinsichtlich ihrer Lehrer zu rechnen, und die Regierungen von ihrem Einflusse auf die Wahl ganz ausschließen zu wollen. Dagegen muß ich bemerken, daß dieser Einfluß viel günstiger und ersprießlicher ist, als das Patronatsrecht einzelner Guthsbesitzer, daß dieses aber, weil es ein Recht, und als solches schon in den frühesten Verhältnissen der Kirche begründet ist, nicht durch Machtsprüche vernichtet, sondern nur durch Gesetze geordnet und gegen Ausartung und Mißbrauch verwahrt werden soll, daß endlich das unbeschränkte Wahlrecht

der Gemeinden, wenn es sich auch theoretisch empfiehlt, in der Praxis höchst bedenklich erscheint. Gehörte dieses Wahlrecht wesentlich zur Glaubens- und Gewissensfreyheit, so hätte jedes Gemeindeglied gleichen Antheil daran, und eine Stimme dürfte so viel gelten, als jede Andre. Es möchten aber wohl nur in den seltensten Fällen alle Stimmen Einer Gemeinde für Einen Candidaten sich vereinigen, und da die Stimmenmehrheit, sofern hier wirklich die Glaubens- und Gewissensfreyheit betheiligt ist, durchaus nicht entscheiden, die Minderzahl nicht binden könnte, so würde entweder gar keine, weil keine ganz einmüthige, Wahl zu Stande kommen, oder jede Wahl würde eine Spaltung in der Gemeinde bewirken. Die Nichtverbindlichkeit der Stimmenmehrheit müssen wir aber für die Minderzahl um so mehr anerkennen, als sie gerade der Grundsatz ist, welchen die protestirenden Fürsten auf jenem, den Protestantismus entfaltenden Reichstage, welcher durch Stimmenmehrheit den Fortgang der Reformation hindern wollte, als entscheidend aufstellten. Wenn Sie unser Gemeindewesen noch mehr durch Erfahrung kennen gelernt haben, werden Sie auch selbst gestehen, daß gar leicht die Unfä-

higsten und Unwürdigsten durch die freye Wahl der Gemeinden zu geistlichen Aemtern gelangen möchten, eben weil eine echte Wahlfreyheit, wäre sie auch durch das Gesetz ausgesprochen, viel seltner statt finden würde, als der überwiegende Einfluß von Verwandtschaften, Freundschaften, Empfehlungen und Gunsterweisungen aller Art. Auch wollen wir doch ja nicht wünschen, daß zu dem Amte, das von Gott verordnet, und in welchem die Gesinnung der Berufenen, und ihre größtmöglichste Unbescholtenheit und Unabhängigkeit von der Welt, so unerläßlich nothwendig ist, der Zugang durch Bewerbungen bey den Abstimmenden und durch alles Unwesen des Ambirens eröffnet werde. In jedem Fall ist es besser, wenn eine christliche Regierung auch in dieser Hinsicht ihre väterliche Gewalt ausübt; ohne ihre ausdrückliche Einwilligung und Bestätigung dürfte doch ohnehin, auch in dem freyesten Staate, kein öffentlicher Lehrer berufen und verordnet werden. Wollen Sie aber das Wahlrecht ausschließlich der Kirche selbst zusprechen, so werden Sie doch nicht den Clerus als die Kirche betrachten, und da nicht diese selbst, sondern nur eine kirchliche Behörde wählen könnte, so erlangen Sie ei-

gentlich nichts weiter, als was schon gesetzlich gegeben ist. Denn die meisten Wahlen werden von geistlichen Behörden vollzogen, und vom Fürsten, wie es nohwendig und recht ist, bestätigt. Wo aber der Fürst unmittelbar wählt und ernennt, da übt er ein Patronatsrecht aus, und dieß werden Sie ihm hoffentlich nicht minder, als einem Privatmanne, welcher dasselbe erworben oder ererbt hat, zugestehen. Es walten hinsichtlich der Wahl und Berufung der Geistlichen wohl mancherley Mißbräuche ob, welche theils in den vorhandenen Gesetzen selbst, theils, und noch mehr, in der Nichtbeachtung derselben gegründet sind; aber es behauptet auch Niemand, daß wir das Vollkommene schon erreicht hätten, und der Fortschritt zu diesem ist nirgend unmöglich gemacht. Viele von jenen Mißbräuchen und andre dazu, welche jetzt beseitigt sind, fanden auch in der alten s. g. guten Zeit statt, als die Kirche selbst einen Staat im Staate bildete, wenigstens viel unabhängiger vom Staate war, als jetzt.

Allerdings darf die Kirche, wie Sie bemerken, um sich selbständig zu fühlen, auch die eigne Verwaltung ihres Vermögens in Anspruch nehmen, aber gewiß nicht eine so eigen-

mächtige, daß die Staatsbehörde gar nicht darein zu reden hätte. Das Kirchenguth ist ein den kirchlichen Zwecken ausschließlich gewidmetes Gemeindeguth, welches eben so, wie jedes andre Eigenthum einer Gemeinde, und wie das Vermögen des Privatmannes, den Schutz des Staats genießt, eben darum aber auch ihm verpflichtet ist. Da zudem überall, wo das Kirchenvermögen nicht ausreicht, die subsidiarische Verbindlichkeit der Gemeinde eintreten soll, so darf der Staat um so weniger die Oberaufsicht über die Verwaltung desselben aufgeben. Erkennt man zumal das väterliche Recht des Fürsten und aller Obrigkeit an, so kann man um so weniger in Versuchung kommen, das Kirchenguth allem Einflusse der Staatsbehörde entziehen zu wollen. Betrachtet man auch die Geistlichen als die natürlichen Verwalter und Repräsentanten der Kirche, so sind sie doch nicht die Herren derselben, so dürfen sie doch nicht eine ausschließliche und völlig unabhängige Verwaltung des Kirchenguths in Anspruch nehmen, so bleiben doch auch sie selbst bedürftig des Schutzes und unterworfen der Oberaufsicht der Staatsbehörde. Meines Wissens ist die Verwaltung des Kirchenguths nirgend blos in weltlichen Hän-

den; in den meisten deutschen Ländern blieb den, aus geistlichen und weltlichen Räthen zusammengesetzten, Consistorien diese, wie andre kirchliche Angelegenheiten, anvertraut; selbst da, wo es in neuerer Zeit anders geordnet ward, sind die kirchlichen Behörden nicht ganz ausgeschlossen, und man hat, wie es Recht ist, den Gemeinden selbst eine Stimme über ihr Kirchenguth eingeräumt. Es ist in dieser Hinsicht noch gar Vieles zu wünschen; aber daß die deutschen Regierungen dieß selbst anerkennen, daß sie den Fortschritt zu günstigern Verhältnissen nicht hemmen, sondern fördern, und der Kirche ihr Recht gewähren wollen, das beweisen die neuesten Versuche mit Synoden und Presbyterien.

So mag es denn wohl auch wahr seyn, daß die Kirche hie und da unter dem Druck weltlicher Beamten seufzt, welche zum Theil mit einem völlig unkirchlichen Sinn ihre Gewalt handhaben, und manche Unbill mag in dieser Hinsicht zu rügen seyn. Aber viel weniger der Wille der Regierungen, als der Geist einer Zeit, die einer bessern zu weichen beginnt, ist deßhalb anzuklagen. Sind unsre kirchlichen Verhältnisse nicht durchaus, wie sie seyn sollten, so trägt der Mangel an Glauben und

Frömmigkeit, jene falsche Aufklärung, welche dem reineren Lichte weichen wird, die größte Schuld, und es kann durch Gesetze und äußere Anordnungen nur dann besser werden, wenn christliche Weisheit sich weiter verbreitet.

Auch die Klage über den Mangel an Kirchenzucht ist gerecht; aber die Frage: wie diese herzustellen sey, ohne mögliche Gefährde für die evangelische Freyheit? ward noch nicht gelöst. Hüthen wir uns, leichthin über Gegenstände abzusprechen, welche der reiflichsten Erwägung bedürfen! Eine wohlgeordnete, dem Geiste des Christenthums gemäße Kirchenzucht ist ein dringendes Bedürfniß, aber auch eine Aufgabe, deren übereilte, oder einseitige Lösung die Glaubens- und Gewissensfreyheit leicht mehr gefährden könnte, als Alles, was Sie rügen. Die Kirche hat allerdings eine Strafgewalt, aber die kirchliche und die bürgerliche Freyheit fordern wesentliche Beschränkungen derselben, damit nicht das Geistliche und Weltliche sich feindseelig durchkreuze, und damit nicht die Diener des göttlichen Worts, denen doch ein großer Theil jener Strafgewalt zufallen würde, in Versuchung kommen, andere Kräfte, als die des lebendigen Worts, in Bewegung zu setzen.

Daß endlich von Seiten des Staats für die Kirche nicht genug gethan wird, mag in mancher Beziehung wahr seyn; auch könnte gewiß hier und da mehr geschehen. Erinnern wir uns aber, daß der Staat, in den besten Zeiten der Kirche, von dieser wenig oder gar nicht in Anspruch genommen ward, weil alles kirchliche Bedürfniß in der Pietät und frommen Mildthätigkeit der Gemeinden Befriedigung fand, wie denn Kirchen und geistliche Aemter meist nur durch milde Gaben einzelner Christen und ganzer Gemeinden, begründet wurden. Ist nun die Kirche ärmer geworden, theils weil sie altes Eigenthum verlohr, theils weil neue Bedürfnisse entstanden, und weil das Ererbte den Forderungen und Verhältnissen der neuern Zeit nicht mehr gnügt, theils weil die in der Gesinnung der frühern Christen gegebene Quelle des kirchlichen Vermögens zum Theil versiegte, oder doch erst mit dem Wiedererwachen des früheren Geistes etwas ergiebiger zu werden anfängt, so müssen wir wieder mehr über den Mangel an diesem Geiste, als über die Regierungen klagen. Der Staat könnte wohl Manches für die Kirche thun; immer aber wird die Sorge für das kirchliche Bedürfniß zunächst Angelegenheit der

Gemeinden seyn, und nur wo diese unvermögend sind, Alles allein zu leisten, wird man die Hülfe des Staats, der Gesammtheit in Anspruch nehmen dürfen. Uebrigens haben wir auch in der neusten Zeit erfreuliche Beyspiele fürstlicher Mildthätigkeit gegen die Kirche und kirchlichen Gemeinden zu rühmen, und bey der jetzigen Bedrängniß des Staatshaushalts vermag selbst der beste Wille nicht alles Wünschenswerthe zu leisten. Auch das größere Maaß von Freyheit, welches Sie und viele andre Wohlgesinnte, für die religiösen und sittlichen Bedürfnisse in Anspruch nehmen, kann nur allmählig, nur durch Gesetz und Evangelium erreicht werden.

Zur bürgerlichen Freyheit gehört aber vornehmlich auch die vollständigste Sicherheit der Person und des Eigenthums, darum eine unabhängige, selbständige und unpartheyische Gerechtigkeitspflege, und weil diese auf weisen und allgültigen Gesetzen beruht, eine wohlgeordnete und fortschreitende Gesetzgebung. Wie das Gesetz allein Freyheit zu geben und zu verbürgen vermag, so kann sich Keiner, der weisen Gesetzen unterthan ist, bürgerlich unfrey fühlen, und wo jeder sein Recht erlangen kann, oder wo, weil auch das weiseste mensch-

liche Gesetz nicht alles Unrecht, nicht alles unschuldige Leiden zu verhüthen vermag, doch Jeder gewiß ist, daß nicht die Willkühr, sondern das Gesetz über ihn entschieden hat, da wird irgend ein besonderer Fall ihn nicht berechtigen, über den Mangel an bürgerlicher Freyheit sich zu beklagen.

So viel Mangelhaftes nun auch in unsrer Gesetzgebung und in unserm Gerichtsverfahren noch seyn mag, so gewähren sie doch eine Sicherheit der Person und des Eigenthums, wie sie selbst in gepriesenen Freystaaten nicht immer bestand. Unsre Gerichtshöfe sind unabhängig, selbständig und frey; ein wohlgeordneter Instanzenzug verbürgt jedem sein Recht, so weit es irgend durch Menschen zu ermitteln und zu behaupten ist; nirgend waltet die Willkühr einer Cabinetsjustiz; Niemand seufzt in Ketten und Kerkern, ohne die Ursach seiner Gefangenschaft zu erfahren, ohne sich vertheidigen zu dürfen; Niemand wird geheim, ungehört, ungesetzlich verurtheilt. Ward Einer unschuldig eingekerkert, so geschah es doch nur, weil besondre Umstände ihn verdächtig machten, so ward ihm doch nie die Vertheidigung und, wenn seine Unschuld erweislich ist, die Loslassung versagt. Freylich vermag Niemand

ihm die unverschuldeten Leiden der Gefangenschaft zu vergüten; aber eben so wenig vermag menschliche Weisheit und der beste Wille einer Regierung solch unverschuldetes Leiden völlig unmöglich zu machen. Die bürgerliche Freyheit besteht dennoch, weil das Gesetz, nicht die Willkühr, herrscht.

Sie gestehen zu, daß nach unsern Gesetzen nicht leicht ein Justizmord geschehen kann; ich füge hinzu, daß unsre Gesetze ihn sichrer zu verhüthen scheinen, als andre vielgerühmte Gerichtsverfassungen. Sie fordern aber auch, und mit Recht, daß es Jedem, auch dem Geringsten und Aermsten, möglich sey, sein gutes Recht zu erlangen. In Hinsicht der Criminaljustiz scheint dieß so vollständig der Fall zu seyn, als es nach dem jetzigen Standpunkt der Gesetzgebung und der Criminalwissenschaft möglich ist. Ihre Beschwerden beziehen sich fast nur auf Civilsachen, und ich kann Ihnen nicht widersprechen, wenn Sie behaupten, daß mancher Arme lieber Unrecht leiden, und von der Vertheidigung seiner gerechten Sache abstehen möge, weil er einen langwierigen Prozeß und den großen damit verbundenen Aufwand scheut, oder letztern gar nicht aufzubringen weiß. Das sind unläugbare Unvollkom-

menheiten der Verfassung, aber solche, welche die größte Weisheit und der beste Wille nur allmählig zu beseitigen vermag, und welche noch keine alte oder neue Gesetzgebung ganz zu heben vermochte. Sachverständige behaupten sogar, daß die belobte französische Justiz nicht wohlfeiler, sondern theurer, und dabey unsichrer sey, als die sächsische, preußische und andre deutsche. Unverkennbar ist unsre Gerichtsverfassung im Fortschritt zum Bessern begriffen, und das wünschenswerthe, größere Maaß bürgerlicher Freyheit, welches hinsichtlich des Gerichtsverfahrens noch vermißt wird, kann nur durch das besonnene und gründliche, weder von Seiten der deutschen Regierungen, noch von Seiten der vorhandenen Gesetze verhinderte Fortschreiten der Gesetzgebung erreicht werden.

Aber Sie fordern eine ganz neue Gesetzgebung, eine wahrhaft volksthümliche, welche endlich von den alten Banden des fremden römischen Rechts sich losreißen, und mehr auf das uralte deutsche (alemannische, schwäbische, sächsische?) Recht, so wie auf den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft sich gründen soll. Ich bin, wie Sie wissen, nicht vielseitig und nicht gelehrt genug, um Ihnen

darauf gnügend zu antworten, und ich will auch hier nicht absprechen über das, was ich nicht hinreichend verstehe. Doch darf ich bemerken, daß das Bessere nicht immer durch völlige Verwerfung des Alten, durch eine ganz neue Schöpfung, öfter viel sichrer durch allmählige Entwicklung aus dem Bestehenden gewonnen wird; daß eine ganz neue Gesetzgebung unvermeidlich neue Uebel, und auf lange Zeit, herbeyführen muß, und menn sie auch mitten in Deutschland, durch tüchtige deutsche Männer aufgestellt würde, oeßhalb noch nicht durchaus volksthümlich seyn müßte, weil sie nicht gerade unmittelbar aus dem Volksleben hervorginge und mit dem Volksleben sich vereinigte; daß ein Fremdes, seit Jahrhunderten unter uns eingebürgertes und mit all unsern Verhältnissen innig verwachsenes, leicht volksthümlicher seyn kann, als ein ursprünglich nationales, aber abgestorbenes, auf längst vergangene Zeiten und untergegangene Verhältnisse Berechnetes; endlich, daß selbst die geistreichsten und gründlichsten Rechtsgelehrten noch darüber streiten, ob es rathsam sey, mit völliger Verwerfung des gesammten römischen Rechts, eine ganz neue deutsche Gesetzgebung aufzustellen, und daß also am wenigsten eine

besonnene Regierung, mit unweiser Eile, einseitig und neuerungssüchtig, nach der Meinung Einer Parthey sich bequemen darf. Mir und andern Layen in der Rechtswissenschaft, steht es nicht zu, über Gegenstände zu entscheiden, über welche selbst die Kundigsten noch nicht einig sind, oder unser natürliches Rechtsgefühl und den gesunden Menschenverstand da zum alleinigen Schiedsrichter zu machen, wo die speculative und historische Wissenschaft und die Erfahrung vornehmlich gehört werden muß.

Sie setzen aber als eine nothwendige Bedingung der bürgerlichen Freyheit die Oeffentlichkeit der Gerichtspflege, und Sie haben viele Stimmen auf Ihrer Seite. Wollte ich auf Auctoritäten mich stützen, so könnte ich Ihnen mehrere ausgezeichnet tüchtige und einsichtsvolle Geschäftsmänner und Rechtsgelehrte nennen, welche nicht gerade „trockne, geistlose Actenmenschen, und im hergebrachten Geschäftsschlendrian verkrüppelt“ heißen dürften, und doch jene Oeffentlichkeit nur in beschränktem Maaße zulassen wollen. Gewiß ist die Oeffentlichkeit des Criminalprozesses in mancher Hinsicht bedenklich, und das Geschwornengericht wenigstens nicht die einzige, und nicht einmal eine zureichende Bürg-

schaft für Ehre und Leben der Angeklagten, für eine völlig unpartheyische Gerechtigkeitspflege, und — (was doch auch berücksichtigt werden muß!) für die Sicherheit des Staats. Ich, meines Theils, würde, wenn ich das Unglück hätte, in eine peinliche Anklage verwickelt zu werden, Ehre und Leben doch lieber den wohlgeordneten Instanzen unsrer Criminaljustiz, gesetzeskundigen, geübten und erfahrnen Richtern, als dem schwankenden, leicht befangenen Urtheil der Geschwornen anvertrauen. Es ist sehr die Frage, ob die öffentliche Meinung Jeden, über welchen diese das „Nicht schuldig!“ aussprachen, eben so willig für unschuldig hält, als den, welchen unsre Gerichte frey sprachen, oder ob der Verurtheilte darinnen, daß Geschworne seine Richter waren, einen besondern Trost finden möchte. Welcher Grad von Oeffentlichkeit der Criminaljustiz gebührt, getraue ich mir nicht zu entscheiden, und es scheinen einsichtsvolle Männer darüber noch zweifelhaft zu seyn; auf keinen Fall aber kann ich der Meinung huldigen, daß der Mangel an dieser Oeffentlichkeit auch einen Mangel an bürgerlicher Freyheit bezeichne, obwohl Viele dieß behaupten.

Für den Civilprozeß ist wohl mehr Oeffentlichkeit wünschenswerth, nur nicht auf Unkosten der Gründlichkeit in der Untersuchung, in der Verhandlung und in dem Urtheil; aber so gar heimlich und versteckt, wie Sie sagen, scheint er doch nicht zu seyn. Wird auch das Urtheil „bey verschlossenen Thüren" gefällt, so liegen doch die Acten ziemlich offen da, und der Gang der Verhandlungen, die Gründe des Verfahrens werden nicht geheim gehalten. Unser Gerichtswesen mag an manchen Mängeln kranken, die ich vielleicht zu wenig kenne, es mögen auch in manchen Staaten gerechtere Beschwerden darüber laut werden, als in meiner nächsten Umgebung; überall ist auch in dieser Beziehung das Fortschreiten zu den Bessern nothwendig, aber auch nirgend unmöglich gemacht, vielmehr von den meisten Regierungen selbst begünstigt. Das größere Maaß bürgerlicher Freyheit aber, welches dadurch erreicht werden soll, wird uns nicht despotisch vorenthalten, sondern reift nur langsamer, als die Ungeduld begehrt, weil sie die Schwierigkeiten, welche zu überwinden sind, nicht umsichtig und unbefangen berechnet. Wir haben den Trost, daß das wahrhaft Gute und Ersprießliche zu seiner Zeit gewiß kömmt, und

durch alle Schwierigkeiten sich hindurch arbeitet; wir wissen aber auch, daß es Thorheit ist, zu meinen, es könne durch eine gewaltsame Umkehr der bestehenden Ordnung am schnellsten und sichersten erreicht werden. Nicht Jeder, der schnell baut, baut auch am besten und auf die Dauer!

Was Sie von der Beamtenwillkühr, als der empfindlichsten Beschränkung der persönlichen, und also auch der bürgerlichen Freyheit sagen, das ist Alles an sich sehr gegründet; wo jene herrscht, da ist diese nicht blos beschränkt, sondern fast vernichtet. Die Selbstsucht, der Eigensinn, die Hoffahrt und Herrschsucht, die Schonungslosigkeit und Härte der kleinen Despoten, welche unter dem Schilde ihres Amts und Titels, bald aus Unverstand, bald aus Laune, bald aus Uebelwollen, das väterliche Ansehen der Regierung, deren Diener sie seyn sollen, und das Recht jedes Bürgers verkennend, im Namen der obersten Gewalt, aber nicht im Geiste derselben, unvermeidliche Lasten erschweren und unnöthige Bedrückungen sich erlauben, — sie sind in den meisten Fällen weit mehr, als die Regierung selbst, der Grund von Unzufriedenheit, wo diese sich kund giebt. Das Verschieben und

Verzögern der Geschäfte, die Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Weh der Mitbürger, die Rauheit und Unfreundlichkeit, welche jede strenge Maaßregel schärft und empfindlicher macht, die Unbilligkeit und Härte des Sportelwesens, das hartnäckige Hangen an veralteten Mißbräuchen, die eigenmächtige Deutung und Anwendung der Gesetze: — diese und andre Sünden mancher Staatsdiener, werfen auf sie selbst, und mittelbar auch auf die Regierung, in deren Namen sie handeln, einen Schatten, der nicht ohne traurige Folgen bleibt. Weniger die Beamten der Justiz, als die der Verwaltung und Polizey, der Staatseinkünfte und der Domainen, tragen einen großen Theil der Schuld, wenn die Gesinnung des Fürsten, die Weisheit und Gerechtigkeit der Regierung verkannt, das Vertrauen des Volks zu der Obrigkeit, die Liebe zu der Verfassung, die willige Ergebung in unvermeidliche Uebel vermindert, selbst die Achtung des Gesetzes und der gesetzlichen Ordnung untergraben, und das Gefühl der bürgerlichen Freyheit beschränkt wird. Auf die Staatsbeamten kommt so viel an, daß selbst eine unvollkommnere Verfassung, wenn nur die Verwaltung weise, gerecht, mild und wohlmeinend ist, unter den

Staatsbürgern allgemeinere Zufriedenheit und Wohlfahrt verbreitet, als eine an sich bessere Verfassung, bey schlechter Verwaltung. Es ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung, der Beamtenwillkühr zu steuern, die Wirksamkeit der Beamtenstellen, bey welchen der Willkühr zu viel überlassen ist, gesetzlich zu ordnen, und solche Aemter, deren Einfluß zu sehr von der persönlichen Meinung abhängt, zu vermindern, bey der Wahl der Beamten überall nicht blos die Kenntnisse und die Geschicklichkeit, sondern auch die Gesinnung und den äußern Wandel zu berücksichtigen, den Staatsdienst aber nie als eine Versorgungsanstalt zu behandeln. Sind die Staatsdiener Werkzeuge und Stellvertreter der obersten Gewalt, so darf nie vergessen werden, daß die Ehre dieser durch die Ehre, durch die Rechtlichkeit und Treue, durch das ganze Betragen jener wesentlich bedingt wird.

Ist irgend eine Klage über empfindliche Beschränkung der bürgerlichen Freyheit gerecht, so beruht sie vornehmlich auf der Beamtenwillkühr. Daß aber die deutschen Regierungen dieß gar wohl erkennen, und auch in dieser Hinsicht das Wünschenswerthe und Rechte zu fördern bemüht sind, das beweisen

die mannichfachen Maaßregeln, welche zur Steuerung dieses Uebels in den neuesten Zeiten ergriffen worden sind, und wenn diese noch nicht Alles geleistet haben, was wir erwarten und begehren dürfen, so liegt das in der Unmöglichkeit, alte, mit den mannichfachsten Verhältnissen verwebte, Uebel durch Einen Schlag aufzuheben, und in der unverkennbaren Schwierigkeit, solche gesetzliche Bestimmungen aufzustellen, durch welche die Willkühr der Beamten beschränkt, und doch auch die nothwendige freyere Bewegung derselben innerhalb des angewiesenen Wirkungskreises nicht übermäßig beengt oder gar unmöglich gemacht wird. Allzusehr in das Einzelne eingehende Gesetze würden, wenn sie manchen Mißbrauch verhütheten, auch manches Gute hindern, das Vertrauen, auf welches die Staatsbeamten Anspruch haben, die Achtung, deren sie bedürfen, die Freudigkeit, die alles Gute fördert, und alle Last erleichtert, empfindlich verkümmern, und einen Mechanismus bewirken, welcher keineswegs ersprießlich wäre. Es ist in der That nicht so leicht, als es Vielen scheint, das rechte Maaß von Freyheit, auf welches der Beamte innerhalb seines Berufskreises Anspruch hat, zu

bestimmen, und so wollen wir uns daran gnügen lassen, daß ernstlich dafür gesorgt wird, wenigstens die schädlichste Willkühr zu beschränken.

Wenn Sie, mein werther Freund, dann weiter die Polizey als die gefährlichste Feindin der bürgerlichen Freyheit bezeichnen, so haben Sie wieder viele Stimmen auf Ihrer Seite, auch die meinige, so fern die Polizey die nothwendigen Gränzen ihrer Befugniß überschreitet, in die unantastbaren Rechte der Justiz eingreift, argwöhnisch die Staatsbürger belauert, selbst in das Heiligthum des häuslichen Heerdes eindringt, und verkennt, daß auch ihre Macht dem Gesetz unterthan seyn muß, darum nicht der Willkühr huldigen darf. Sie scheinen aber die Polizey als eine ganz neue Anstalt, nur als eine schlimme Hinterlassenschaft des fremden Despotismus zu betrachten, und dieselbe nicht blos für überflüssig und entbehrlich, sondern auch für durchaus verderblich zu halten. Dagegen muß ich bemerken, daß sie schon in den frühern Zeiten des deutschen Reichs bestand, und daß man von je eine gute Polizey, als etwas sehr Wesentliches und Wohlthätiges im Staate ansah. Was Sie gegen dieselbe sagen, das

gilt nur von ihrer Entartung, ihren Mißbräuchen, und mehr von einer unglücklichen Vergangenheit, als von der Gegenwart. Wiewohl nicht zu läugnen ist, daß die Polizey noch nicht das rechte Gleis überall wieder gefunden hat, daß sie zu Zeiten ihre Vorsorge zu weit treibt, zu viel Argwohn und Mißtrauen blicken läßt, und etwas weiter greift, als sichs gebührt, so wollen wir doch nicht verkennen, daß das Unwesen jener geheimen Polizey, welche mit dem fremden Joch auf uns lastete, fast ganz aufgehoben ist, und daß Viele von denen, welche am lautesten gegen die Polizey eifern, selbst schuld daran sind, wenn diese noch immer sich strenger beweist, als wir wünschen. Es würde ohne Zweifel bereits anders, und besser seyn, wenn der unholde und feindseelige Geist der Demagogie in unserm Vaterlande nirgend hervorgetreten wäre. Dennoch spüre ich in meinen nähern Umgebungen keinen empfindlichen Druck der Polizey, keine Maaßregeln, durch welche sie die persönliche Freyheit widerwärtig beschränkte, und ich weiß, daß man auch anderwärts wenigstens nicht zu so bittern Klagen, wie Sie, mehr aus vorgefaßter Meinung, als auch unangenehmer Erfahrung sie aussprechen,

Ursach hat. Wir haben selbst der jetzigen Strenge und Wachsamkeit der Polizey doch Manches zu danken, besonders das, daß sie geheime Umtriebe, welche, auf wie enge Kreise sie auch beschränkt seyn mochten, doch nicht unbedenklich, nicht gefahrlos waren, ans Licht gezogen, und die entdeckten Geheimnisse, Thatsachen und Actenstücke, welche für die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt nicht gleichgültig sind, der Justiz zur Entscheidung überliefert hat.

Das ist eben das natürliche und nothwendige Verhältniß der Polizey und Justiz, daß jene die Wache hält zur Verhüthung von Gesetzesverletzungen und Störungen des Gemeindewohls, und die obwaltende Gefahr erforscht, diese aber die von jener eingeleitete Untersuchung, unabhängig und selbständig, nach dem Gesetz von neuem beginnt, sie bis zur Erkenntniß der Schuld oder Unschuld vollendet, und wenn die untersuchende und richtende Behörde in Einer vereinigt sind, selbst das Urtheil fällt, oder wo sie getrennt sind, die geschlossene Untersuchung dem ordentlichen Richter zur Entscheidung anheim giebt. Machte die Polizey sich selbst zur richtenden Behörde, behandelte sie den Verdächtigen oder

Angeklagten als einen Schuldigen, entzöge sie irgend Einen seinem ordentlichen Richter, so verletzte sie die persönliche und bürgerliche Freyheit, wie das Gesetz; ich meine aber nicht, daß solches in irgend einem deutschen Staate der Fall sey. Die Justiz weiß ihren Standpunkt zu behaupten, und ist nirgend an die Meinung der Polizey, sondern nur an das Gesetz gebunden; wenn außerordentliche und besonders bedenkliche Erscheinungen außerordentliche Maaßregeln, für den besondern Fall ernannte Untersuchungscommissionen in Wirksamkeit setzten, so sind diese doch keine Polizeybehörde, und übergeben die Acten zum Spruch dem ordentlichen Richter. Auch politische Umtriebe und Verbrechen sind bey uns nirgend der Cognition der Polizey allein anheim gefallen und nirgend blos aus politischem Standpunkte behandelt, sondern, dem Gesetz gemäß, der Justiz zur freyen Entscheidung überlassen worden.

Wenn aber die Polizey in den gesetzlichen Gränzen ihrer Befugniß sich hält, so ist sie weder der öffentlichen Freyheit gefährlich, noch ein entbehrliches Glied im Staatsregiment. Dieses soll nicht blos Gesetzesverletzungen untersuchen und Verbrechen bestrafen, sondern

sie auch so viel möglich verhüthen, und bedarf sowohl dazu, als überhaupt zur Vorsorge für Alles, was auf das Wohl des Einzelnen und des Ganzen sich bezieht, eines besondern Organs, dem die Wacht über das, was der öffentlichen Wohlfahrt ersprießlich seyn, oder sie gefährden kann, befohlen ist. Die völlige Trennung der Polizey und der Justizbehörde mag in mancher Hinsicht empfehlungwerth, in andrer aber bedenklich, gewiß jetzt nicht allgemein ausführbar seyn; es können auch gar wohl dieselben Männer in der Polizey und in der Justiz sitzen, und es kömmt nur darauf an, daß sie ihre verschiedenen Berufskreise nicht vermischen, am meisten aber, daß nur einsichtsvolle, wohlwollende und bewährte Männer zu so einflußreichen Posten berufen werden.

Was endlich Ihre Klagen über die mannichfachen Hemmungen und Störungen in der Entwicklung und Anwendung aller Kräfte und alles Vermögens der Staatsbürger betrifft, so würde, wenn diese Klagen gegründet wären, allerdings ein wesentlicher Mangel an bürgerlicher Freyheit sich ergeben. Denn frey kann nur der sich fühlen, der alle seine Anlagen, Kräfte und Fertigkeiten, all sein Eigen-

thumsrecht und sein Vermögen, nach dem Maaße seiner Neigung und seines Bedürfnisses, so fern weder die öffentliche Wohlfahrt dadurch gefährdet, noch das Gesetz verletzt wird, ungehindert zu entwickeln und anzuwenden vermag. Es leuchtet von selbst ein, daß Bedürfniß und Neigung, Fähigkeit und Kraft des Einzelnen dem Bedürfniß und der Bestimmung des Ganzen sich unterordnen muß, daß also die besondre Thätigkeit, nur in den durch das Gesetz bezeichneten Schranken sich bewegen darf; aber um so wünschenswerther ist eine Verfassung, welche, Willkühr und Mißbrauch verhüthend, doch die Thätigkeit der Staatsbürger weder unnöthig beschränkt, noch an einem fühlbaren Gängelbande leiten will, vielmehr die selbständigste und freyeste Bewegung gestattet.

Gewiß ist auch in dieser Hinsicht noch Vieles zu wünschen, wie denn Niemand behaupten kann, unsre Verfassung und Gesetzgebung sey schlechthin vollkommen; daß aber keine deutsche Regierung dieß meint, das beweist der beständige Fortschritt unsrer Gesetzgebung, die mannichfache Aenderung in der Verfassung. Auf diesem Wege ist denn auch ein größeres Maaß bürgerlicher Freyheit er-

reicht, und nirgend die allmählige, der Zeit und dem Bedürfniß entsprechende Gewährung eines noch größeren Maaßes ausgeschlossen oder unmöglich gemacht worden. So schlimm wenigstens, wie Sie meinen, steht es mit uns nicht.

Die freye Entwicklung und Kraftäußerung in Wissenschaft und Kunst ist nirgend gehemmt oder gehindert, oder ungebührlich beschränkt; was der Staat dazu beytragen kann, das wird nirgend ganz versagt, und wenn nicht Alles gewährt wird, was man wünscht und wünschen darf, so liegt der Grund davon weniger in der Kargheit der Regierungen, oder in ihrer Gleichgültigkeit gegen so wichtige Angelegenheiten, als in der Noth der Zeit, in der Größe und Menge der Ansprüche, welche an den Staatshaushalt gemacht werden. Wir hören jetzt auch weniger, als je, daß ein tüchtiger Gelehrter oder Künstler, wenn er nur die erlaubten Bahnen der Thätigkeit betreten und seine Forderungen mäßigen will, verkümmre und in leiblicher Noth untergehe. Unmittelbar aber kann und soll der Staat künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen nicht unterstützen wollen; sie bedürfen besonders der Freyheit, durch Talent, begeisterte

Neigung und Fleiß selbständig sich zu entfalten und alle entgegenstehenden Hindernisse kräftig zu überwinden. Wissenschaft und Kunst sind aber ein großes Gemeinguth der Menschheit; in stiller Verborgenheit, zunächst nur um ihrer selbst willen, als Selbstzweck, anspruchlos sich gestaltend und reifend, sollen sie doch nicht blos eine freundliche Beschäftigung Einzelner seyn, sondern ihre Kraft und Wirksamkeit über die ganze Gemeinschaft verbreiten, und es ist daher nicht genug, daß der Gelehrte und Künstler für sich selbst ungehindert seinem Berufe sich hingeben kann, sondern es muß auch möglich seyn, daß dieser in das häusliche und öffentliche Leben bildend, veredelnd und verschönend einwirke, der Staat muß also jede angemeßne und förderliche Art der Einwirkung und Mittheilung, den freyen Geistesverkehr zulassen und unterstützen. Darum wird eine gesetzlich festgestellte Preßfreyheit gefordert, als ein dringendes Bedürfniß und als ein wesentlicher Bestandtheil der wahren bürgerlichen Freyheit. Darüber habe ich Ihnen schon früher meine Ansichten eröffnet, und sind Sie mit denselben auch nicht ganz einverstanden, so werden Sie doch zugestehen, daß die, freylich auf Unkosten der Preßfreyheit,

aber als ein nothwendiger einstweiliger Ersatz unserer hinsichtlich der Freyheit der Presse noch unvollendeten Gesetzgebung, angeordnete Censur, weder ein reines wissenschaftliches oder künstlerisches Streben gefesselt, noch ein wissenschaftliches Werk unterdrückt oder auch nur verkümmert, noch irgend eine lebendige und heilsame Idee in ihrer Wirksamkeit gehemmt hat.

Nächst der Wissenschaft und Kunst ist es besonders der Staatsdienst, Ackerbau, Handel und Gewerbe, in deren Kreisen die Kräfte der Staatsbürger sich entwickeln, und äußern, und auch dafür wird die bürgerliche Freyheit in Anspruch genommen. Sie herrscht aber da, wo dem Talent, der Einsicht und Vaterlandsliebe, unabhängig von Geburts- und Standesrechten oder Privilegien, der Weg zum Staatsdienst, im ganzen Umfange des öffentlichen Bedürfnisses, aufgeschlossen ist. Gerade in dieser Hinsicht ist die bürgerliche Freyheit zu unsrer Zeit auf eine Weise fortgeschritten, welche Ihre Klagen der Uebertreibung und Unbilligkeit zeiht. Fast nur der Hofdienst ist noch einem bevorrechteten Stande ausschließlich vorbehalten; und Sie werden weder dem Fürsten das Recht absprechen, seine nächsten

Umgebungen sich selbst zu wählen, wie jeder Privatmann seine Diener und Hausgenossen nach Gutdünken sich erlesen darf, noch verkennen, daß der zu solchem Beruf privilegirte Stand so wenig entbehrlich, als mit der wahren bürgerlichen Freyheit unvereinbar ist. Wenigstens sind unsre deutschen Fürsten durch diesen Stand nicht von ihrem Volke getrennt, noch demselben unzugänglich. Fast alle andre Zweige des öffentlichen Dienstes lassen Jeden, welchen Talent und Verhältnisse begünstigen, mit geringen Beschränkungen zu; Männer aus allen Ständen können zu den höchsten Stufen des Staatsdienstes sich erheben; die alte wunderlichschroffe Trennung der adlichen und gelehrten Bank bey den obern Gerichtshöfen ist in den meisten deutschen Staaten schon völlig verschwunden, und wo sie noch besteht, ist sie unverfänglicher und unschädlicher geworden, und nur darum noch nicht ganz aufgehoben worden, weil der gemessene und besonnene Gang der Regierung keine raschen Neuerungen zuläßt, auch der ererbte Gebrauch mit Verhältnissen verwebt ist, welche schonender Rücksicht bedürfen. Wenn Sie aber daran einen Anstoß nehmen, daß die höchsten Stellen im Staate, fast überall noch,

nur von Adlichen eingenommen werden, so gebe ich Ihnen zu bedenken, daß diese Stellen großentheils nicht nur bedeutende Opfer, also eigne, reiche Hülfsquellen, sondern auch eine eigenthümliche frühe Vorbereitung und Vorbildung in Anspruch nehmen, also auch in der Regel, (welche jedoch Ausnahmen zuläßt,) nur solchen ertheilt werden können, deren häusliche Verhältnisse und ganzer Bildungsgang sie frühzeitig begünstigt. Uebrigens ist bey der Berufung zum Staatsdienst Einsicht, Geschicklichkeit und Treue kaum je dergestalt zur Bedingung gemacht worden, wie gerade in unsrer Zeit.

Auf Ackerbau, Handel und Gewerbe lastet jetzt allerdings ein schwerer Druck, aber wer nicht in Vorurtheilen und in Unbilligkeit befangen ist, kann nicht verkennen, daß dieser Druck aus Verhältnissen hervorgeht, die keineswegs in der Gewalt irgend einer Regierung stehen, und auch durch das höchste Maaß bürgerlicher Freyheit nicht sogleich beseitigt werden könnte. Ueber die jetzt bestehende Steuerlast und über die Beschränkungen der Handelsfreyheit haben wir uns schon früher verständigt, und so darf ich Sie nur noch daran erinnern, daß die deutschen Regierungen dem

Ackerbau, Handel und Gewerbe jetzt eine Aufmerksamkeit widmen, welche auch in dieser Beziehung größere und allgemeinere bürgerliche Freyheit und öffentliche Wohlfahrt uns hoffen läßt.

Fasse ich nun Alles, was ich über die bürgerliche Freyheit in diesem Briefe aussprach, kürzlich zusammen, so ergiebt sich, daß wir noch nicht das höchste, aber schon ein erfreuliches und ersprießliches Maaß dieser Freyheit besitzen, daß wir noch mehr erlangen können und erlangen werden, wenn theils die geheimen Umtriebe der Demagogie und der Revolution gründlicher überwunden, theils ungünstige Zeitverhältnisse beseitigt, theils strenge Gesetzmäßigkeit, geläuterte Liebe der Freyheit und des Vaterlandes, Vertrauen und Eintracht zwischen Fürsten und Volk, Glaube und Tugend zu allgemeinerer Herrschaft gelangt seyn werden, wenn überhaupt die sittliche Freyheit die bürgerliche tiefer begründet, allgemeiner gesichert haben wird.

Darum ist es Wahnsinn, durch eine künstlich erweckte Revolution die bürgerliche Freyheit erringen, durch die zügelloseste Gesetzlosigkeit die höchste und allgemeinste Herrschaft des

Gesetzes fördern, also Trauben von den Dornen, Feigen von den Disteln, die köstlichsten Früchte von der unheilvollsten Aussaat ernten zu wollen. Die Revolution, aus der Willkühr gebohren, kann nur zur Willkühr führen; nur Willkühr ist jene Freyheit, welche die Empörung verheißt und gewähren kann, eine Willkühr, welche fast immer in den Despotismus Weniger oder Vieler übergeht. Ich sage daher nicht zu viel, wenn ich die Demagogen, die auf ungesetzlichem Wege, durch geheimen Verrath und offenbare Empörung, eine vollkommnere Staatsverfassung hervorbringen wollen, als die ärgsten Feinde der bürgerlichen Freyheit bezeichne. —

Neunter Brief.

Durch das, was Sie, mein werther Freund! auf meinen vorigen Brief erwiederten, nöthigen Sie mich, nun auch auf den Streit der s. g. Liberalen mit den s. g. Servilen einzugehen. Obwohl Alles, was wir bisher mit einander verhandelten, Gegenstand dieses Streits ist, so hüthete ich mich doch, jene Partheynamen zu gebrauchen, theils, weil

durch dieselben die Streitpunkte mehr verdunkelt, als aufgeklärt, der unbefangenen Betrachtung mehr entzogen, als näher gerückt werden, theils, weil die Wahrheit nicht auf der Seite dieser oder jener Parthey, sondern nur in der unabhängigen und vorurtheilsfreyen Betrachtung zu finden ist, theils endlich, weil die höchsten Angelegenheiten des Lebens nie und nirgend zu einer Partheysache gemacht werden sollen. Die Wahrheit selbst verliert und gewinnt an sich nichts, ob Viele oder Wenige ihr huldigen, ob eine Meinung die Mehrheit oder die Minderheit der Stimmen für sich hat, ob die Freunde und die Gegner vereinzelt, oder in zerstreuten Massen, oder in geschlossenen Gliedern, unter diesem oder jenem Namen und Panier mit einander streiten. Nur für die menschliche Wohlfahrt ist es nicht gleichgültig, ob die Wahrheit, oder ob Vorurtheile und Irrthümer viele oder wenige Vertheidiger finden, und ob der unvermeidliche Streit der Meinungen nur die Herrschaft dieser oder der allgültigen Wahrheit beabsichtigt; wie aber Jeder, der für seine Meinung kämpft, die Wahrheit selbst leicht aus den Augen verliert, und weil er sie schon gefunden zu haben wähnt, aufhört, sie

ernstlich und redlich zu suchen, vielmehr eben so sehr durch die Menge seiner Mitstreiter, als durch die Angriffe seiner Gegner in seinem Wahn sich verhärten läßt; wie selbst Namen und Zeichen zu dieser Verhärtung mitwirken, so thut Jeder, dem an freyer Erforschung der Wahrheit gelegen ist, wohl daran, wenn er von aller Partheyung sich möglichst unabhängig macht. Der Partheygeist verwirrt Alles; er ist seiner Natur nach befangen, selbsüchtig, zwietrachterregend und feindseelig, gewaltthätig und despotisch. Eine Parthey erweckt Partheyen, und im Kampfe derselben wird auch das Edelste, am meisten die Wahrheit und Freyheit, gefährdet. Partheynahmen sind Zeichen und Loosung zum erbitternden Meinungskampf, und je sinnloser sie vielleicht sind, desto ärger verwirren sie die Streitenden. Gewiß, kein guter Geist hat die Partheynahmen der Liberalen und Servilen erzeugt, und die Ultra's auf beyden Seiten haben sie dreyfach gehässig gemacht.

Sie huldigen selbst, vielleicht wider Ihre bessere Ueberzeugung, dem Partheygeist, indem Sie, sich auf die Seite der Liberalen stellend, die Gegner als Servile schmähen, „den Junker und den Pfaffen", als die

Hauptfeinde der bürgerlichen Freyheit bezeichnen, und den belobten Liberalismus schlechthin der Aristokratie feindlich gegenüber setzen, obwohl Sie selbst nicht verkennen mögen, daß auch sehr liberale Aristokraten und sehr servile Nichtaristokraten sich finden.

Es ist eine Schande geworden, nicht ein Liberaler zu heißen, oder zu scheinen, und ein Serviler wird Jeder gescholten, der nicht zur Secte der Liberalen sich bekennt, oder auch nur der gesetzlichen Ordnung, manchem Guten, was wir von den Vätern ererbten, was aber der dünkelhaften Weisheit dieser Zeit ein Anstoß und Aergerniß ist, der geziemenden Ehrfurcht vor der rechtmäßigen Gewalt, der Pietät der Bürger und der Legitimität der Fürsten das Wort redet. Seitdem „Freyheit und Gleichheit", letztere jetzt etwas leiser nachklingend, das Schiboleth einer Classe der Liberalen und die „Volkssouverainität" ihr Idol geworden, heißt, wer diesen Götzen nicht huldigt, nicht in ihrem Sinne liberal ist, — servil. Ich muß es mir gefallen lassen, wenn Sie, mein liberaler Freund! mich auch so schelten wollen; denn ich diene wirklich mehr den alten, bewährten Grundsätzen des Rechts und der Bürgertreue, als dem modernen After-

liberalismus; ich begehre keine Freyheit außerhalb den Gränzen des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung; ich halte die Gleichheit der Stände eben so wenig für eine nothwendige Bedingung der wahren Freyheit, als für ausführbar, und lasse mir an der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz gnügen; ich halte die Volkssouverainität für eins von den Trugbildern, mit welchen unklare Geister sich selbst und Andre täuschen, für eins von den Irrlichtern, die wohl in der Nacht der Vorurtheile und Leidenschaften etwas scheinen, aber vor dem hellen Licht der Wahrheit verschwinden.

Liberal nannte man ja wohl sonst den, dessen Herz nicht an Vorurtheilen, nicht an den Gütern der Erde hängt, der freygebig mittheilt aus seinem Schatze, und großmüthig selbst auf sein strenges Recht verzichtet, wo es billig ist, und um der Liebe willen. Diese Liberalität ist Sache des Herzens, nicht einer Parthey; sie geht durch alle Zeiten und alle Stände, sie läßt sich finden überall, wo das lebendige Christenthum herrscht. Das Wort hat aber auch eine ungünstigere Bedeutung, welche dem Libertinismus ziemlich nahe steht; liberal nennt man auch den Leichtsin-

nigen, den Verschwender, den Mann von losen Grundsätzen. Auch dem politischen Liberalismus hängen beyde Bedeutungen an. Liberale nennen sich die Freunde und Vertheidiger der bürgerlichen Freyheit; es kömmt aber darauf an, aus welchem Beweggrunde, mit welcher Gesinnung sie diese begehren, und welche Freyheit sie meinen, die ächte, gesetzmäßige, oder Eigenmacht und Willkühr; liberal kann, wie der edle, loyale, freysinnige Mann, auch der politische Schwärmer, auch der verwegenste Demagog heißen; es ist also nicht unbedingt ein Ehrentitel. Sie haben Recht: Ein verständiger, allseitig ausgebildeter und wohlgesinnter Mann kann nicht servil, er kann nur liberal seyn, nämlich im ächten Sinne des Worts; doch dürfte er diese Bezeichnung sich verbitten, weil er die Nebenbedeutung scheut, weil das Wort ein Partheyzeichen geworden ist, und noch mehr, weil die wahre Tugend zu demüthig ist, als daß sie mit glänzenden Namen sich schmücken möchte. Wahrlich, die wahren Freunde der bürgerlichen Freyheit sind nicht blos unter denen zu finden, die sich Liberale nennen, deren Manche, wenn ihnen Gewalt und Herrschaft gegeben wäre, die Freyheit ihrer Mitbürger

nicht sehr heilig halten möchten. Jener volksverwirrende Liberalismus, dem die Demagogen huldigen, steht eben so schroff in Opposition mit der Freyheit der Völker, wie mit der Würde der Thronen. Wer ist ein ächter Liberaler? — Nur der, welcher aus Freyheit unterthan ist dem Gesetz, welcher nicht das Eigene sucht, sondern was Allen frommt, welcher dem Heile seines Volkes und dem Wohle seines Fürsten, der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe und Treue jedes Opfer zu bringen bereit ist, welcher aller Gewaltthat, aller Unterdrückung, aller Ungerechtigkeit und Ungesetzlichkeit feind, dahin wirkt, daß Alles recht zugehe. Aber recht geht es nirgend zu, wo man im Finstern schleicht, geheim auf Verrath und Empörung sinnt, öffentlich die gesetzliche Ordnung schmäht, verdächtig macht und untergräbt. Und wer ist ein Serviler? — Nur der, welcher mit knechtischem Sinne dem Wahn und Vorurtheil dient, nur aus Furcht dem Gesetz gehorcht, nur seinen Vortheil bedenkt, vor dem Mächtigen kriecht, und den Niedrigen drückt, seiner Eitelkeit die wahre Ehre opfert, und wenn er nur sich selbst weich betten kann, nicht fragt nach Gerechtigkeit, nach Vaterland und Ge-

meinwohl. Wenn aber Servile jetzt die heißen, welche nicht zur Fahne des modernen Liberalismus schwören, so mögen die redlichen Freunde der gesetzlichen Ordnung und der wahren Freyheit die Schmach, diesen Namen gleich Solchen, mit denen sie nichts gemein haben, tragen zu müssen, sich gefallen lassen, weil das Toben des Partheygeistes so wenig Ehre nehmen, als geben kann.

Auch das Geschrey: „der Junker und der Pfaff", ist ein Partheyzeichen, weder einen reinen und weisen Eifer für die gute Sache beurkundend, noch geeignet, die Gemüther zu versöhnen, und einen bessern Zustand der Dinge herbeyzuführen. Zwar gegen Junkerthum und Pfaffenthum sollen wir kämpfen, weil beyde noch nicht ausgestorben, und beyde allerdings der Freyheit der Völker gefährlich sind; aber wir sollen nicht durch Schmähungen reizen und erbittern, und nicht ganze Stände unter Titel begreifen, welche nur in gehässiger Bedeutung gelten, und keineswegs einem ganzen Stande zukommen. Sie klagen aber in dem „Junker" den ganzen Adelsstand, in dem „Pfaffen" die ganze Geistlichkeit, besonders die der römischen Kirche,

an, und schaden dadurch selbst der Sache, für die Sie eifern.

Billig scheide ich das Junkerthum von dem Adel und von seiner Bedeutung, wie das Pfaffenthum von der Geistlichkeit und von der Religion, und gebe zwar das Junkerthum und das Pfaffenthum Ihrem gerechten Unwillen preis, aber keineswegs Alles, was Sie mit diesen Namen bezeichnen. Sie verstehen unter der Aristokratie, zu der Sie gleich von dem Junker übergehen, offenbar nur den Geburtsadel, und schließen also hier den Verdienstadel, die Beamten, und die Geldaristokratie von unserm Kampfplatze ganz aus. Fasse ich nun den Aristokratismus, in Ihrem Sinne, nämlich als den Geist des Geburtsadels, so läugne ich zuförderst, daß er ein wahrer und wirklicher Gegensatz des Liberalismus sey, es wäre denn, daß letzterer eben nur den Demokratismus bezeichnete. Denn liberal, im ächten und eigentlichen Sinne, kann auch der Aristokrat seyn, man mag nur ein Glied des Adelstandes, oder den Freund und Vertheidiger der Erbaristokratie so nennen. Gehe ich nun auf Ihre Behauptung ein, daß eben diese Aristokratie der Grund fast allen Kampfes, aller Verwirrung

und aller Uebel unsrer Zeit sey, so muß ich Ihnen widersprechen, weil mir der Grund viel tiefer zu liegen scheint; ich gebe Ihnen aber zu, daß allerdings die alte Aristokratie zu der Spannung und Verstimmung, in welcher wir viele unsrer Zeitgenossen befangen sehen, also auch zu vielen Uebeln unsrer Zeit wesentlich mitwirkt. Denn nicht nur stehen meist Adliche an der Spitze der Staatsverwaltung, weßhalb man gerade sie als die Hebel solcher Regierungsmaaßregeln, mit welchen man unzufrieden ist, anklagt, sondern es verrathen auch Mehrere von ihnen ein Bemühen, alle alte Auctorität, alle Auszeichnungen, Vorrechte und Privilegien ihres Standes aufrecht zu erhalten, und gegen die Ansprüche, Forderungen und Bestrebungen des Zeitgeistes, zu vertheidigen. Es sind Viele, welche den Adel, als geschlossenen Stand, durchaus nicht antasten mögen, ihn in seinen Ehren und Würden lassen, nur mit seiner schroffen und stolzen Absonderung von den übrigen Ständen, ihren Mitbürgern, mit seinen Anmaßungen und mit seinem Vordrängen, mit seinem hartnäckigen Festhalten, an verjährten Vorurtheilen, an solchen ererbten Vorzügen, welche mit den Rechten und mit der Freyheit der übrigen

Staatsbürger unvereinbar sind, sich nie versöhnen werden. Wieder sind auch Viele vom Adelstande, die Erleuchtetern und Bessern, welche weder dieser Anmaßungen sich schuldig machen, noch durch ererbte Vorrechte die Rechte ihrer Mitbürger kränken wollen, aber eben so wenig eine Pflicht oder Nothwendigkeit anerkennen, allen angestammten Vorrechten, allen Auszeichnungen, die mit ihrer Geburt, mit dem Ruhm ihres durch eine Reihe ehrenwerther Ahnen verherrlichten Namens verbunden sind, zu entsagen, und auf das Geschrey neuerungssüchtiger Theoretiker oder unbesonnener Demagogen, Alles wegzuwerfen, was diesen anstößig ist. Auch anspruchlose, wohlwollende, freysinnige Adliche, gekränkt durch das Mißtrauen, mit welchem selbst manche verständige Bürgerliche ihnen begegnen, gereizt durch den Hohn und Spott, welchen man gegen ihren Stand sich erlaubt, durch den Eigensinn und die schonungslose Härte, womit man alle ihre ererbten Vorzüge ihnen streitig macht, fühlen sich angetrieben und fast genöthigt, dieselben um so kräftiger aufrecht zu erhalten. Solche Adliche begreifen gar wohl, daß ein großer Theil ihrer Vorzüge und Vorrechte nicht in einer angebohrnen wesentlichen

Kraft und Würde, sondern nur in der Anerkenntniß durch die öffentliche Meinung besteht; daß, wenn diese solche Vorzüge und Vorrechte nicht mehr anerkennt, es ein vergebliches und sogar schädliches Bemühen ist, das, was wirklich unterging, als fortlebend und geltend zu behandeln, daß, wie die einst allgewaltige Hierarchie von ihrem Ansehn, ihrem Einfluß und ihrer Gewalt etwas aufgeben mußte, sobald und weil die öffentliche Meinung es nicht mehr anerkannte, aus gleichem Grunde auch die Geburtsaristokratie zu gleicher Nachgiebigkeit sich verstehen muß. Und so haben denn auch die erleuchtetern Adlichen wirklich Manches nachgegeben und aufgegeben, was der Geist und die Verhältnisse unsrer Zeit nicht mehr ertrugen; nur können sie nicht jede liebloſe und feindseelige Declamation gegen ihren Stand als eine Aeußerung der öffentlichen Meinung, als eine Stimme des Zeitgeistes ehren, und ihrer Vorrechte nicht in dem Maaße, wie Manche fordern, sich entäußern.

Wollen wir gerecht seyn, so dürfen wir nicht verkennen, daß die Aristokratie durch die Unbilligkeit und Härte einer ihr feindlichen Gegenparthey gereizt wird, ihre alte Stellung im Staate so viel möglich zu behaupten, ihre

alten Vorrechte geltend zu machen. Ist doch in den Augen Vieler ein Adlicher, eben weil er das ist, ein verdächtiger Mensch, den man mißtrauisch beobachten muß, ein Usurpator, ein Feind der bürgerlichen Freiheit, eine Drone im Staat! Wer mag die Eitelkeit, Hoffahrt und Anmaßung vieler Adlichen, den Uebermuth, mit welchem sie, wären sie auch noch so verdienstlos, auf den Bürgerlichen, wär' er auch noch so tüchtig und ehrenwerth, herabsehen, die Kälte und Entfremdung, mit der sie selbst von befreundeten Bürgerlichen sich abwenden, sobald ein Standesgenoß hinzutritt, die Liebloſigkeit, mit der sie, wenn ihre Standesvorurtheile ins Spiel kommen, selbst die heiligsten Verhältnisse nicht scheuen, billigen wollen? Aber wer mag auf den Hohn und Spott, die Feindseeligkeit und Bitterkeit, womit manche Bürgerliche von dem Adel überhaupt reden, gut heißen? Reizt der Dünkel, die Anmaßung, der Uebermuth des Adels den Unmuth, die Eifersucht, den Groll der Bürgerlichen, wie kann die gleiche Gesinnung dieser bei jenem anders wirken? — Sollten wir uns nicht als Kinder Eines Hauses, in welchem nur Einige, gleichsam als Erstgebohrne, einige unschädliche Vorrechte erlangt haben, in gegen-

seitiger Liebe, Achtung und Schonung vertragen? Es ist, fürcht' ich, viel Eitelkeit und Hoffahrt in dem Kampfe mancher Bürgerlichen gegen die Eitelkeit und Hoffahrt des Adels, dem wir das Näherrecht bey der Person des Fürsten gar wohl gönnen mögen, zumal auch manche Last und Aufopferung damit verbunden ist. Der eigentliche Hofdienst, welcher fast allein noch dem Adel ausschließlich vorbehalten bleibt, ist doch nur für wenige Bürgerliche, oder nur Wenige von diesen sind für ihn. Warum sollten auch nicht die obern Glieder des Staatskörpers, weil sie dem Haupt am nächsten stehen, als obere gelten, und als solche bevorrechtet seyn, etwas von dem Glanze und der Würde des Hauptes an sich tragen dürfen, ohne deßhalb die andern Glieder verächtlich zu machen? Herz und Lunge, Rumpf und Füße sind doch auch edle Glieder des Leibes, ob sie auch weniger durch sichtbaren Glanz ausgezeichnet wurden! Der Standesunterschied ist naturgemäß, und mir scheint es so widersinnig und lächerlich nicht, daß Einer zum höhern Stande, daher auch zu eigenthümlichen Rechten und Pflichten schon durch seine Geburt berufen wird. Warum sollt' ich ihn mit Eifersucht und Neid betrach-

ten und seine unschädlichen Vorzüge ihm entreißen wollen? Je höher der Mensch gestellt ist, desto gefährlicher, nach Innen und nach Außen, desto weniger beneidenswerth; hochgebohren seyn ist nicht ohne große Gefahr, wie das Reichseyn, zumal für das Bedürfniß des Wiedergebohrenwerdens. Lasse man dem Adel seine Stellung in des Fürsten Nähe, und den damit verbundenen Rang und Glanz, so werden die Bevorrechteten um so weniger in Versuchung kommen, die wohlbegründeten Ansprüche, Gerechtsame und Ehren des Bürgerstandes anzutasten. Lasse man dem Adel seinen Ritterdegen und seine Geburtszeichen; der Bürgerstand verliert dadurch nichts von seinen Ehren und Würden; lasse man dem Adel seine Schlösser und Erbgüther; es ist nicht unbedingt zu wünschen, daß diese allzumal in den Besitz der Geldaristokratie kommen, oder unter viele kleinere Herren zersplittert werden.

Wenn es wahr ist, daß die Erbaristokratie, so fern sie in der Nähe der Thronen wirkt, eine Opposition gegen die Forderungen und Bestrebungen der neuern Zeit bildet, wenn sie zu den von Rechtswegen ihr zustehenden, und von der Gerechtigkeit gebilligten Vorzügen auch solche anspricht und wieder erringen will,

welche, in frühern Zeitverhältnissen begründet, mit der Umgestaltung oder dem Aufhören dieser ihre Gültigkeit verlohren haben, und jetzt nichtig sind, wenn sie ein weder dem Geist des Christenthums, noch der jetzigen Culturstufe angemessenes Kastenwesen zu behaupten strebt, so werden wir ihr am wenigsten durch Spott und Hohn, durch Verachtung und Ungerechtigkeit, durch eigenes hoffährtiges Einherfahren die Spitze bieten dürfen, oder sie eines Bessern belehren und gründlich bekehren können; vielmehr muß unsre Sorge darauf gerichtet seyn, durch strenges Festhalten an frommer und reiner Sitte, durch ächte Bürgertugend, durch gründliche und allseitige Bildung und Tüchtigkeit, durch wahre Verdienste um das Vaterland uns selbst zu ehren, und durch das lebendige Christenthum ihr so nahe zu treten, daß jede unchristliche Scheidewand falle, und die Liebe Alle einträchtig verbinde. Auch hier ist nichts durch gehässige Anklagen und feindseelige Angriffe, nichts durch revolutionaires Stürmen und Stürzen, Alles aber durch Liebe und Wahrheit zu gewinnen. Wir werden den Adel nicht durch die Waffen der Demagogen von seinem Standpunkte herabwerfen; die Weisheit aber wird alle Mißver-

hältnisse ausgleichen, und die Liebe Alles versöhnen, Alle, als Kinder eines Vaters vereinigen. Es gährt noch immer in vielen Köpfen der fremde Wahn einer Freyheit, verbunden mit völliger Gleichheit, dergestalt, daß aller Standesunterschied aufhören müßte. Aber man versuche es nur, diese Theorie ins Leben einzuführen, so wird sie ihre Verfechter selbst schlagen. Wohl sind wir vor Gott alle gleich; aber es sind, wie mancherley Gaben, auch mancherley Aemter und mancherley Stände, die im Geiste christlicher Liebe gar wohl neben, über und unter einander bestehen können, ja bestehen müssen, und um so gewisser unanstößig erscheinen, je tiefer und weiter jene christliche Demuth wurzelt, in deren Kraft Einer den Andern höher achtet, denn sich selbst, und wer da will der Größte seyn, Aller Diener ist. Der sogenannte Mittelstand ist im Staate so ungemein günstig, und, in mehr als Einer Beziehung, so heilsam gestellt, daß er seine Bestimmung, ein verbindendes und vermittelndes Glied zwischen dem Throne mit seinen Umgebungen und der größern Masse des Volks zu bilden, nicht verkennen, am wenigsten die höhergestellten und unschädlich für das Gemeinwesen Bevorrechteten, beneiden

und bekämpfen sollte. Ist ein Rangstreit in den geselligen Kreisen lächerlich und freudetödtend, so ist er nicht weniger armseelig und verderblich im größern Staatsleben. Unbefangen gewürdigt erscheint aber der jetzige Kampf zwischen den Adlichen und Bürgerlichen nur als ein kleinlicher Rangstreit; denn die größten und drückendsten Uebel der Feudalverfassung sind gehoben, die noch bestehenden Adelsrechte werden immer weniger ein Hinderniß für die Rechte des Bürgerstandes, und immer seltener findet sich Veranlassung zu der Klage, daß der unwissendste und unwürdigste Adliche dem tüchtigsten und ehrsamsten Bürgerlichen bey der Bewerbung um ehrenvolle und einträgliche Aemter vorgezogen werde, wenigstens ist es viel seltner geworden, daß das Vorrecht der Geburt über das Recht des Verdienstes den Sieg gewinnt. Und so scheint denn, wie ich schon früher behauptete, das jetzige Verhältniß der Erbaristokratie kein Hinderniß der bürgerlichen Freyheit zu seyn, deren Stütze gegen den Despotismus sie in frühern Zeiten war, deren Schild gegen die anwachsende Gewalt der Geldaristokratie sie noch jetzt ist. Betrachten wir sie aus diesem, zu wenig beherzigten Gesichts-

punkte, so muß uns daran liegen, sie in ihrer Würde und in ihrem Einflusse zu erhalten, und sehr kurzsichtig und befangen erscheint die Politik, welche sie stürzen will, ohne zu erwägen, daß die überwiegende Macht des Geldes schwerere Fesseln schmieden möchte, als die Vorzüge und Vorrechte des Adels es noch vermögen.

Ich begreife kaum, wie Sie, mein sonst so milder Freund, zu der Bitterkeit kommen, mit welcher Sie über den Adelstand sich äußern; es ist dieß aber nur ein neuer Beweis, daß keine Theorie ohne Einfluß auf die Gesinnung bleibt, und daß Vorurtheile immer einseitig und befangen machen. Sie behandeln die Aristokratie im Ernst als eine Krankheit der Staaten, weil die Gesundheit eines organischen Lebens, wie Sie sagen, nur im Gleichgewicht der Kräfte bestehe, der Adel aber dieses Gleichgewicht im Staate aufhebe. Ich würde dieß für einen Scherz halten, wenn Sie es nicht so gar ernsthaft aussprächen, und wenn ich es nicht schon sonst von Gegnern des Adels vernommen hätte. Doch leuchtet jedem Unbefangenen ein, daß die ganze Behauptung ein Irrthum ist; denn die Gesundheit besteht zwar allerdings in einem Gleichgewicht der Kräfte, welches die lebendige Thä-

tigkeit nicht hemmt, sondern fördert, aber eine durch die andre bedingt, und jede Störung dieses Gleichgewichts ist Krankheit. Aber das Gleichgewicht selbst besteht nicht darinnen, daß alle Kräfte ein völlig gleiches Maaß haben, sondern darinnen, daß jede Kraft in den durch das Leben des Ganzen bedingten Schranken wirke, und ihre Stellung zu den übrigen Kräften, sowohl zu den stärkern, als zu den schwächern, behaupte. Muskel- Nerven- Blut- System haben, auch in dem gesunden Körper, nicht völlig gleiche Kraft; der Körper ist aber dennoch gesund, wenn nur die Wirksamkeit jedes Systems die Wirksamkeit des andern nicht hemmt; ja es kann in einem Körper das Muskelsystem dem Nervensystem, in einem andern dieses jenem überlegen, und doch können beide gesund seyn, wenn nur die überwiegende Kraft dem eigenthümlichen Organismus jedes Körpers entspricht. Giebts doch höhere und niedere, stärkere und schwächere Kräfte in jedem lebendigen Körper, und es würde das natürliche Gleichgewicht dieser verschiedenartigen Kräfte gerade dadurch, daß man die niedere der höhern, die schwächere der stärkern gleichstellen wollte, aufgehoben und damit die Gesundheit gestört werden. Das

Gleichgewicht der Kräfte beruht also offenbar nicht auf ihrem völlig gleichen Maaße, sondern auf der Bewahrung jenes gesunden Verhältnisses, in welchem auch die überwiegende Kraft die Thätigkeit der andern nicht hemmt, und keine unterdrückt. So verhält es sich auch mit den geistigen Kräften, so auch mit dem Gleichgewicht der Staaten unter einander; es kann nicht darinnen bestehen, daß alle Staaten gleichmächtig sind, was unmöglich ist, sondern daß auch der mindermächtige Staat seine Stellung im ganzen Staatensystem zu behaupten, daß auch der Mächtigste ihn nicht zu hemmen oder zu unterdrücken vermöge, daß er eine Bürgschaft für seine Selbständigkeit und freye Thätigkeit in dem Völkerrechte und in der ganzen Organisation des Staatenvereins finde.

Wenden wir dieß auch auf die Stände der bürgerlichen Gesellschaft, des Staats an, betrachten wir diese als eben so viele lebendige Kräfte im Staate, so ergiebt sich, daß das Gleichgewicht in der Gesellschaft, und damit die Gesundheit des Ganzen gar wohl bestehen kann, wenn auch ein Stand mächtiger, einflußreicher ist, als der andre, sofern nur sein Uebergewicht nicht von der Art ist, daß die

freye Wirksamkeit und die angemessene Stellung der übrigen Stände im Staate dadurch gefährdet wird. So hat auch der Lehrstand, der Beamtenstand offenbar größeren Einfluß, größere Macht, als die übrigen Stände, aber ohne Nachtheil, ja zum Vortheil für diese, wenn er nur innerhalb der gesetzlichen Schranken wirkt, welche der Organismus des Ganzen bezeichnet. Und so hebt der Adelstand, als solcher, keineswegs das gesunde Gleichgewicht im Staate auf, sofern seine Vorrechte und Vorzüge nur die unveräußerlichen Rechte der andern Stände nicht kränken; bevorrechtet ist er eigentlich nur hinsichtlich seiner in der dermaligen Verfassung der Staaten begründeten Stellung, wie jeder andre Stand für seine Stellung auch bevorrechtet ist, dergestalt, daß kein andrer Stand seine Rechte sich anmaßen, gewaltsam in dieselben eingreifen darf. Das Gleichgewicht, also die Gesundheit des Staats würde aber alsbald gestört und aufgehoben, wenn der Adelstand, von den übrigen Ständen unterdrückt, sich auflösen müßte, wie es nur durch eine Revolution geschehen könnte, welche eine durchaus neue Verfassung herzustellen, also einen neuen Organismus zu schaffen suchte. Wirklich mögen die Demagogen

und Freunde der Revolution dieß beabsichtigen; aber um so weniger dürfen sie sich beklagen, wenn der Stand, den sie zu stürzen und zu vernichten drohen, gegen ihre so unweisen als ungerechten Angriffe sich vertheidigt, und in dem Bemühen, Alles, sein urkundliches Recht, seine Selbständigkeit, ja seine Existenz zu rauben, eine Versuchung findet, auch das, was in der Zeit schon untergegangen ist, noch ferner zu behaupten und aufrecht zu erhalten.

Wollen Sie unbefangen und gerecht urtheilen, so werden Sie sich in die Seele des Adels hineindenken, und den christlichen Grundsatz nicht vergessen: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht!“ Nennen Sie es Großherzigkeit, wenn ein Mann aus der alten Erbaristokratie seinem Adelstitel und allen damit verbundenen Vorrechten entsagt; es gehört allerdings eine gewisse Seelengröße dazu, obwohl auch Schwärmerey ihren Antheil daran haben kann; aber sagen Sie nicht, daß alle Adliche, welche solchem Beispiel nicht folgen, engherzig, selbsüchtig, servil sind. Ich könnte Sie an Männer erinnern, die, mit allen Tugenden eines edelu Gemüths geziert, großher-

zig, selbstaufopfernd, wahrhaft liberal, von Herzen demüthig, durch große und doch anspruchlose Verdienste ausgezeichnet, dennoch ihren Adelstitel und ihre demselben entsprechende Stellung im Staate behaupten, nicht aus Eitelkeit und Hoffahrt, sondern weil sie erkennen, was sie sich selbst, ihrer Familie, der gesetzlichen Ordnung und dem Staate schuldig sind. Ich meine nicht, daß der Adel die einzige Stütze der Thronen, das stärkste Bollwerk gegen den Andrang der Revolution, der natürliche Vermittler zwischen Fürst und Volk sey; denn dieses ist der Mittelstand wenigstens eben so sehr, und die Throne zu stützen, der Revolution zu wehren, vermöchte der Adel nimmermehr, wenn ihm nicht die Liebe der gesetzlichen Ordnung, des Fürsten und des Vaterlands, die Treue aller Stände zur Seite wäre; aber ich halte den Adelsstand für einen unentbehrlichen Bestandtheil unsrer jetzigen Staatsverfassung, welche mit der Wohlfahrt und bürgerlichen Freyheit der Völker gar wohl vereinbar ist. Spotten Sie, wenn es Ihnen zum Trost gereicht, über den Junker; ihr Urtheil über den Adelstand aber sey ernst, unbefangen, besonnen, gegründet auf die Zeugnisse der Geschichte, gemäßigt im Geiste der Liebe!

Sie haben dem „Junker" den „Pfaffen" beygesellt, und diesen noch viel härter gerichtet, als Jenen. Ich würde dieß nicht tadeln, wenn Sie nicht in so unbestimmter Allgemeinheit redeten, daß man meinen sollte, jeder Geistlicher sey ein Pfaff, und jeder Freund des kirchlichen Lebens, jeder Vertheidiger der kirchlichen Ordnung und Rechte ein Serviler; auch äußern Sie sich dabey mit einer Bitterkeit, welche kein unbefangenes und gerechtes Urtheil zuläßt. Gegen das Pfaffenthum kann man allerdings nicht streng genug seyn, weil es die ergiebige Quelle ungeheurer Irrthümer, heilloser Mißbräuche, der empfindlichsten Uebel, eine der härtesten Geißeln der Völker ist; aber um so weniger darf man verfehlen, den Begriff desselben so fest zu stellen und fest zu halten, daß Niemand Unrecht geschehe.

Das Pfaffenthum hat sein Vorbild in dem jüdischen Pharisäismus; der Pfaff, wie der Pharisäer, lehrt, aber er thut selbst nicht darnach; er bürdet dem Volke das unerträgliche Joch willkührlicher und harter Satzungen auf, aber er selbst will dieselben mit keinem Finger regen; er thut das Gute nur, um von den Leuten gesehen zu werden; er hat den Schein eines gottseeligen Wesens,

aber seine Kraft verläugnet er; er sitzt gern oben an in den Schulen, im Rath, in der Gesellschaft, läßt sich gern Meister, Vater und Herr nennen, und die Ehre und Würde, die seinem Amte gebührt, eignet er seiner kleinen Persönlichkeit zu; er begehrt irdischen Lohn für geistige Gaben, und ist stolz, wenn er einen Kirchengenossen gemacht hat, aber es kümmert ihn wenig, ob dadurch das Reich Gottes und Jesu Christi gemehrt werde; er vergißt, daß dieses Reich nicht von dieser Welt ist, und daß, wer es fördern will, sich selbst verläugnen, den Gütern und Ehren und Freuden der Welt entsagen muß, auch keine andere Macht, Gewalt und Herrschaft begehren darf, als die des Wortes, der lebendigen Wahrheit; er will seinen Einfluß mehren in der Kirche, im Staate, in den Häusern, will herrschen über die Obrigkeit und über die Unterthanen, über den Glauben und die Gewissen; im Namen des Glaubens und der Kirche gebietet sein Eigenwille, seine Eitelkeit und Rechthaberey; er meistert und richtet Alle, aber am wenigsten sich selbst. Das Pfaffenthum findet sich überall, wo dieser Pharisäismus sich verräth, und es ist ein um so abscheulicheres Uebel, je frevelhafter es das Heiligste zum

Dienste des Irdischen mißbraucht, das Himmelreich der Wahrheit und Freyheit zuschließt vor den Menschen, und die, welche hinein wollen, daran hindert; es steht im Bunde, mit Allem, was das arme Volk in Unwissenheit und Blindheit, in drückender Abhängigkeit von seinen Führern, in trägem Geistesschlummer und knechtischem Gehorsam erhalten, aber auch mit Allem, was es durch falsches Licht, durch Vorurtheile und Wahn, durch Reizungen zur Ungesetzlichkeit und Empörung bethören und zum blinden Werkzeug selbstsüchtiger Pläne herabwürdigen will. Es kann in alle Gestalten sich kleiden, liberal und servil, monarchisch und republikanisch, aristokratisch und demokratisch sich zeigen, je nachdem die Verhältnisse und der eigne Vortheil es erheischt; es steht auf der Seite der Fürsten, wo es durch diese seine Zwecke zu erreichen, auf der Seite des Volks, wo es durch dieses mehr zu gewinnen hofft; es stellt sich gern als eine Stütze der Throne dar, verschmäht es aber auch nicht, seinen Einfluß auf das Volk gegen die Throne und gegen alle weltliche Obrigkeit zu gebrauchen, wenn die Anordnungen dieser seinen Ansprüchen und Plänen entgegenwirken. Oft gezüchtigt, beschränkt und über-

wunden; giebt es doch nie seine Pläne und Anschläge auf; unterdrückt an einem Ort, erhebt es um so kühner an einem andern sein Haupt, und findet auch ohne Verabredung, ohne offenbare Verbrüderung gewandte Bundesgenossen und Helfer allenthalben. Mit meisterhafter Consequenz, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit verfolgt es sein Ziel; Jahrhunderte vergehen, Meinungen, Sitten und Gebräuche verwandeln sich; das Pfaffenthum aber bleibt im Wesentlichen sich selbst immer gleich; nach dem jedesmaligen Bedürfniß und nach den wechselnden Verhältnissen immer ein Anderes, ist es seinem Geist und Zwecke nach immer dasselbe. Es weiß den Zeitgeist zu benutzen, zu rechter Zeit sich ihn anzueignen, ihm zu schmeicheln, unter angemessenen Umständen ihm etwas nachzugeben, und weicht ihm doch nicht, läßt sich selten oder nie durch ihn etwas abdringen. In seinen Plänen gestört, in seinen Unternehmungen gehemmt, der Früchte langer Anstrengungen wieder beraubt, hebt es unverdrossen von neuem an, und indem es an dem geringsten Vortheil sich zu genügen scheint, dient jeder ihm als Mittel und Werkzeug, größere zu gewinnen; indem es Alles nur zur Ehre Gottes und zum Wohl der Mensch-

heit zu erstreben scheint, täuscht es um so sichrer die Schwachen und selbst die Starken.

Eine so alte und doch immer neue, eine so fest begründete und doch geheimnißvolle, eine so siegreiche, nie ganz unterdrückte, eine so weit verbreitete und im Finstern schleichende, zur günstigen Stunde aber kühn hervortretende Macht, ist allerdings der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Freyheit der Völker, wie der rechtmäßigen Gewalt der Fürsten und aller Obrigkeit höchst gefährlich, und da sie in der neusten Zeit unläugbar wieder muthiger auftritt, den alten Einfluß, die alte Herrschaft wieder zu gewinnen trachtet, so rechtfertigt sich von selbst die mißtrauische und eifersüchtige Wachsamkeit, mit welcher die Freunde des Lichts und der Freyheit ihr begegnen. Damit wir aber nicht wider einen Schatten oder wider ein Gespenst streiten, im Kampf den eigentlichen und wirklichen Feind nicht verfehlen, und die rechten Waffen nicht mit falschen vertauschen, müssen wir jenem klar und fest ins Auge sehen, diese mit Besonnenheit, seiner Eigenthümlichkeit angemessen, erwählen. Mit vagen und bittern Anschuldigungen, mit leerem Geschrey über Pfaffen und Pfaffenthum wird nichts ausgerichtet; es ist

gar wohl denkbar, daß Pfaffen selbst in dieses Geschrey einstimmen, und, dem Wolfe nur ein andres geformtes, dem Zeitgeist entsprechenderes Schaafskleid umhängend, um so unbemerkter und sichrer ihre Bahn verfolgen. Sie, mein Freund! brauchen die Namen Pfaffen und Obscuranten als gleichbedeutend; aber die offenbaren Verfinsterer sind vielleicht wenigee gefährlich, als Manche von denen, die sich Freunde des Lichts und der Freyheit nennen, der öffentlichen Meinung sich zu bemächtigen, aber einzig ihr Licht, ihre Weisheit, ihr Ansehn geltend zu machen bemüht, nur einem versteckteren Pfaffenthum huldigen. Suchen Sie die Pfaffen ja nicht blos unter den Eiferern für den alten Glauben, für die alte Sitte, für die alte Kirchenzucht, nicht unter denen allein, die theils mit, theils ohne Grund, Finsterlinge gescholten werden; Sie können auch unter den s. g. liberalen Theologen der Pfaffen Viele finden, die an Verachtung der Andersdenkenden, an selbstgefälligem Pochen auf ihre Erleuchtung und allein seeligmachende Weisheit, an blindem Eifer für ihre Würde, Gewalt und Gemeinschaft, und an Verfolgungsgeist Keinem weichen. Fern sey es aber, deßhalb Alle, die sich liberale

Theologen nennen, der Pfafferey anzuklagen; nur der Einseitigkeit will ich begegnen, mit der Sie, der Sie doch selbst für die Rechte der Kirche eiferten, gerade die lauten Eiferer für ein freylich engherziges Kirchenthum als die ärgsten Pfaffen bezeichnen.

Das Pfaffenthum wohnt in der That nicht allein in der römischen Kirche, obwohl es von dieser Seite her, am offenbarsten Gefahr droht und die meiste Begünstigung findet. Hüthen wir uns aber, indem wir Jenes bekämpfen, dem nicht ohne die alte Bitterkeit und Leidenschaft erneuten Streite zwischen Katholicismus und Protestantismus frische Nahrung zu geben. Dieser Streit wird, unter Gottes Leitung, endlich auch heilsame Früchte bringen; dem Menschen aber ziemt indeß Wachsamkeit, Ernst, Eifer für das Eine, was Noth ist, versöhnende Milde, nicht stärkere Reizung, nicht leidenschaftlicher Angriff. Die Leidenschaft irrt und verwirrt immer, und wenn keine verzeihlicher scheint, als die im Kampf für die höchsten Angelegenheiten entzündete, so ist diese doch nicht minder unlauter, und meist gefährlicher und verderblicher, als andere.

Sagen Sie mir, sind so manche prote-

stantische Streitschriften gegen die Katholischen im Geist und Ton evangelischer, als katholische gegen die Protestanten? — Ich lese, ich erkenne die gewandte Dialektik, den wohl nicht erleuchtenden, aber brennenden Eifer auf beyden Seiten; aber dieser Eifer erkältet mich und immer muß ich fragen: „Aber wo bleibt denn die Liebe?" — Wo und was das wahre Christenthum sey, darüber streitet man, und bezeugt im Streit, daß es wenigstens unter den Streitenden nicht ist, nicht auf dieser, nicht auf jener Seite.

Ueber Alles die Liebe! Es ist nichts thörichter und vermessener, als für Christus ohne Christus streiten wollen; aber ohne Liebe streiten heißt streiten ohne Christus, der die Liebe selbst, und dessen Reich nur in der Liebe ist. Durch gehässige Anschuldigungen, durch gegenseitige Anfeindungen kann unmöglich das Reich der Wahrheit, das auch ein Reich der Liebe ist, irgend etwas gewinnen.

Was haben doch die römischen Eiferer damit, daß sie das protestantische Princip einer revolutionairen Tendenz beschuldigten, ausgerichtet? Nichts, als daß, in nothwendiger Selbstvertheidigung, die Protestanten die An-

schuldigung zurückgaben, und Thatsachen dafür aufzustellen nicht versäumten. Und was gewinnt der Protestantismus damit, daß seine zum Theil sehr unberufenen Sachwalter den Katholicismus der Feindschaft wider Licht und Freyheit anklagen, ihn als die geheime Triebfeder des Despotismus bezeichnen? Nichts, als daß die Protestanten um so kecker verläumdet werden!

Wohl ist diesen vornehmlich Wachsamkeit Noth, in dieser verworrenen und zwieträchtigen Zeit, nicht blos, damit unsre Kirche als solche, nicht gefährdet, sondern auch, damit das unveräußerliche, durch die Reformation errungene Guth, das nicht blos Einer, sondern allen Kirchen angehören, und endlich Alle in Einem Geiste vereinigen soll, der Christenheit nicht wieder verkümmert, oder gar entrissen werde. Nur in der Aufrechthaltung des protestantischen Princips ist eben sowohl für die Staaten, wie für die wahre christliche Kirche Heil; unter allen Kirchenpartheyen ist, in Kraft dieses Princips, des Sauerteigs noch viel auszufegen, vornehmlich auch unter den neuern Protestanten, welche vergessen haben, daß dieses Princip die unbedingte, vollgültige und ent-

scheidende Auctorität des Wortes Gottes behauptend, in Glaubenssachen jede Anmaßung menschlicher Auctorität verwirft, diese mag auf traditionelle und amtliche Erleuchtung, oder auf eigne Kraft und Vernunft sich stützen. Unprotestantisch und unevangelisch, zugleich das Pfaffenthum begünstigend, ist Alles, was den Glauben und das Gewissen von irgend einer andern Auctorität, als von der allgemeinen und entscheidenden des göttlichen Wortes abhängig machen will; für die wahre evangelische Freyheit macht es wenig Unterschied, ob die Lehrer der Kirche ererbte Ueberlieferung, Synodalbeschlüsse und andre menschliche Auctoritäten, oder das Ansehn ihrer individuellen Vernunft und der theologischen Wissenschaft dem Zeugniß des Wortes Gottes gleichstellen, ja es ist in diesem letzteren Falle der Willkühr, und der Gefahr, daß die Gläubigen der Menschen Knechte werden, sogar noch mehr Raum gegeben. Alle Theologen, welche unter dem Namen der evangelischen Freyheit eine zügellose Lehrerwillkühr in Anspruch nehmen, und sich für befugt halten, alle Kirchenlehre verachtend, nur ihre eigne, die Schrift verdeutelnde und meisternde Weisheit als Gottes Wort zu verkündigen, stehen

vielleicht zum Theil unbewußt, mit dem Pfaffenthum im Bunde, welches die wahre evangelische Freyheit den Gemeinden verkümmert, und völlig zu entreißen droht. Ich scheue den Pfaffen nicht minder, wenn er unter dem Schilde einer s. g. liberalen Theologie, Aufklärung und Geistesfreyheit verheißt, und alle andre Auctorität bekämpft, damit die seinige desto allgemeiner gelte, als wenn er, unter der Aegide fremder Auctorität, seine Ehre und seinen Vortheil sucht.

Nur in der Aufrechthaltung des protestantischen Princips, dieser unbedingten Huldigung des Gesetzes und des Evangeliums, als der lebendigen Quelle des Lichts, der Gerechtigkeit und der Freyheit, als der beständigen und vollgültigen Richtschnur für alle Verhältnisse des Lebens, ist, ich wiederhole es, sowohl für die Staaten, wie für die Kirche Christi, Heil zu finden. Der Protestantismus in seiner ächten Gestalt und ungebrochnen Kraft, hat nicht einmal nur das Recht und die Gewalt der Fürsten und aller weltlichen Obrigkeit aus hemmenden, unwürdigen Banden befreyt; er ist noch immer eine Stütze der Staaten und Regierungen. Wir wollen damit nicht den Katholicismus als revolutionair bezeichnen,

oder ihm die, gerade nur in katholischen Staaten ausgebrochenen, neuen Revolutionen zur Last legen; aber es ist offenbar noch viel grundloser und ungerechter, wenn mit Unverstand oder bösem Willen eifernde Ankläger die Reformation und den Protestantismus als die Quelle der Revolutionen darstellen. Es liegt klar am Tage, daß dem monarchischen Princip, der Legitimität und überhaupt der Würde und Gewalt jeder weltlichen Obrigkeit der Protestantismus viel günstiger ist, als der römische Katholicismus. Denn dieser theilt immer die oberste Macht, stellt neben, wo nicht über den weltlichen einen geistlichen Herrn, neben den Vater seines Volks einen allgemeinen Vater der Christenheit, der, sich vorzugsweis Vater nennend, der väterlichen Gewalt des Staatsoberhauptes zu nahe tritt, wie denn der Katholicismus schon dadurch, daß er das Geistliche und Weltliche, als schroffe Gegensätze einander entgegenstellt, in Versuchung kömmt, das weltliche Regiment, und das Staatsleben überhaupt herabzuwürdigen. So wenig wir den Katholicismus einer revolutionairen Richtung anklagen wollen, so ist doch nicht zu läugnen, daß, wie die Geschichte unwidersprechlich bezeugt, der römi-

sche Papismus von je die heftigsten Kämpfe gegen die Monarchieen, Entthronungen, und Verwirrung der bürgerlichen Verhältnisse verursachte; das hat nicht der katholische Glaube gethan, sondern der Irrthum solcher Lehren, welche man als wesentliche Bestandtheile des römisch-katholischen Glaubens geltend zu machen wußte. Es ist mehr, als keck, wenn man im Angesicht der Revolutionen, welche seit drey Jahrzehenden Europa erschütterten, einen revolutionairen Geist gerade den Protestanten aufbürden will, welche im Allgemeinen noch immer ruhige, gehorsame und treue Bürger waren. Sagt man aber, daß in katholischen Ländern nur der Vulkan zum Ausbruch gekommen, welchen protestantische Lehren zusammengeschürt hatten, so ist das eine völlig grundlose und in sich nichtige Verläumdung. Offenbar war es nicht der Ueberfluß, sondern der Mangel an Licht, an gesunder, ächter Erleuchtung, was die ungeheuern Irrthümer der neuesten Revolutionen begünstigte. Eben weil in den protestantischen Staaten offenkundig und allgemeiner mehr Licht herrscht, als in vielen katholischen, (wie denn protestantische Regierungen dasselbe fördern und verbreiten helfen,) waren Jene ge-

gen die Irrlehren der Revolution besser verwahrt, wenn dagegen gerade da, wo man dem Eindrang des Lichts wehrte, und der wachsenden Erkenntniß entgegentrat, der revolutionaire Irrthum, als ein blendender Schein und Schimmer, um so leichter Eingang fand. Wir dürfen getrost behaupten, daß gerade in Deutschland, wo das protestantische Princip am allgemeinsten ausgebildet und in das Volksleben übergegangen ist, viel weniger revolutionairer Stoff sich findet, als anderwärts, obwohl nicht alle Ansteckung verhüthet werden konnte.

Daraus folgt nicht, daß der Katholicismus, als staatsgefährlich, unterdrückt, (was kein ächter Protestant wünscht,) sondern nur, daß die Reinheit und Tiefe des protestantischen Princips anerkannt und aufrecht erhalten werden, daß Eine Kirche die Andre nicht nur ertragen und dulden, sondern auch ehren und in ihrer Bedeutung würdigen, alle gehässigen Anklagen und Anfeindungen zurückweisen soll, damit endlich die Zeit komme, wo nur Eine Heerde seyn wird, wie nur Ein unsichtbarer und doch offenbarer Hirt ist.

Gegen den verheerenden Strom der Revolution giebt es keinen festeren, unüberwind-

licheren Damm, als den reinen Christenglauben, und helle, das ganze Leben durchdringende christliche Erkenntniß, ohne welche Jener nicht bestehen kann; der revolutionaire Geist stammt aus der Finsterniß, oder aus falschem, täuschendem Lichte. Darum sind alle Feinde des Lichts, alle Gegner heller und ächter Erkenntniß eben so sehr die, welche eine falsche Aufklärung fördern, als die, welche recht geflissentlich an der Verfinsterung des Volkes arbeiten, Diener der Revolution zu nennen, und das Pfaffenthum, bald mit dem Illuminatismus, bald mit dem Obskurantismus im Bunde, führt auf den verschiedenartigsten und scheinbar entgegengesetztesten Wegen, doch Einem und demselben Abgrunde, der Auflösung aller heiligen Bande des Gesetzes und der Ordnung entgegen, weil beyde die Kraft des göttlichen Wortes lähmen, und den Glauben an die unbedingte Gültigkeit und Herrschaft desselben schwächen oder zerstören. Ein falsches Licht ist nicht besser, als die Finsterniß, ja ärger und gefährlicher denn diese, weil es selbst die Sehnsucht nach dem wahren Lichte, welche in der Finsterniß sich doch zu Zeiten regt, unterdrückt, und obwohl es keine wahre und dauerhafte Befrie-

digung, keinen genugsamen Trost gewähren kann, doch mit einem Dünkel erfüllt, dem der Irrthum statt der Wahrheit, die Dämmerung und der blendende Schein statt des wahren Lichtes selbst gilt. Aber das falsche Licht, wie die Finsterniß, muß dem hellen Lichte des Christenthums weichen, und so werden wir keine sichrere Waffe gegen das Pfaffenthum, in welche Gestalt es sich auch kleiden mag, kein untrüglicheres Mittel sowohl zur Abwehr des revolutionairen Geistes, als zur Sicherung der bürgerlichen Freyheit finden, als in einem demüthig freudigen Glauben an das Wort Gottes, und in heller Erkenntniß seiner Wahrheit. Darum liegt den Fürsten und Regierungen nicht minder, als den Völkern daran, daß es Licht werde auf Erden, daß das Christenthum in seiner ungetrübten Reinheit seine Seegnungen je weiter und weiter verbreite, immer ungehinderter die Werke der Finsterniß und der falschen Aufklärung zerstöre.

Ich weiß nicht, mit welchem Scheine des Rechts, Sie, mein werther Freund! indem Sie „den Junker und den Pfaffen" als Verbündete gegen die bürgerliche Freyheit darstellen, die deutschen Regierungen der Begünsti-

gung des Pfaffenthums, wie des Adels darstellen wollen. Es ist dies auch eine von den leichtfertigen Anschuldigungen, welche, wie oft sie auch von den Unzufriedenen wiederholt werden, ein verständiger und billiger Mann nie sich erlauben sollte, weil er sie nicht zu begründen vermag. Zeigen Sie mir die Thatsachen, welche jene Meinung rechtfertigen können!

Sie deuten auf die von deutschen Höfen mit dem römischen Stuhle abgeschlossenen Concordate hin, in welchen sich, Ihrer Meinung nach, sattsam beweise, wie viel Einfluß der Hierarchie, allen Lehren der Geschichte und dem Geiste unsrer Zeit zum Trotz, von neuem eingeräumt werde. Ich aber kenne Keins der neuesten Concordate, in welchem die fürstliche Gewalt ihre Würde, oder die Klugheit verläugnet, oder die Früchte der Reformation aufgeopfert hätte, obwohl in jedem mehr zugestanden seyn mag, als Viele erwarten und billigen mochten. Denn selbst manchen Liberalen wäre, in diesem Falle, etwas Despotismus lieber gewesen, als die Mäßigung und billige Rücksicht, welche die Fürsten bewiesen.

Erinnern Sie sich, in welchem verworrenen Zustande die katholische Kirche Deutsch-

lands sich befand, als, nach der Besiegung des französischen Kaiserreichs, eine neue und bessere Ordnung der Dinge unter uns begann. Die meisten bischöflichen Sitze waren erledigt, die alten Dotationen derselben großentheils verschwunden, die Diecösen zerstückelt, die kirchliche Ordnung verfallen und die geistlichen Verhältnisse fast in Anarchie aufgelöst; nach der Wiederkehr des Friedens mußte es eine der ersten Sorgen der Regierungen seyn, Gesetz und Ordnung auch in die Kirche zurückzuführen. Ohne Zweifel hatten die deutschen Fürsten die Macht, dieß nach Gutdünken und nach eigner Bequemlichkeit zu bewirken; sie konnten die, wenigstens äußerlich ziemlich aufgelösten, Bande, welche sonst die deutschkatholische Kirche an den römischen Stuhl banden, völlig zerreißen, und ihre Landeskirche ganz unabhängig und rücksichtslos organisiren; sie hätten dabey die Meinung Vieler für sich gehabt. Es schien wirklich an der Zeit zu seyn, das Werk der Reformation durchzuführen, und der deutsch-katholischen Kirche die völlige Unabhängigkeit von einem fremden Oberherrn zu gewinnen. Aber es konnte dieß nicht geschehen, ohne ihre ganze Verfassung aufs tiefste zu erschüttern, und weil diese mit

dem noch herrschenden Glauben der katholischen Kirchengenossen innig zusammenhängt, auch ihn anzutasten. Darf man es tadeln, muß man es nicht ehren und rühmen, daß die Fürsten dazu sich nicht befugt hielten, daß sie vielmehr, weil die deutsch-katholische Kirche ihren Glauben und ihre Gesellschaftsverfassung weder aufgegeben hatte, noch völlig aufzugeben geneigt war, Unterhandlungen einleiteten, und Anordnungen trafen, welche die noch bestehenden Grundsätze, Meinungen und Verhältnisse unangefochten ließen, und ihnen entsprachen? Das bischöfliche Regiment ließ sich aus der katholischen Kirche nicht ausscheiden; es bedurfte, da es fortbestehen mußte, einer Reorganisation und einer den Verhältnissen angemessenen Dotation; es ließ sich eben so wenig aus seinem Verhältniß zu einen Oberbischof herausreißen, und es mußte daher dieses von neuem festgestellt werden, wobey es eben sowohl darauf ankam, die noch nicht aufgegebenen Grundsätze des Kirchenregiments mit geziemender Schonung und Rücksicht zu behandeln, als der Würde der Staatsgewalt nichts zu vergeben.

Unterscheiden wir die Concordate, welche evangelische Fürsten für die katholische

Kirche ihrer Länder, von denen, welche katholische Fürsten eingeleitet oder abgeschlossen haben, so müssen wir es preisen, daß Jene ihren katholischen Unterthanen die liberalste Rücksicht angedeihen ließen, diese aber die Gleichheit der Rechte ihrer evangelischen und katholischen Unterthanen aufrecht erhielten, daß beyde keine Art von Gewissenszwang sich erlaubten, und im Wesentlichen von denselben Grundsätzen der Mäßigung, der Schonung des Glaubens und des Gewissens, von gleicher Achtung kirchlicher Verhältnisse sich leiten ließen, dergestalt, daß die Concordate evangelischer Fürsten von denen der katholischen nicht sehr verschieden sind.

Sie wissen, daß ich von ganzem Herzen und von ganzer Seele der evangelischen Kirche angehöre; aber ich kann jenem falschen, unevangelischen Protestantismus nicht huldigen, welcher mit revolutionairem oder unduldsamen Geiste, im Kampfe gegen Hierarchie und Pfaffenthum, die ganze katholische Kirche stürzen, gewaltsam ihre Verfassung auflösen möchte. Mir sind deßhalb jene Concordate nicht so anstößig und bedenklich gewesen, als Andern, und ich habe es auch nicht so durchaus verwerflich finden können, daß die euro-

päischen Mächte dem Papste sogar seine weltliche Herrschaft wieder gaben. Denn obwohl mir die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt nicht biblisch scheint, obwohl ich es für einen entschiedenen Vorzug unsrer Kirche halte, daß unsre Geistlichen mit keiner fürstlichen oder bischöflichen Gewalt, oder mit irgend einer weltlichen Herrschaft bekleidet sind, so begreife ich doch, daß, wenn die katholische Kirche, über alle Länder der Erde verbreitet, das sichtbare Haupt, den Papst, nicht ganz beseitigen kann, dieser nicht irgend einem besondern Staate angehören, nicht unter der Botmäßigkeit Eines Fürsten stehen darf, also eine gewisse Unabhängigkeit und weltliche Selbständigkeit, einen eignen Grund und Boden besitzen muß, dessen Verwaltung und Herrschaft ihm zugleich mit seiner geistlichen Würde zufällt. Das schöne Land, welches den Kirchenstaat bildet, und nach der Trennung von Frankreich den Siegern anheim fiel, konnte diese wohl reizen, so reichen Gewinn und so willkommene Entschädigung festzuhalten; daß sie dieß nicht thaten, daß sie vielmehr den frühern Besitzstand und das alte Recht achteten, das darf mit mehr Grund als ein Beweis von Mäßigung und Gerechtigkeit, als

von Begünstigung des Pfaffenthums anerkannt werden.

Weit mehr stimme ich Ihnen in dem bey, was Sie über die Jesuiten sagen. Der Orden derselben ist unläugbar eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern Geschichte, eins der erstaunlichsten Werke menschlicher Klugheit, aber auch ein warnendes und drohendes Zeichen für alle Zeiten, eine Geißel der Fürsten und Völker, gleich gefährlich und verderblich der Kirche und den Staaten. Der ursprüngliche und Erbfeind der Evangelischen, hat er doch der katholischen Kirche selbst noch tiefere Wunden geschlagen, als der unsrigen; zum Schutz und zur Vertheidigung des Papstthums berufen, hat er doch fast eben so sehr, wie die Reformation, nur nicht so wohlthätig, dasselbe in seinen Grundfesten erschüttert. Er hat sich unläugbare Verdienste um die Jugendbildung und um die Wissenschaften erworben, das größte aber dadurch, daß er das Pfaffenthum, indem er es bis zur äußersten Gränze ausbildete und in Wirksamkeit setzte, als die furchtbarste und verderblichste Macht darstellte.

Der Jesuitismus ist der offenbarste und verschlagenste Feind des Lichts und der

Freyheit; er wollte die Erkenntniß zum ausschließlichen Eigenthum seines Ordens machen, und den Völkern nur so viel davon mittheilen, als ihm gut dünkte; er wollte Alles beherrschen, und in den Cabinetten der Fürsten eben so unbeschränkt gebieten, wie in der Kirche und in den Häusern des Volks; das Heiligste diente ihm nur als Mittel zu seinen irdischen Zwecken, und Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht galten ihm gleich, wo er nur diese erreichen konnte; alle Zügel weltlicher und geistlicher Gewalt strebte er in seiner Hand zusammen zu fassen, und die Gesetze des Staats, die bürgerliche Ordnung, die heiligen Bande zwischen Obrigkeiten und Unterthanen waren ihm nur so viel werth, als sie zu seinen Plänen taugten; eine Klugheit, welche der einfachen und reinen Lehre Jesu sich völlig entfremdete, setzte er an die Stelle jener christlichen Weisheit, welche für Alle, und Allen ein Licht auf ihrem Wege ist; er huldigte Grundsätzen, er verbreitete Lehren und Meinungen, welche, alle Sittlichkeit und Pietät zerstörend, den verwegensten Unternehmungen, der gräulichsten Empörung zum Antrieb und zur Entschuldigung dienen konnten. Es hat ohne Zweifel unter den Jesuiten treffliche

Männer gegeben, die von den heillosen Maximen und von der Schuld des Ordens sich rein erhielten, selbst das unschuldige Werkzeug der Obern waren, welche ihr Geheimniß zu bewahren, auch ehrliche Leute zu brauchen, wie die talentvollsten aufzufinden, und überhaupt Jeden auf seinen rechten Platz zu stellen wußten, dergestalt, daß in diesem Bunde nicht leicht eine Kraft oder Geschicklichkeit verlohren ging, vielmehr die verschiedenartigsten Kräfte, bewußt und unbewußt, alle Einem Zwecke dienen mußten; aber über den Orden selbst, über seinen Geist, über sein Streben und Wirken, kann man kaum zu streng richten.

Die Möglichkeit der Wiederherstellung des Jesuiterordens ist mit Recht bezweifelt worden, obwohl er noch nicht ausgestorben war, im Verborgenen fortwirkte, und in sich einen Lebensfunken trug, stark genug, zur günstigen Zeit, das verfallene Gebäude neugestaltend, hervorzubrechen. Aber die alte Consequenz des römischen Stuhls, welcher nie gern durch Zurücknahme einer frühern Maaßregel irgend einen Irrthum eingestand, minderte die Besorgniß, daß dieselbe Gewalt, welche den Orden, wenn auch nothgedrungen, doch förmlich und

feyerlich aufgehoben hatte, ihn eben so förmlich wiederherstellen möchte. Von Seiten der Fürsten und Regierungen war noch weniger zu fürchten, daß sie diese Wiederherstellung begünstigen würden, weil die Geschichte die verdammlichen Grundsätze und die staatsgefährliche Richtung des Ordens unpartheyisch und klar ans Licht gestellt hatte, und weil der Geist der Zeit ihm zu offenkundig und entschieden widerstrebte. Wenigstens hätte diese Wiederbelebung eine Wiedergeburt seyn müssen, welche mit einem offenen und unzweydeutigen Verdammen jener, die erfolgte Auflösung rechtfertigenden, Grundsätze und Maximen beginnen sollte. Indeß ist das Unerwartete wirklich geschehen! Der Papst hat die vernichtende Entscheidung seines Stuhls thatsächlich zurückgenommen und die Erneuung des Ordens förmlich bestätigt; ja auch außerhalb dem Kirchenstaate hat derselbe, zum Theil unter andern Namen, wieder Eingang gefunden, und seine Verbannung aus Rußland hat weder sein Daseyn gefährdet, noch seine Ausbreitung verhindert, noch seinen Muth und seine Pläne gelähmt.

Das sahen mit Staunen und mit gerechter Besorgniß Evangelische und erleuchtete Ka-

tholische; auch darf in der That nicht geläugnet werden, daß von diesem Orden Alles zu fürchten ist. Doch haben die Jesuiten in unserm Vaterlande noch nicht wieder festen Fuß gefaßt, und wir dürfen von der Weisheit der deutschen Regierungen getrost erwarten, daß sie es ferner zu verhindern wissen werden. Noch hat nicht Einer unsrer Fürsten etwas für den Orden gethan, oder sich ihm geneigt gezeigt, und ich kann in der Hinsicht Ihre Anklage: „daß das Pfaffenthum begünstigt werde", durchaus nicht begründet oder gerecht nennen. So möcht' es Ihnen überhaupt schwer werden, Thatsachen aufzufinden und anzuführen, welche als Belege Ihrer Anklage dienen könnten, und es scheint mir daher von dieser Seite der bürgerlichen Freyheit und der Wohlfahrt unsers Volkes keine Gefahr zu drohen, noch irgend ein Plan zu einer gewaltsamen Umkehr der bestehenden Verhältnisse einen Vorwand nehmen zu können.

Wohl regt sich fast überall das Pfaffenthum; aber unsre Fürsten begünstigen es um so weniger, je heller sie erkennen, daß dessen Geist ihnen sowohl als ihren Völkern, deren Glück sie von dem ihrigen gewiß nicht trennen, gleiche Gefahr droht. Wie auch der

Protestantismus verschrieen, und einer revolutionairen Tendenz angeklagt werde; keine deutsche Regierung hat sich dadurch täuschen, noch zu bedenklichen Maaßregeln verleiten lassen. Es liegt ja am Tage, daß der Katholicismus der Revolution weder den Eingang verwehrt, noch mit ihr unvereinbar ist, indem die liberalsten, aus den neuesten Revolutionen hervorgegangenen, Verfassungen den Katholicismus sogar als ausschließliche Staatsreligion aufstellen, mit dem Protestantismus aber sich nicht vertragen mögen. Dennoch, ich wiederhole es, bin ich weit entfernt, den Katholicismus, welchen ich billig von dem Jesuitismus scheide, einer revolutionairen Tendenz zu zeihen; nicht diese oder jene Kirche, sondern Unglaube und Aberglaube, beyde auf verschiedene Weise, aber gleich verderblich, bahnen der Revolution den Weg. Wie man in jeder Kirche ein guter Christ seyn kann, fromm und gottseelig, gerecht und treu, obwohl Eine dazu förderlicher seyn mag, als die Andre, so ist Alles nur darauf gestellt, daß wir Christen vor den, im Geist und in der Wahrheit, geläutert und stark durch den auf Gottes Wort gegründeten Glauben an den Heiland der Welt, der der Weg ist, die Wahrheit und das Le-

ben, und deſſen Geiſt allein uns recht frey und recht weiſe macht.

Zehnter Brief.

Sie irren und thun mir Unrecht, wenn Sie mir Schuld geben, mir ſcheine in unſern deutſchen Staaten Alles ſo vortrefflich, daß es gar keiner Aenderung bedürfe; ich wiſſe den beſtehenden Verhältniſſen, und ſelbſt herrſchenden Mißbräuchen und drohenden Gefahren eine ſo günſtige Seite abzugewinnen, daß ich mit ſolchen Anſichten mich und Andre nur in eine träge Sicherheit einwiegen könne, die Regierungen aber in dem Wahne beſtärke, als bedürfe es keiner heilſamen Reformen, als ſey Alles, was ſo laut und entſchieden die öffentliche Meinung begehrt und fordert, nur demagogiſcher Irrthum und revolutionaires Uebermaaß; ich ſey ungerecht gegen die edeln Beſtrebungen des Zeitalters, und begünſtige das ſtarre und unerregbare Halten an hergebrachten Formen, ſo, daß aller Fortſchritt zum Beſſern dadurch unmöglich werden möchte.

Nein! Nein! Ich halte nicht Alles, was jetzt geſchieht und was beſteht, nicht Alles,

was die Regierungen thun, für gut und löb-
lich; ich werfe mich nicht zu einem servilen
Lobredner aller jetzigen Verhältnisse auf; ich
nehme, wie Sie wissen, an den öffentlichen
Angelegenheiten so lebendigen Antheil, ich be-
obachte den Gang der Zeit und der politischen
Verhältnisse seit Jahren so aufmerksam, und
ich darf wohl hinzusetzen, so unbefangen, daß
die Mängel und Gebrechen unsrer Verfassun-
gen mir nicht ganz entgehen konnten, so weit
ich sie überhaupt aus meinem Standpunkte
zu übersehen vermochte; ich halte für noth-
wendig und recht, daß Irrthümer und Fehler
in der Staatsverwaltung auch öffentlich ge-
rügt und die geheimen Uebel an den Tag ge-
bracht werden, damit, wie alles Besserwerden
bey dem Einzelnen mit klarer Selbsterkenntniß
anhebt, und weiter fort zu immer lebendige-
rer Selbstanschauung führt, auch die Staaten
zur Selbsterkenntniß, und durch dieselbe zu
einem vollkommenern Zustande gelangen. Ich
schläfre mich auch nicht mit dem Troste ein,
daß alle menschlichen Verhältnisse und Ver-
fassungen, wie alle zeitlichen Dinge, an sich
unvollkommen sind, und vergesse nie, daß das
Streben nach dem Vollkommenern ein unwan-
delbares Gesetz und die belebende Kraft ver-

nünftiger und freyer Wesen ist; ich würde mich selbst eines Verbrechens zeihen, wenn ich dieses Streben, durch Wort oder That lähmte oder hemmte, oder, wo es verdächtig gemacht wird, nicht rechtfertigte und vertheidigte, wenn ich die Geistesträgheit, die Alles gern beym Alten läßt, damit sie nicht in ihrer Ruhe und Selbstzufriedenheit gestört werde, auf irgend eine Weise begünstigte. Ich selbst bin nicht völlig befriedigt durch die Stufe, welche wir im bürgerlichen Leben erreichten; ich habe auch von der Errettung aus fremder Botmäßigkeit, von dem Geiste, welcher die Fürsten und die Völker bewegte und zu Einem Streben vereinigte, Besseres, Größeres gehofft, einen entschiedneren und rascheren Fortschritt zu dem, was nothwendig, heilsam und gut ist, erwartet. — Aber ich halte nicht Alles für schlecht, was jetzt an den Staatsverhältnissen getadelt, nicht Alles für gut, für heilsam und nothwendig, was begehrt und erstrebt, ich mißbillige die Art und Weise, wie das Fehlerhafte gerügt, das wirklich oder scheinbar Bessere gefordert wird, ich läugne insbesondre, daß unser dermaliger Zustand, die jetzigen Staatsverhältnisse einen Grund, oder auch nur einen Vorwand zu einer ge-

waltsamen Umkehr der bestehenden Ordnung darbieten.

Erinnern Sie sich, wovon diese unsre Mittheilungen ausgingen. Ihre Unzufriedenheit mit allen dermaligen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, Ihre politische Schwermuth und Trostlosigkeit, jene Ansichten und Grundsätze, welche Sie zum stillen Bundesgenossen der Demagogen machen, die Waffen, mit welchen Sie diese vertheidigen oder entschuldigen, überhaupt die Grundsätze der Demagogie und Revolution wollt' ich bekämpfen, Sie zurückführen zu der frommen, wahrhaft christlichen, heitern und kräftigen Anschauung des öffentlichen Lebens, welche das Gesetz und die gesetzliche Ordnung heilig halten, im Geiste des Christenthums alle öffentlichen, wie die persönlichen Angelegenheiten betrachten und würdigen, weislich reden und handeln, Hoffnungen und Ansprüche mäßigen, auf eine höhere Leitung des Menschengeschlechts vertrauen, mit Freudigkeit, nach dem Maaße eigenen Vermögens, und eines höhern Beystandes gewiß, wirken, die wahre bürgerliche Freyheit und die allgemeine Wohlfahrt zunächst in sittlicher Freyheit und strenger Gesetzmäßigkeit suchen, glauben, lieben und hoffen lehrt. Ich mußte

daher meine Ueberzeugung aussprechen: die Demagogie sey ein Irrthum des Verstandes oder des Herzens, oder beyder, eine gefährliche Krankheit, ein großes Uebel unsrer Zeit; die revolutionairen Umtriebe seyen ein Verbrechen; unser politischer Zustand sey nicht so elend und trostlos, daß nur in einer Revolution Rettung und Heil zu suchen wäre; eine Empörung gegen die rechtmäßige Gewalt, gegen die von Gott verordnete Obrigkeit, sey unweise, unchristlich und strafbar, auch dann, wenn wirkliche Uebel und Mißverhältnisse im Staate den Wunsch und das Bemühen, eine Aenderung zu bewirken, rechtfertigen. Ihre Gegenrede hat meine Ueberzeugung nicht wankend machen können; ich sehe wohl, daß es mir noch nicht gelungen ist, Sie völlig für dieselbe zu gewinnen; aber die Gerechtigkeit müssen Sie mir wiederfahren lassen, daß Sie nicht verkennen, wie wenig ich geneigt bin, ein Unrecht zu beschönigen, Thatsachen zu entstellen, und einer einseitigen, grundlosen Theorie zu huldigen, daß ich die bürgerliche Freyheit nicht minder liebe und suche, als Sie, nur auf andre Weise, und daß ich nichts weniger begünstige, als träge Sicherheit und Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Angele-

genheiten, oder knechtische Unterwerfung unter Willkühr und Despotie. Eben weil ich diese hasse und verabscheue, muß ich das demagogische Treiben bekämpfen, welches von der Willkühr ausgeht, und zur Despotie hinführt, was am wenigsten Sie, dem die großen Lehren der Geschichte nicht fremd sind, verkennen dürfen. Sie werden aber an dem, was ich Ihren Rügen, Anklagen und Beschwerden entgegenstelle, viel weniger Anstoß nehmen, wenn Sie nur meinen Gesichtspunkt festhalten, daß auch die vorhandenen wirklichen Mängel und Uebel den revolutionairen Umtrieben durchaus nicht zur Entschuldigung dienen.

Wer einigermaßen klar und unbefangen die Welt und das Leben betrachten und verstehen lernte, der kann unmöglich den Zustand einer trägen Ruhe des mechanischen Fortbestehens, einer Erstarrung in hergebrachten Formen und Gewohnheiten seinem Vaterlande wünschen, oder diesen Zustand einen glücklichen und Menschen würdigen nennen. Es ist kein Stillstand im Leben, und die Völker können so wenig, wie der einzelne Mensch, auf irgend einer Stufe der Bildung lange verweilen; sie müssen fortschreiten, oder sie sinken zurück, sie

müssen entweder die betretene Bahn weiter verfolgen, oder eine andre einschlagen, oder sie fallen der Auflösung anheim; sie müssen sich entfalten, oder sie verwachsen und verkümmern, sie müssen freyer oder unfreyer werden. Es giebt einen äußersten Punkt, da die Völker, wie die Geschichte bezeugt, von der erlangten Stufe ihrer Bildung und Freyheit wieder zurücksinken; aber dieser Punkt ist nicht bey allen derselbe, er ist auch kein nothwendiger; er tritt immer nur da ein, wo die Bildung eine einseitige, schiefe Richtung genommen, nur auf das irdische und zeitliche Bedürfniß sich gerichtet hat, wo ein Volk ausruhen will auf den errungenen Lorbeern, wo es in Unthätigkeit versinkt, wo die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten durch Selbstsucht und Genußliebe verschlungen wird. Kein Volk kann, keins soll sagen: es habe die Höhe seiner Bildung erreicht, weil auch die Völker, wie einzelne Menschen, sobald sie wähnen, etwas zu seyn, aufhören, es zu werden, sobald sie meinen, gefunden zu haben, aufhören, ernstlich zu suchen. Auch hatte noch nie ein Volk wirklich und wahrhaft die Höhe seiner Bildung errungen; es ist dem menschlichen Geiste, es ist un-

ferm Geschlecht keine Gränze seiner Entwicklung gesetzt; das Christenthum zumal entfaltet einen Reichthum von Kräften, weckt eine Fülle von Bestrebungen, welche die christliche Menschheit auf eine noch viel höhere Stufe erheben, als je ein Volk der alten Welt erreichte. Die Staatsverfassung der Völker aber bildet mit dem Geiste und der Sitte der Völker selbst sich aus, kann also auch nur allmählig sich entwickeln, muß aber in der Entwicklung ebenfalls fortschreiten, wie das Leben, oder sie erstarrt in todten Formen, welche überall hemmen, und entweder das Volk selbst in gleiche Erstarrung hineinziehn, oder zu Versuchen reizen die Formen zu zerbrechen. Formen und Verfassungen altern; das Leben altert nicht; es ist kein anderes Mittel gegeben, jene lebendig und kräftig zu erhalten, als das Bewahren und Anregen der frischen Lebensthätigkeit, welche rastlos zum Bessern fortschreitet und das Volk im Staate, den Staat durch das Volk entwickelt. Aber das Leben des Staats soll nicht von der wandelbaren Meinung, nicht von dem Wechsel der Theorieen, nicht von herrschenden Irrthümern und Vorurtheilen abhängig gemacht, dem, was man den Zeitgeist nennt, soll kein andrer Einfluß

auf die Verfassung und Verwaltung des Staats eingeräumt werden, als der, welcher dem Wahren und Bewährten gebührt. Nicht aufs Aendern nur, sondern aufs Bessern, nicht auf neue Formen, sondern auf Belebung des Geistes, der die Formen dauerhaft gestaltet, soll man bedacht seyn.

Es gereicht sonach den Regierungen keineswegs zum Vorwurf, wenn sie vorsichtig und langsam neue Ideen aufnehmen, auch bewährte Vorschläge nur allmählig ins Leben einführen, Forderungen, welche noch nicht die Probe bestanden haben, selbst dann, wenn Viele sie geltend machen, ablehnen, und, wo sie ungebührlich hervortreten, kräftig zurückweisen. Das Experimentiren ist kaum irgendwo bedenklicher und gefährlicher, als in der Staatsverwaltung; das Neugestalten, das belobte und beliebte Organisiren muß endlich in ein gleichmäßiges, weises Fortbilden übergehen, wenn die Kräfte des Staats sich nicht verwirren sollen. Der feindliche Bürger sehnt sich nach einem sichern Bestand, nach einer festen, obwohl keineswegs stillstehenden Ordnung der Dinge, nach einem solchen Gange der öffentlichen Angelegenheiten, welcher den Verhältnissen Zeit läßt, sich zu bilden und

zu reifen, und, immer zum Bessern fortschreitend, doch nicht mit dem Monde wechselt, nicht täglich neue Regierungs- und Verwaltungsgrundsätze zur Anwendung bringt, nicht die gewohnte Laufbahn durch immer andere Anordnungen unterbricht und stört. Die Theorie eilt der Praxis stets voran, sie übernimmt und überhebt sich leicht, sie bedarf, zumal wenn sie sich anmaßt, unmittelbar ins Leben einzugreifen, eines kräftigen Gegengewichts in der besonnenen Anwendung bewährter Grundsätze und Erfahrungen. Aber der theoretische Irrthum von gestern wird heut durch bessere Erkenntniß aufgehoben, und geht, wenn er in den Schranken der Schule blieb, und wenn er die Seele nicht der Wahrheit selbst entfremdete, ziemlich unschädlich vorüber; nicht so der practische Irrthum, welcher nicht so leicht wieder gut zu machen ist, und selbst wenn er erkannt und verworfen wird, noch die Spuren eines Daseyns zurückläßt, welches Unheil aussäete, und seine Urheber eines Unrechts, wenigstens der Unweisheit und Uebereilung anklagt. Die Praxis der Staatsregierung darf eben darum der Theorie nicht unterthan seyn; jene muß das Wandelbare von dem Beständigen in dieser scheiden,

immer das Gegenwärtige und Wirkliche, das Leben im Auge behalten, an dem Prüfstein der Erfahrung die Lehre erproben, und von der Weisheit sich leiten lassen, welche über der Theorie steht, und um so sichrer und heilsamer diese zu benutzen weiß.

Aber unsre bewegliche Zeit liebt das Umwandeln und Aendern, oft ohne einen Grund der Hoffnung, daß das Neue wirklich das Bessere seyn werde; die vergangene schwere Zeit hat es Vielen zum Bedürfniß gemacht, unbefriedigt von der Gegenwart und von den politischen Zeitverhältnissen, in das heitre Gebiet der Theorie sich zu flüchten, die platonischen Republiken, welche eine, oft von aller Erfahrung entblößte, s. g. ideale, aber mehr phantastische Ansicht des Lebens erbaute, und mit allem Zauber eines Eldorados ausstattete, dem wirklichen Leben und dem Bestehenden so entgegenzustellen, daß dieses als schaal, todt und widerwärtig erscheinen mußte. So ist die Epidemie herrschend geworden, im Aendern und Umwandeln allein Heil zu suchen, das Alte zu vernichten, damit das Neue Raum gewinne, und die Theorie, wie sie eben ist, ins Leben einzuführen. Die Staaten sollen sich nach dem Maaße, welches die Schule

ihnen anweist, gestalten; vom Katheder aus soll das Staatsruder regiert, durch die Drakelsprüche der Tagsblätter, deren Jedes als ein Organ der öffentlichen Meinung sich darstellt, das System und der Gang der Regierungen bestimmt werden; diese sollen, meint man, nicht blos merken und achten auf die öffentliche Meinung, und, Alles prüfend, das Beste davon behalten, sondern was heut gelehrt ward, morgen zur Anwendung bringen, wenn sie nicht hinter dem Zeitgeiste zurückbleiben, nicht des Mangels an Erleuchtung, an Achtung der Volksstimme, oder auch des Despotismus angeklagt werden wollen. Die geschäftige Menge liberaler und illiberaler Theoretiker, Constitutionsschöpfer und Restauratoren der Staatswirthschaft, bieten freygebig den Führern der Staaten ihre allein heilsamen Gesetze der Regierungskunst dar, und jede Parthey klagt die Regierungen an, daß diese von so weisen Lehren keinen Gebrauch machen, nicht umschaffen, sondern nur allmählig bessern, das geprüfte Neue mit dem bewährten Alten in Einklang bringen wollen.

Die Aufrechthaltung des Bestehenden, ein nothwendiger, der Revolution entgegengestellter Grundsatz, ist keineswegs so gemeint, daß

alles Alte, auch das Veraltete, auch Mißbräuche, Mängel und Uebel bewahrt, alles Neue aber abgelehnt und vermieden werden soll. Nur anknüpfen soll sich das mit dem schon vorhandenen Guten vereinbare Neue an das bewährte Alte; nur der Umsturz alles Bestehenden soll zurückgewiesen, nicht die naturgemäße Entwicklung unterbrochen, sondern nur das, was ist, als die Grundlage dessen, was wird, anerkannt und behandelt werden. Man spottet über den Grundsatz: daß der Staat und alle Aenderungen in der Staatsverfassung den geschichtlichen Grund festhalten, oder mit andern Worten, daß der Staat sich als ein schon Bestehendes betrachten, sein früheres Leben und gegenwärtiges Seyn als die Wurzel seines Werdens, seiner Fortbildung bewahren, die Gegenwart nicht von der Vergangenheit losreißen, seine Zukunft nicht blos auf Theorieen, sondern auf die Gegenwart, auf das Leben des Volkes, auf Erfahrungen bauen soll. Dieser Grundsatz ist aber eben so richtig, als der: daß ein festes Gebäude nur auf einem festen Grunde erbaut werden kann. Die Freunde der Revolution verschmähen das ganze gegenwärtige Daseyn unsers Volks und unsrer Staaten; nicht auf das geschichtliche Leben

derselben, nicht auf die Lehren der Geschichte, nur auf ihre Gedanken und Satzungen wollen sie das Heil unsers Volkes gründen; sie meinen, alles Alte stürzen und auflösen zu müssen, damit das Chaos der Urwelt wiederkehre und Stoff und Raum gebe der neuen idealen Schöpfung. Dagegen behaupten die Bekämpfer der Revolution: das Leben unsers Volks sey ein aus der Vergangenheit in die Gegenwart übergegangenes, und in seiner Eigenthümlichkeit einer bessern Zukunft entgegenreifendes, mit seiner Staatsverfassung innig verbundenes, und der Versuch, dasselbe von seiner Wurzel loszureißen, und ihm dagegen den Schatz neuer Staatsweisheit unterzuschieben, damit es darinnen neue Wurzeln schlage, und eine neue Verfassung, ein ganz neues Leben sich einimpfen lasse, könne leicht tödtlich werden. Es wäre allerdings eine arge Verblendung, wenn man in unsern Staaten nichts zulassen wollte, als was geschichtlich gegeben ist, wenn man, die Theorie gänzlich verschmähend, das, was ist, für unbedingt gut erklärte, auch dem, was todt ist, ein scheinbares Leben zu fristen, oder abgelebte, einer frühern Zeit angehörige, und dieser vielleicht wesentliche, in ihr lebendige, nachmals aber

abgestorbene Formen wieder ins Leben zurückzurufen suchte; aber es ist nicht geringere Verblendung, wenn man alles Gegenwärtige und Bestehende als todt, und nur die herrschenden Meinungen als lebendig, als wahr und wirklich behandeln wollte, obwohl wir wissen, daß die Theorie grau, grün aber des Lebens kräftiger Baum ist.

In der Theorie kann etwas sehr begründet seyn, ohne darum auch im Leben seine Begründung und Anwendung zu finden, an das Gegebene und Vorhandene sicher und lebendig sich anzuschließen, nicht etwa blos weil Zeit und Volk dafür noch nicht reif ist, sondern auch weil eine logisch und philosophisch richtige Theorie, bey der unendlichen Mannichfaltigkeit des Lebens und der menschlichen Verhältnisse, nicht unbedingt auf Allgemeingültigkeit und allgemeine Anwendbarkeit Anspruch machen kann, indem was in diesem Staate heilsam wirkt, in einem andern verderblich werden möchte. Dazu kömmt, daß neue Theorieen nicht selten alten Rechten widerstreiten; das Recht aber ist unantastbarer und heiliger, als die Theorie; es wäre gewiß nicht zu billigen, wenn eine Regierung das, was theoretisch sich empfiehlt, auf Un-

kosten des Rechts ins Leben einführen wollte. Die politische Neuerungssucht unsrer Zeit und das demagogische Treiben beweist sich eben darinnen, daß, wenn es gilt, eine beliebte Idee, eine reizende Meinung zur Staatsmaxime zu erheben, nach dem Recht wenig gefragt wird, so illiberal, wie der bürgerlichen Freyheit gefährlich. Wie durch einen Zauberschlag sollen die Verhältnisse vor der Theorie sich beugen und durch dieselbe sich umgestalten lassen, würden auch die begründetsten Rechte dadurch verletzt. Wer möchte aber nicht lieber in einem Staate leben, der, bey unvollkommneren Institutionen, das Recht aufrecht erhält, als in einem solchen, welcher dieses verletzt, indem er neue Grundsätze der Politik zur Anwendung bringt? Dem historisch begründeten Recht gebührt aber ohne Zweifel um so mehr Rücksicht und Schonung, als ohne dieselbe gerade diejenige Sicherheit, welche ein Hauptzweck des bürgerlichen Vereins ist, wankend werden muß.

Auf die seltsamste Weise haben die Demagogen, während sie das historische Recht und die historische Grundlage des Staats verschmähen und verspotten, doch selbst das Historische zu Hülfe genommen, ein altes Vertragsrecht

zwischen Fürsten und Volk behauptet, auf das alte Deutschland zurückgewiesen, ja das Spiel beliebt, unser heutiges Deutschland in das alte mit seinen Gauen und Gaugrafen zurückschrauben zu wollen; sie suchten also auch ein historisches Fundament, nur ein falsches, und vergaßen, daß jedes Jahrhundert seine eigenthümliche Entwicklung, sein eigenthümliches Leben hat, wie jeder Monat seine Blüten, und jede Blüte in verschiedener Zeit eine eigenthümliche Periode.

Wäre das Heil der Welt nur von der Theorie zu erwarten, so müßten, weil diese auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht, alle Staaten im Wesentlichen Eine und dieselbe Verfassung erhalten, wie man denn wirklich kein Bedenken getragen hat, eine in Spanien erfundene, und selbst auf dieses Land übelberechnete Constitution den Neapolitanern einzuimpfen; so müßte denn auch die Verfassung, wo nicht in jedem Jahrzehend, doch in jedem Vierteljahrhundert sich umgestalten, wie die Theorie bekanntlich eben so oft, und öfter sich umwandelt. Aber der Staat soll in der Wandelbarkeit der Meinungen und Theorieen, ein zwar Fortschreitendes, aber Beständiges bleiben, seine Verfassung soll

sich entwickeln, aber nicht von Zeit zu Zeit sich selbst vernichten und neu gebähren; in ihr ist nicht selten ein noch mangelhaftes, aber bewährtes Alte besser, als ein theoretisch empfohlenes, aber noch unbeglaubigtes, unerprobtes Neue. Wer einige Erfahrungen im öffentlichen Leben sich erworben, Menschen und Verfassungen, wärens auch nur einzelne Gemeindeverfassungen, kennen gelernt hat, der weiß, von welchem großen Werthe feststehende Institutionen sind! In alle Verfassungen und Staatsformen muß das Volk sich erst hineinleben, um sich mit ihnen zu befreunden; an dem Befreundeten, von Jugend auf Gewohnten hält es fester und treuer, als an dem von Wenigen sogleich und recht erkannten Neuen. Darum soll der Gang der Regierungen mehr ein Fortbilden, als ein völliges Umbilden seyn.

Diese meine, schon früher Ihnen ausgesprochene, Ueberzeugung habe ich hier umständlicher wiederholt, damit Sie mich nicht mißdeuten, und damit Sie sich hüthen, in das Geschrey neuerungssüchtiger Demagogen einzustimmen. Sie werden mir nun hoffentlich nicht Schuld geben, das hartnäckige Halten an dem Veralteten, selbst an dem Fehlerhaf-

ten, oder die Verachtung der Theorie und der Wissenschaft, ein bodenloser Empirismus in der Regierungskunst finde in mir einen Vertheidiger. Ich verkenne nicht, daß, wenn es in unsern Staaten besser werden soll, auch die Theorie dazu mitwirken muß; aber ich bestreite die Anmaßung der Theoretiker und die ausschließliche Gültigkeit ihrer Lehren, vornehmlich so fern diese auf Zerstörung des Vorhandenen hinwirken, und sich selbst zu Gesetzen erheben wollen. Denn Niederreißen und Erbauen stehen oft sehr fern von einander, und die beste Staatsverfassung wird nicht hinter dem Studiertische, nicht in demagogischen Vereinen, sondern im fortschreitenden Leben jedes Volkes, nicht urplötzlich, sondern allmählig erzeugt, auch nicht in Wochen und Monden, sondern in naturgemäßer Weiterentwicklung dem Volke einverleibt. Was veraltet ist, das weiche dem Bessern; dazu biete Fürst und Volk sich die Hand; aber nur bey dieser einträchtigen Gemeinschaft kann es besser werden im geselligen Leben.

Wie Vieles hat, weil es veraltet war, wirklich dem Geiste der neuern Zeit, der bessern Ueberzeugung, dem Fortschritt des Lebens weichen müssen; wie Vieles ist bereits wirklich

besser geworden! Und wie Vieles wäre geändert und gebessert, wenn nicht demagogische und revolutionaire Umtriebe den Fortschritt gehemmt hätten! Wir bemerken fast in allen deutschen Staaten eine Berücksichtigung des Zeitbedürfnisses, eine Geneigtheit, auf wohlbegründete neue Ansichten und Ideen einzugehen, das wirklich Gute zu fördern, also, daß man die Regierungen wenigstens nicht des hartnäckigen Stillstehens oder der Verachtung der Theorie anklagen darf. Der ächte Staatsmann wird diese nicht verschmähen; klare Ideen und feste Grundsätze müssen am Steuerruder sitzen; solche aber gestalten, bilden, schreiten fort und bessern naturgemäß, in einem stetigen Gange, nicht in Sprüngen.

Es ist also auch nicht zu fürchten, daß nach diesen Grundsätzen überhaupt „Alles beym Alten bleiben, nichts besser werden möchte.“ Langsamer, aber sichrer wird der Fortschritt eine wirkliche Verbesserung werden. Nach der Theorie der Demagogen wird immer nur am Aeußern geformt, und mit recht methodischer Verkehrtheit das Aeußere umgewandelt, werden Formen geschaffen, in der Meinung, der Geist werde sich aus der Form gebähren, oder doch sich zu ihr gesellen,

oder der Geist ihrer Urheber werde ihn ersetzen. Aber nur wo Geist ist, da ist Freyheit und Leben; es wird nichts lebendig in der Wirklichkeit, es finde denn in dieser einen Anklang, eine Stütze, eine bereitete Stätte. Von Innen heraus muß es besser werden; von Außen wirds nicht. Nur auf Glauben, Einsicht und Gesinnung erbaut sich ein neues besseres Leben, und den Völkern ist so wenig, wie einzelnen Menschen, mit blos äußern Gaben, mit Worten und Verfassungen geholfen, wenn das innre Leben, das Denken und Wollen nach Gottes Willen, das Wandeln in Gottes Wegen versäumt wird. Es ist also mindestens eben so sehr auf die Erkenntniß und Gesinnung unsers Volkes, als auf neue Formen, weniger auf neue Verfassungen, als auf Erweckung des gesunden Volksgeistes und des göttlichen Geistes im Volke hinzuwirken! Bauet das Zion unsers Vaterlandes auf diesen Geist, so werden seine Zinnen emporsteigen kräftig und herrlich, seine Mauern nach Außen wohlbewahrt seyn, und Friede und Freyheit werden im Innern herrschen!

Machen Sie sich nicht der Verläumdung schuldig, daß es damit unsern deutschen Regierungen nicht rechter Ernst sey, daß es ihnen

daran liege, den Geist darniederzuhalten, freye Bestrebungen des Volks zu unterdrücken, dem Lichte den Eingang zu wehren. Ich nenne es eine Verläumdung, weil Sie abermals nur auf den Mangel an Preßfreyheit sich berufen, da Sie doch nicht läugnen mochten, daß diese jetzt unmöglich in vollem, unbeschränktem Maaße gewährt werden konnte, und daß die dermaligen Beschränkungen durchaus nicht beabsichtigen, den freyen Gang der Wissenschaft zu hemmen, oder den Geist des Volks zu lähmen, oder die öffentliche Mittheilung heilsamer Ansichten und Grundsätze zu hindern. Dagegen darf ich Sie auf das verweisen, was, gerade in neuerer Zeit, selbst unter dem Drange widerwärtiger Verhältnisse, für Volksschulen und überhaupt für Bildungsanstalten gethan worden ist. Wenn haben je die Regierungen diesen so viele Aufmerksamkeit, so thätige Theilnahme bewiesen, als gerade jetzt? Und was wollen sie damit? Doch nicht Finsterniß verbreiten, dem Lichte wehren, den Geist lähmen, unwissende Knechte erziehen, den Despotismus begründen? Wahrlich! der lichtscheue Despotismus baut keine Schulen, bietet nicht die Hand zur Jugendbildung, zur Erleuchtung und Verständigung des Volks;

wer diese fördert, kann der Verfinsterung und dem knechtischen Sinne nicht geneigt seyn!

Gestehen Sie, in keinem Lande geschieht so viel für das Schulwesen, für die Erziehung, also für die geistige Befreyung des Volks, in keinem Lande ist, von den Fürsten begünstigt, eine so gründliche und allgemeine Bildung gefördert worden, als in unserm Vaterlande. Sehen Sie das Volksschulwesen des gepriesenen freyen Englands an; durchwandern Sie die Provinzen Frankreichs, dessen Volk sich rühmt, das Gebildetste der Erde zu seyn! Dort irren Tausende ohne Unterricht umher, und noch Mehrere würden der Schule entbehren, wenn nicht fromme Vereine der Wohlhabenden dem fühlbaren Mangel etwas abgeholfen hätten; in den französischen Dörfern und Städten aber verhüllt die natürliche Gewandheit und Feinheit, die zierliche äußere Bildung nur oberflächlich, dem aufmerksamen Beobachter leicht erkennbar, den Mangel an gründlichem Unterricht; das geistreiche Volk hat wohl auf den höhern Stufen der Gesellschaft viele gelehrte und gebildete Männer, aber keineswegs sowohlunterrichtete Bürger und Bauern, wie wir.

Meinen Sie nicht, daß die deutschen Für-

sten und Regierungen auch einigen Antheil an dem Verdienste haben, daß die Bildung unsers Volkes so weit gefördert und ihr Fortschritt auf mancherley Weise vorbereitet ist? Was seyd Ihr denn so stolz auf Eure Deutschheit, wenn der Zustand unsers Volkes so elend ist, daß ihm nur durch eine Revolution geholfen werden kann? — Was rühmt Ihr Euch Deutsche zu seyn, wenn unser Volk nicht durch tüchtige Bildung und wackere Gesinnung sich auszeichnet? — Erkennt Ihr aber diese an, so können unsre Verfassungen nicht so elend, unsre Regierungen nicht so despotisch seyn, wie die Demagogen behaupten, so fehlt uns wenigstens nicht das Maaß bürgerlicher Freyheit, ohne welches kein Volk sich so auszubilden vermag, wie das unsrige sich ausgebildet hat, und sich fortbilden wird. Wollen Sie aber behaupten, daß ein Volk, welches unter den bisherigen, wie Sie meinen, ungünstigen Verhältnissen, so viel erreicht hat, bey liberaleren Verfassungen noch höher sich erhoben haben würde, so nennen Sie mir das Volk alter oder neuer Zeit, welches, von seiner Staatsverfassung begünstigt, Höheres und Besseres errungen hat! Ich, meines Theils, gebe die Allgemeinheit und Tiefe deutscher

Bildung für Englands Handel und Fabrikwesen, für Frankreichs Ruhm und Einfluß nicht hin; ich will, in nationaler Hinsicht, nichts so gern, als ein Deutscher seyn, und ich danke es auch unsern deutschen Regierungen und Verfassungen, daß ich es gern bin!

Nachdem mit der Deutschheit ein so undeutsches Spiel getrieben worden, sollen wir uns als Deutsche möglichst unglücklich, unfrey und unwürdig beschränkt fühlen, mit Sehnsucht und Neid, mit Unmuth und Verdruß über unsern trostlosen Zustand, nach angeblich freyern Ländern hinüberblicken, sollen wir unser Volk für Knechte, unsre Fürsten für Despoten, unsre Verfassungen für elendes Flickwerk halten, damit wir geneigter werden, den Verheißungen der Demagogen zu glauben, und nach ihrem Sinne uns befreyen, unsre Staaten umschaffen zu lassen! Als mache das Kleid den Mann, als beruhe unser Volksthum allein auf der kräftigen Faust und der geübten Körperkraft, als sey es deutsche Art und Sitte, alles Heil in Formen zu suchen, treulos wider Fürsten und Obrigkeiten sich zu verbrüdern, und was wir von den Vätern ererbten, zu verachten, sollen wir den angeblich

altdeutschen, neuerfundenen Rock anlegen, die Turnplätze, als die einzigen Stätten der Freyheit betrachten, Glieder demagogischer Vereine werden und die Hand bieten zum Umsturz unsrer Thronen und Verfassungen, damit wir den Ruhm erlangen, Liberale zu heißen, und das Glück, eine unsichre Freyheit, eine papierne Constitution, die faulen Früchte einer Revolution zu besitzen.

Wie können Sie sogar darüber klagen, darinnen ein Zeichen unsrer Unfreyheit erblicken, daß der s. g. deutsche Rock und das Turnen verboten ward? Eine wirklich deutsche Volkstracht mag wünschenswerth seyn, damit dem tollen Wechsel der Mode und der Abhängigkeit von fremden Launen und Kleiderpossen etwas gesteuert werde; das Turnen ist eine wohlthätige und förderliche Uebung der Kraft, des Muthes, der Gewandheit; es würde der deutschen Jugend gewiß sehr ersprießlich seyn; — aber wenn der Rock zu einem Partheyzeichen, der Turnplatz zu einem Mittelpunkt demagogischer Umtriebe gemacht wird, was bleibt den Regierungen übrig, als jenes Zeichen zu verbannen, und diesen Mittelpunkt zu schließen? Ist unsrer Jugend nun eine löbliche Uebung versagt, wer trägt die Schuld,

als die Demagogen selbst? — Keine Regierung hätte an gymnastischen Uebungen einen Anstoß genommen, oder sie verpönt, sie mochten so oder anders, mit fremden oder deutschen Namen bezeichnet werden, wäre nicht ein gefährlicher Mißbrauch damit getrieben worden. Sagen Sie nicht, es sey kleinlich, einer Regierung unwürdig, um den Rock der Leute sich zu kümmern; denn ist dieser so unbedeutend, so ist es ja noch viel kleinlicher, mit kindischem Trotz gerade auf diesen Rock zu bestehen; sagen Sie nicht, es sey unweise und tyrannisch, eine löbliche Uebung darum, weil sie gemißbraucht werden kann, zu verbieten; denn es ist die Rede von einem wirklich eingetretenen Mißbrauche, welcher die einstweilige Einstellung der Uebung selbst nöthig machte, damit die Jugend bey der leiblichen Uebung, die an sich unschuldig ist, nicht geistig verführt, nicht in die Grundsätze der Demagogie und der Revolution eingeweiht werde.

Was Sie auch behaupten mögen, Sie werden mich nicht überzeugen, daß es den deutschen Regierungen mit der wahren Aufklärung kein Ernst sey, daß sie vielmehr den

Obscurantismus begünstigen. Sie können mir durchaus keine Thatsache aufstellen, welche ein zureichender Beweis für eine so harte Anklage wäre. Besteht wirklich, wie Sie meinen, ein weitverbreiteter Obscurantenbund, aus Aristokraten, Pfaffen und feilen Knechten zusammengesetzt, so ist doch gewiß nicht Eine deutsche Regierung, welche ihn beschützt und begünstigt, wissentlich oder unwissentlich von ihm sich leiten läßt. Unsre Fürsten und obersten Staatsbeamten sind, obwohl menschlichem Irrthum ausgesetzt, doch zu erleuchtet, als daß sie die Werke und die geheimen Anschläge der Finsterniß nicht durchschauen, oder daß sie diese mehr, als das Licht lieben, diesem wehren sollten, auf Erden zu leuchten, und seine milden, allbelebenden Strahlen durch alle Zweige der bürgerlichen Gesellschaft zu verbreiten; sie haben, dafür bürgt uns mehr, als Eine ihrer Veranstaltungen, genugsam anerkannt, daß ein wohlunterrichtetes, allseitig entwickeltes, über seine Rechte und Pflichten, Bedürfnisse und Verhältnisse wahrhaft aufgeklärtes Volk für den sichern und heilsamen Bestand einer wohlgeordneten Verfassung mehr Bürgschaft gewährt, als ein unwissendes, blindes und eben darum dem Fanatismus und

der Verführung ausgesetztes, daß es nicht nur rühmlicher, sondern auch belohnender, erfreulicher, erhebender ist, über gebildete, freye Menschen, als über verfinsterte Knechte zu herrschen, daß ein klarer Glaube, daß Wissenschaft und Kunst und gründliche Volksbildung die Wirksamkeit einer Regierung nicht erschweren, noch hemmen, sondern erleichtern und fördern.

Es ist eine durchaus falsche Meinung, daß des Lichtes in einem Einzelnen, in einem Stande der bürgerlichen Gesellschaft, in einem Volke zu viel seyn, eine eitle Besorgniß, daß das wahre Licht gefährlich werden könne. Wir müssen es ohne Zweifel als Gottes Willen erkennen, daß das Licht herrschend werde auf Erden, wie es im Himmel herrscht, — als ein unwandelbares Naturgesetz, daß das Licht unter unserm Geschlechte sich immer weiter verbreite und Alles erfülle; keine Macht kann ungestraft diesem heiligen Gesetz entgegenwirken. Alle sollen des Lichts Kinder werden; denn dazu ist Jesus Christus auf Erden erschienen, daß Er die Werke der Finsterniß zerstöre und das Menschengeschlecht erlöse aus finstern Banden. Wer nun das Licht verhüllen, beschränken, dämpfen, an seine

Stelle die Finsterniß oder die Dämmerung setzen will, der ist wider Christus; wer ein Freund der Finsterniß ist, kann Christi Freund und Jünger nicht seyn.

Das ist aber das wahrhaftige Licht, das alle Welt erleuchten soll, daß wir glauben an Jesus Christus, und in ihm unsre Erlösung finden aus den Banden der Finsterniß. Alles Licht, das nicht auf diesen Glauben sich gründet, das mit ihm unvereinbar ist, oder ihm widerstrebt, ist ein falsches, täuschendes, gehört selbst nur der Finsterniß an, welche mit einem blendenden Schimmer sich umgiebt, als sey sie das Licht. Der Art war und ist jene falsche Aufklärung, welche die menschliche Erleuchtung und Bildung von dem lebendigen Christenglauben trennte, den Glauben in vielen Gemüthern zerstörte und eine einseitige Verstandscultur, eine eitle Vielwisserey, eine absprechende, kalte und selbstsüchtige Klugheit auf den Thron erheben wollte. Dadurch wurde die Volksbildung selbst einseitig, unchristlich, losgerissen von dem allein wahren und festen Grunde, recht methodisch zu Irrthum und Willkühr verleitend, und entfremdete das Volk eben so sehr seinem wahren Standpunkte, als der väterlichen Sitte und

Pietät. Wo nun diese Verirrung erkannt, wo ihr entgegengewirkt, wo dahin gearbeitet wird, das Volk zurückzuführen zu dem wahren Lichte, und die Macht der falschen Aufklärung zu verdrängen, da wird dieß von Vielen ein Rückschritt genannt, da schreit man über Obscurantismus, da möchte man das arme Volk gern überreden, seine Fürsten und Regierungen wollten es wieder in die alten Fesseln schmieden, und ihm den Genuß des Lichts selbst verkümmern. Man meint, wenn nur unaufhaltsam fortgeschritten, weiter gegangen werde, als die Väter gingen, so sey das ein offenbarer Gewinn, da doch offenbar gar Viel darauf ankommt, von welchem Standpuncte, in welcher Absicht man ausgeht, und welchen Weg man einschlägt, den wahren oder den falschen? Daß die Volksaufklärung, indem sie nur eitle Vielwisserey und eine von der wahren Weisheit sehr verschiedene Weltklugheit beförderte, einen falschen Weg einschlug, das hat sich sattsam bewiesen; da es nun Wahnsinn wäre, auf diesem Wege fortzuschreiten, so ist eben sowohl eine Umkehr, als gar mancher Rückschritt nothwendig; ob zum Licht oder zur Finsterniß? das ist die Frage der Zeit. Auf diesem Puncte scheiden sich

völlig die Wege der Obscuranten und der Aufklärer, wie die der Servilen und Liberalen; unaufhaltsam vorwärts wollen die Einen, rückwärts die Andern, und keiner Parthey thun die Regierungen genug; darum ist keine mit ihnen zufrieden, und sie werden angeklagt von den entgegengesetztesten Seiten.

Ich weiß nicht, ob allen Regierungen so recht klar seyn mag, wie sie in diesem wunderlichen, aber sehr ernsten und einflußreichen Streite sich verhalten, ob sie Einer von diesen Partheyen, oder, was freylich ohne seltsame Collision nicht möglich ist, beyden etwas nachgeben sollen; es gereicht aber zum Trost, daß keiner eine entschiedene Herrschaft eingeräumt wird, daß vielmehr die Regierungen ihren angemessenen Standpunct, welcher sie über die Partheyen stellt, zu behaupten suchen, und sich hüthen, ohne Maaß und Ziel vorwärts oder rückwärts zu schreiten. Sie, mein unzufriedner Freund! sehen fast überall mehr Rückschritt, also Obscurantismus; aber die Zeichen, welche Sie darauf deuten, entscheiden nichts, und der Einen Regierung, (auf diese Eine beschränken Sie hernach Ihr „überall") der Einen, von der Sie vermuthen, sie begünstige die Finsterlinge, stell

ich mindestens drey entgegen, von denen man auch vermuthen dürfte, sie hielten es mit der Gegenparthey. Und doch fürcht' ich nicht, daß Eine Parthey die Herrschaft erlangen wird; wie stark und gefährlich auch der Einfluß der Obscuranten zu werden scheint, sie ängstigen mich nicht mehr, als mich die Aufklärer, seit ich ihre Zwecke und ihr Treiben kennen lernte, geängstiget haben. Denn ich glaube an des Lichtes siegreiche Gewalt, und weiß, daß ein Größerer und Mächtigerer mit denen ist, welche dasselbe suchen und dafür streiten; ich zweifle nicht, daß es den deutschen Regierungen im Allgemeinen ein rechter Ernst damit ist, das Reich des Lichtes sich begründen und ausbreiten zu lassen, und weder der Finsterniß, noch dem falschen Licht mehr Raum zu geben, als etwa die menschliche Freyheit fordert. Der Rückschritt, den auch ich für nöthig halte, soll zugleich ein wahrer und wesentlicher Fortschritt seyn; denn Sie werden ja nicht läugnen, daß wer den Irrthum seines Weges erkennt, sich umwendet, und alsbald den rechten Weg, den er verlohren hatte, wieder einschlägt, wirklich und wahrhaft fortschreitet, und schon durch die entschiedene Umkehr dem Ziele näher kömmt, von dem er

auf dem vorigen Wege sich immer weiter entfernte.

Sie springen von dem Obscurantismus plötzlich auf die „Geheimnißkrämerey der heutigen Politik“ über, und scheinen beyde in Verbindung zu denken. Das letztere Uebel ist jedoch kein neues, sondern ein sehr altes, und kann Ihnen nicht verdrießlicher seyn als mir, der ich, wie Sie wissen, allezeit begierig die politischen Zeitungen durchforsche, und häufig unbefriedigt bleibe. Hört man, mit welcher Bewunderung und Lust selbst ruhige, nüchterne, übrigens der Politik fremde Männer von der Oeffentlichkeit der englischen Staatsverwaltung reden, von dem Freymuth, der Offenheit und Zuversicht, womit englische Minister in und außer dem Parlament über Staatsangelegenheiten sich erklären, welche unter uns in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind; hört man, wie schief und einseitig die Regierungen, ihre Schritte und Maaßregeln oft nur darum beurtheilt werden, weil man es gänzlich unterläßt, die wünschenswerthen Aufklärungen zu geben, die Staatsbürger zu verständigen, so muß man allerdings unsrer Politik mehr Offenheit und Oeffentlichkeit wünschen. Deutsche Minister haben

ohne Zweifel ein eben so gutes Gewissen, ein eben so reines Bewustseyn redlichen Willens und löblicher Zwecke, wie Andre, und von dieser Seite also durchaus keinen Grund, ihr Tagewerk möglichst geheim zu treiben; es gehört aber übergroße Vorsicht und Behutsamkeit, und im Geschäftsleben eine strenge Zurückhaltung der deutschen Natur an, wozu denn auch die Macht der Gewohnheit sich gesellt, also daß auch das, was offenkundig ist, oder doch unbedenklich es seyn könnte, möglichst geheimnißvoll behandelt wird. Nun ist mir zwar der zurückhaltende Ernst lieber, als die unvorsichtige Geschwätzigkeit, zumal in wichtigen Amtsverhältnissen; doch kann jener gemäßigt werden, ohne in diese zu verfallen, und man sollte nie vergessen, was man der Theilnahme Aller an den Angelegenheiten des Staats, und der öffentlichen Meinung schuldig ist. Das Verhältniß der Regierung zu andern Staaten kann nicht immer Gegenstand einer öffentlichen Mittheilung, die Politik nach außen muß oft geheim seyn; aber über die innern Angelegenheiten dürften viel freyere Erklärungen gegeben werden, als jetzt noch gewöhnlich sind, und es würden dadurch viele Mißdeutungen und Mißverständnisse, darum

auch mancher Unmuth und manche Unzufriedenheit vermieden werden. Wir haben indeß auch in dieser Hinsicht schon Manches gewonnen: namentlich die Finanzverhältnisse, welche früher als das größte Geheimniß behandelt wurden, treten jetzt, gewiß nicht zu ihrem Nachtheil, in fast unbeschränkter Oeffentlichkeit hervor, und nicht nur der Staatscredit, sondern auch das Vertrauen zu der Regierung wird dadurch befestigt. Ist aber die deutsche Politik noch immer geheimnißvoller, als man wünschen darf, so tragen wieder Viele von denen, welche am stärksten darüber klagen, einen großen Theil der Schuld. Denn theils die Art, wie man über die öffentlichen Angelegenheiten und über die Schritte der Regierungen in Tagsblättern und Büchern zu reden und zu urtheilen anfing, theils jene geheimen die gesetzliche Ordnung bedrohenden Umtriebe bestärkten unsre Staatsmänner in der gewohnten Zurückhaltung. Wir dürfen aber hoffen, daß die Erkenntniß des engen Kreises, auf welchen die Demagogie sich beschränken mußte, und der Eintritt günstigerer Verhältnisse, besonders eines sichern und ungestörten Ganges der Regierungen, das Vertrauen zu unserm Volke erhöhen, zugleich eine

offnere Politik herbeyführen wird. Wäre sie übrigens auch wirklich in dem Grade geheimnißvoll und versteckt, wie Sie behaupten, so ist es doch eben so voreilig, als ungerecht, sie deßhalb einer Hinneigung zum Obscurantismus oder gar einer Gemeinschaft mit diesem finstern Geiste anzuklagen.

So weit ich den Gang der deutschen Regierungen zu erkennen und zu verstehen vermag, bemerke ich in demselben kaum irgend etwas, das das Licht zu scheuen Ursach hätte. Ich meine hie und da wohl Irrthümer wahrzunehmen, aber kein übelwollendes oder feindseeliges Streben, welches sich ängstlich verbergen müßte, am wenigsten eine Theilnahme an der angeblichen, ohne Zweifel völlig erdichteten Verschwörung gegen die Freyheit und die Rechte der Völker. Daß der heilige Bund, zu welchem allerdings auch die deutschen Regierungen gehören, eine solche Verschwörung sey, das ist eine Verläumdung, welche eben so entscheidend durch die persönlichen Eigenschaften der Häupter dieses Bundes und unsrer Fürsten, als durch eine unbefangene Würdigung der neuesten Geschichte widerlegt und vernichtet wird. Womit wollen Sie auch den von Ihnen gerügten übermäch-

tigen Einfluß der Fremden auf die innern Verhältnisse der deutschen Staaten beweisen? Gemeinsame Maaßregeln gegen die Umtriebe der Demagogen und gegen die revolutionairen Bewegungen sind ergriffen worden; aber bedurft' es dazu eines Antriebes von Außen, oder, wenn ein solcher Antrieb statt fand, ist er weiter gegangen, als es mit der Würde unsrer Fürsten und mit der Selbständigkeit der deutschen Staaten vereinbar war? Und woher mögen Sie Zeugnisse nehmen, welche die Besorgniß rechtfertigten, daß man, indem man die Demagogie und die Revolution bekämpft, zugleich die Rechte und die Freyheit unsers Volkes zu unterdrücken, oder den Gang unsrer Bildung aufzuhalten beabsichtige? — Gewiß, der deutsche Bund ist durch die heilige Allianz nicht gefesselt, nicht ein Werkzeug fremder Unterjochungspläne; er hat keine feindseelige Absicht gegen die freye Entwicklung unsers Volkes!

Aber Sie sind mit dem deutschen Bunde überhaupt sehr unzufrieden; Sie nennen ihn spöttisch: eine neue, unverbesserte Auflage der versteinerten deutschen Reichsverfassung. Ich weiß, wie verfallen diese war; aber ich hege vor ihrer Idee und ihrer viel-

jährigen Wirksamkeit eine wohlbegründete Achtung, und meine, daß es uns keineswegs zum Ruhme gereicht, wenn wir vergessen, was wir ihr zu verdanken haben. Erwirbt der deutsche Bund sich gleiche Verdienste um unser Land und Volk, so dürfen wir ihm eine tausendjährige Dauer von Herzen wünschen, obwohl auch seine Verfassung endlich, wie die des alten deutschen Reichs, veralten und dann die Schwächen des Alters an sich tragen wird. Sagen Sie aber, er sey gleich mit den Gebrechen des Alters gebohren worden, so müssen Sie mir doch zugeben, daß diese Gebrechen theils die unsers Volkes, theils die jedes vielgegliederten Staatenbundes sind, und daß man ihn der Ohnmacht großentheils nur darum anklagt, weil er nicht die Früchte getragen hat, welche man, in Wünschen und Erwarten sich übernehmend, von ihm forderte, und welche er zum Theil weder tragen konnte, noch wollte, noch sollte. „Auch billige Erwartungen und Forderungen, setzen Sie hinzu, hat er nicht befriedigt, und fast nur Prohibitivmaaßregeln zu Gunsten der Regierungen und zur Beschwerde des Volks ergriffen; hingegen ist die Freyheit der Rheinschiffarth, aufs bestimmteste verheißen, den-

noch nicht durchgesetzt worden; die westphälischen Domainenkäufer konnten noch nicht zur Anerkennung ihres Rechts gelangen, ja der Bundestag hat sie so gut wie abgewiesen; selbst gegen den Büchernachdruck, gegen dieses ehrlose Gewerbe, ist, wie viel auch darüber verhandelt worden, noch keine die Rechte der Schriftsteller und der Verleger sichernde Vereinigung, kein allgemeines Gesetz, das dem Bunde zum Ruhme gereichte, zu Stande gekommen; viele wichtige Streitpunkte und Rechtsangelegenheiten sind unerledigt geblieben, weil der Bundestag sie entweder als nicht zu seiner Competenz gehörig, geradezu von sich wieß, oder doch die Entscheidung schuldig blieb."

Sie haben damit die Meinung und Beschwerde Vieler ausgesprochen, und in der That nicht ganz ohne Grund. An jenen gerügten Prohibitivmaaßregeln, (auf welche sich jedoch die Thätigkeit des Bundestags keineswegs beschränkt hat,) nehme ich keinen Anstoß, weil sie durch die Zeitverhältnisse geboten waren, und nur die Abwehr revolutionairer Umtriebe, also gewiß eben so sehr die Ruhe und das Wohl unsers Volkes, als unsrer Fürsten, beabsichtigten. Auch die von Ihnen so bitter getadelte Einsetzung der Main-

zer Untersuchungscommission erscheint mir als eine zwar außerordentliche, aber auch auf außerordentliche Umstände berechnete, an sich keineswegs gefährliche und verderbliche Maaßregel. Denn, theils wurde durch dieselbe die einmüthige Wirksamkeit der deutschen Regierungen gegen ein, wenn auch nicht allgemeines, doch ziemlich weit verbreitetes und gewiß bedenkliches Uebel erleichtert und befördert, theils gewährte sie selbst den Angeklagten, Verdächtigen und Schuldigen, eine größere Bürgschaft, daß ihre Angelegenheit nicht einseitig, sondern umfassend und gründlich erörtert, Schuld und Unschuld um so sichrer ausgemittelt werde, theils konnte da, wo alle Acten zusammentrafen, alle Thatsachen in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Beziehungen erörtert wurden, auch der Umfang und der Grad der Strafbarkeit jener Umtriebe vollständiger und beruhigender ausgemittelt werden, theils endlich hat die Untersuchungscommission sich auf ihre Bestimmung beschränkt, keine richterliche Gewalt sich angemaßt, keinen Angeklagten seinem ordentlichen Richter entzogen, sondern eben nur die Untersuchung allseitig und gründlich geführt, die Acten vervollständigt, das Ergebniß zusammengestellt,

also dem Richter vorgearbeitet, durch das Alles aber einen wesentlichen Dienst geleistet, besonders, weil auf diesem Wege an den Tag gekommen, daß unser Volk, indem im Verhältniß zu seiner Masse die Zahl der Schuldigen doch nur klein ist, den alten Ruhm der Treue, der Liebe zu Fürst, Vaterland, Gesetz und Ordnung nicht verscherzt hat.

Gegründeter sind Ihre Klagen über die Nichterfüllung billiger Erwartungen. Was aber die Freyheit der Rheinschiffarth anbetrifft, so ist es offenbar nicht die Schuld der deutschen Regierungen, daß jene noch nicht erreicht ist, und was hinsichtlich der Elbschiffarth gewährt worden, dient zum Zeugniß, daß es so wenig an gutem Willen, als an Ernst und sorgfältiger Beseitigung der mancherley Schwierigkeiten gefehlt hat, daß wir also hinsichtlich des Rheinstromes noch keineswegs die Hoffnung aufgeben dürfen, er werde durch freye Schiffarth dem deutschen Handel förderlich werden.

Die Sache der westphälischen Domainenkäufer ist allerdings eine rein deutsche Angelegenheit, und schien um so mehr einer baldigen und befriedigenden Erledigung versichert seyn zu dürfen, zumal hier weniger,

als anderwärts, der Fall eintrat, daß ein warnendes Beyspiel für alle die aufgestellt werden mußte, welche aus dem Unglück und der Unterjochung ihres Vaterlandes Vortheil zu ziehen suchen. Denn die westphälische Regierung war eine, wenn auch ursprünglich unrechtmäßige, doch im deutschen und im europäischen Staatenvereine förmlich anerkannte; die Gültigkeit ihrer gesetzlichen Bestimmungen und Verfügungen, ihrer Rechte und eingegangenen Verbindlichkeiten darf nicht verkannt werden, weil sonst die Zulässigkeit eines jahrelangen, rechtlosen Zustandes, und die Ungültigkeit förmlicher Verträge eingestanden würde. Indeß ist hier Recht und Pflicht der Regierungen, welche, einem unabwendbaren Geschick nachgebend, einige Provinzen förmlich abtraten, und deren Einverleibung in das neue Königreich genehmigten, von dem Recht und der Pflicht derer, welche weder jemals auf das Ganze, oder auf einen Theil ihres Länderbesitzes verzichteten, noch das Königreich Westphalen anerkannten, also auch die Verfügungen desselben nicht genehmigten, wohl zu unterscheiden. Jene haben nach dem Wiedereintritt in ihren alten Besitz und in das damit verbundene Recht, die durch die vorige

Verzichtleistung auf dasselbe eingegangene Verbindlichkeit, und die rechtmäßigen Verfügungen der vorigen Regierung nicht verkannt, vielmehr den Domainenkäufern, welche kein Bedenken tragen konnten, den von seinem frühern Herrn förmlich abgetretenen Besitz von dem neuen Besitzer durch Schenkung, Tausch oder Kauf an sich zu bringen, ihr Recht oder Entschädigung, meines Wissens, vollständig gewährt. Ob auch für diejenigen, welche zwar der Gewalt auf einige Zeit wichen, aber nie ihren Ansprüchen auf das, was diese ihnen entzog, durch Wort oder That entsagten, eine Verbindlichkeit erwachsen ist, die von dem eingedrungenen, und in ihren Augen immer unrechtmäßigen, Besitzer getroffenen Anordnungen, auch die Zersplitterung ihres Eigenthums anzuerkennen, darum nach dem Wiedereintritt in dasselbe, diejenigen, welche etwas davon erworben hatten, im Besitz zu lassen, oder sie zu entschädigen, das darf allerdings bezweifelt werden. Wie sicher auch der Bestand des Königreichs Westphalen zu seyn schien, wie förmlich dasselbe auch anerkannt war, bedenklich blieb es doch immer, irgend ein Eigenthum zu erwerben, auf welches der vorige, unbezweifelt rechtmäßige Be-

sitzer noch nicht förmlich Verzicht geleistet hatte, welches er also zu jeder Zeit wieder in Anspruch nehmen konnte, und in dieser Hinsicht tragen die Domainenkäufer die Schuld einer freylich verzeihlichen Unvorsichtigkeit. Doch macht sich auch hier noch eine Unterscheidung nothwendig. Die eigentlichen Staatsdomainen nämlich stehen nicht in ganz gleichem Verhältniß mit den fürstlichen Haus- und Familiendomainen, oder den Chatullgütern. Ueber jene stand dem neuen Herrn ohne Zweifel eine freyere Verfügung zu, als über diese; als anerkannter Gebieter des Staats durft' er jene dem Staatsbedürfniß gemäß verwenden; aber das Recht über des Fürsten Privateigenthum war viel zweifelhafter, der Erwerb desselben durch Andre also wenigstens sehr bedenklich, wo nicht in sich unlöblich. Ich wenigstens möchte das Eigenthum meines Fürsten, ob es auch noch so unwahrscheinlich wäre, daß er es je wieder zurückfordern oder an sich bringen könne, von dem Eroberer oder von dessen Nachfolger, um keinen Preis mir zueignen, und es würde ohne Zweifel unserm Volk zur Ehre gereichen, wenn zu dem, was die Gewalt unsern Fürsten entrissen hatte, weder ein Käufer noch Schenknehmer sich ge-

funden hätte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn der heimkehrende Fürst den Domainenkäufern, obwohl das Recht der Meisten keinem Zweifel unterliegen mag, nicht mit besonderem Wohlwollen entgegenkam; in jedem Falle aber darf man von fürstlicher Großmuth und Billigkeit erwarten, daß die Zeit der Prüfung vorübergehen, und der immer erneute Anspruch der Domainenkäufer endlich Gewährung finden, dadurch das Unglück vieler Familien abgewendet werden wird. Von den übrigen dabey nicht unmittelbar betheiligten Regierungen aber ist offenbar nichts weiter zu fordern, als Verwendung zu Gunsten der Domainenkäufer, welche im Vertrauen auf die feyerliche Anerkennung des Königreichs Westphalen und auf die für dasselbe durch die europäischen Regierungen gegebenen Garantieen, jene Staatsgüther erwarben. Solche Verwendung ist denn auch, wie wir wissen, vielfältig erfolgt, und wird sich ohne Zweifel so lange erneuen, bis der Zweck erreicht ist.

Woran es endlich liegt, daß der so viel besprochene, so sehnlich erwartete, so laut geforderte allgemeine Bundesbeschluß gegen den Büchernachdruck noch immer nicht erschienen ist, vermag ich nicht völlig zu durchschauen.

Ich habe selbst in dieser Hinsicht eine unangenehme Erfahrung gemacht; aber ich wünsche doch mehr um der Sache willen, daß man endlich aufhören könne zu klagen, nicht blos über den Unfug des Nachdrucks, sondern auch darüber, daß demselben nicht ernstlich gesteuert werde. Bekanntlich ist er bereits aus den meisten deutschen Staaten wirksam und nachdrücklich verbannt; es sind nur wenige noch, die ihn dulden, und es scheint um so leichter zu seyn, ihn endlich ganz abzustellen. Ich halte es allerdings für eine sehr unerfreuliche Erscheinung, daß diese für die Litteratur und für die Ehre unsers Volks nicht unwichtige Sache jetzt auf sich zu beruhen scheint; wollen wir aber billig seyn, so werden wir uns nicht bergen, daß sie, wie selbst aus den Verhandlungen bey dem Bundestage sich ergab, doch schwieriger ist, als man voraussetzt. Denn das Gesetz gegen den Büchernachdruck kann als ein allgemeines deutsches Gesetz unmöglich früher gegeben werden, ehe die Verhältnisse der Schriftsteller und Buchhändler zu einander und zum Publicum, die gegenseitigen Rechte, das Verhältniß des Buchhandels zu andern Industriezweigen, die Mittel dem Buchverleger sein Eigenthum zu sichern, und doch

auch zu verhüthen, daß nicht eine unbeschränkte Willkühr in der Preisstellung Viele der Möglichkeit beraube, Bücher anzukaufen, gründlich ausgemittelt und festgestellt sind. Der Buchhandel ist von so eigenthümlicher Art, daß er mit andern Handelszweigen nicht vermischt werden kann; er bedarf einer eigenen Gesetzgebung. Die Waare, die er feil bietet, ist nicht in ganz gleichem Sinne, wie jede andre Waare, Privateigenthum; ein tüchtiges Werk der Litteratur geht nicht blos aus der Studierstube des Verfassers, es geht aus dem Volke selbst hervor, und das ganze Volk hat daran seinen Anspruch und sein Theil; was der Schriftsteller schafft, das gehört denn auch nicht blos ihm und dem Verleger, sondern auch dem Volke an, und obwohl jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, obwohl jeder Unternehmer, dem wir die Verbreitung eines guten Buches danken, in seinem Eigenthumsrechte gesichert werden muß, so ist doch auch Vorkehrung zu treffen, daß die Litteratur nicht einzig in den Besitz der Reichen komme, sondern auch den Aermern zugänglich bleibe. Bey jeder andern Waare wird der Preis im Handel durch andre Verhältnisse bestimmt, als bey dem Buchhandel; jeder Kaufmann, der seine

Waare übertheuert, schadet sich selbst; die Käufer können dieselbe Waare bey andern erhalten. Nicht so im Buchhandel, wo die Waare in den Händen eines Einzigen ist, von dem sie Jeder, der ihrer bedarf, nehmen muß, und obwohl der Buchhändler, welcher zu hohe Preise stellt, auch sich selbst schadet, weil er den Absatz vermindert, so hat er es doch gerade bey den besten und wichtigsten Werken, welche Viele nothwendig besitzen müssen, völlig in seiner Gewalt, durch hohen Preis seinen Aufwand rasch zu decken, und einen schnellen Gewinn sich zuzueignen. Nun ist es zwar völlig unmöglich, den Verlegern einen Preis zu bestimmen, wie es unmöglich ist, ein Honorar für den Schriftsteller durch allgemeine Beschlüsse festzustellen; so lange man aber noch den Nachdruck als ein Mittel ansieht, mäßige Bücherpreise zu gewinnen, wird man sich mit der Gesetzgebung gegen denselben nicht übereilen. Ich kann mir keinen andern Grund der Verzögerung eines allgemeinen Beschlusses gegen den Nachdruck denken; denn es ist unglaublich, daß irgend eine deutsche Regierung blos, um einige Wenige in einem nicht sehr ehrenvollen Gewerbe zu schützen und zu begünstigen, einer vielbegehrten und nöthigen Maaßregel sich wider-

setzen sollte. Es muß und es wird ein Gesetz gegen den Büchernachdruck erscheinen; einstweilen wollen wir ihn dadurch beschränken, daß wir seine Waare nicht kaufen, was Jeder sich selbst zum Gesetz machen sollte.

Bey diesen und ähnlichen Beschwerden darf aber nicht unerwogen bleiben, daß die Eigenthümlichkeit eines Staatenbundes, in welchem jedes Glied seine Selbständigkeit behauptet, und, obwohl dem Gesetz des Ganzen verpflichtet, doch die Anordnung des innern Staatshaushaltes sich selbst vorbehalten muß, manche wünschenswerthe und nothwendige Maaßregeln unvermeidlich verzögert werden. Es liegt dieß so sehr in der Natur eines solchen Vereins, daß die Weisheit derer, welche am bittersten darüber klagen, es nicht zu ändern vermöchte. Es wäre aber wieder eben so übereilt, als ungerecht, wenn man die monarchische Verfassung der Bundesstaaten als Ursach solcher Zögerungen und Hemmungen anklagte, oder den guten Willen und die Einsicht der Häupter deßhalb bezweifelte. Daß in einem Vereine von Freystaaten dasselbe stattfindet, das beweist den Geschichtskundigen der Bund der alten griechischen, das beweist Jedem, in der neuesten Zeit, der

Verein der nordamerikanischen Freystaaten. Wie schwer ist es bisweilen auch dort, eine als nützlich und nothwendig erkannte, gemeinsame Maaßregel durchzusetzen! Wie ernstlich und wie lange schon wird von mehrern jener Staaten die endliche Abschaffung der Sclaverey, welche allerdings am wenigsten einer republikanischen Verfassung zur Ehre gereicht, betrieben, und doch ist noch kein allgemeiner und entscheidender Beschluß gegen jene Sünde und Schmach der Menschheit zu Stande gekommen. Wollen Sie etwas tiefer in die Bundesverhältnisse jener Freystaaten blicken, so werden Sie noch Vieles wahrnehmen, was einer gemeinsamen und raschen Entscheidung bedarf, aber derselben vergebens harrt. Ueberall, wo die Interessen Vieler beachtet werden müssen, und sich geltend machen, tritt solche Zögerung ein, und könnte nur dadurch vermieden werden, daß die Bundesglieder eine, in andrer Hinsicht sehr bedenkliche und nachtheilige, Beschränkung ihrer Selbständigkeit und ihrer Rechte, vornehmlich des wesentlichen, ihre innern Angelegenheiten nach dem jedesmaligen Bedürfniß selbst zu ordnen, sich gefallen ließen. Sie wünschen aber gewiß nicht, unsre deutschen Fürsten möchten darein willigen,

daß die Verwaltung unsrer Staaten mehr von Bundestagsbeschlüssen, als von der Weisheit und Liebe jeder Regierung, im Verein mit den Landständen, abhängig würde; Sie müssen es also mehr loben, als tadeln, daß der Bundestag in mehrern Fällen (meist solchen, in welchen das gegenseitige Vertrauen zwischen Fürsten und Unterthanen, oder der ordentliche Rechtsgang die erwünschte Hülfe schaffen würde,) sich für incompetent erklärte, und es ist dieß gewiß ein geringeres Uebel, als wenn er in zu vielen Fällen eine Competenz in Anspruch nähme, und geltend zu machen suchte, worüber man dann stärker, und mit mehr Grund sich beklagen würde.

Ihrer Ansicht von dem heiligen Bunde kann ich so wenig beystimmen, als der von dem deutschen Bunde. Jener thut Ihnen auch zu viel und zu wenig, und dieses thun Sie ihm, indem Sie viel Schlimmes und wenig Gutes von ihm zu sagen wissen. Aber das Schlimme beruht auf keinen Thatsachen, welche dem Bunde zum Vorwurf gereichen könnten; das Gute würden Sie finden, wenn Sie die klar ausgesprochene Idee dieser höchst bedeutungsvollen Vereinigung der europäischen Mächte erkennen und beherzigen wollten. Die

Wirksamkeit des heiligen Bundes hat bisher nur theils in dem Bemühen, den europäischen Staaten einen langen Frieden zu sichern und die Ursachen neuer Kriege zu beseitigen, theils in gemeinsamen Veranstaltungen zur Dämpfung des Geistes der Revolution und zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung, also auch des monarchischen Prinzips, weil jene auch in diesem eine Bürgschaft findet, sich kund gegeben. Was daher der Bund bisher gethan hat, das begründet keinen Verdacht gegen ihn, außer in wiefern man mehr von ihm erwartet hat, oder seine entschiedene Richtung gegen die Revolution als einen Eingriff in die Rechte und in die Freyheit der Völker betrachtet. Aber nirgend hat er die Selbständigkeit eines Staats, nirgends die gesetzliche Freyheit gefährdet, und in die innern Angelegenheiten einer verbündeten Macht nur da sich eingemischt, wo die Revolution, als die Feindin der Völker sowohl als der Fürsten, zu bekämpfen war. Es ist durch nichts erwiesen, daß er auf Verfinsterung und Unterjochung ausgehe, daß er die Rechte oder die Gewalt der Fürsten auf Unkosten der Rechte und des Glücks der Völker beschütze, oder daß er überhaupt nur eine absolute Fürstengewalt

begünstige, und der Repräsentativverfassung entgegenwürke. Daß er nicht geleistet, was man billig von ihm erwartete, das kann nur in Beziehung auf die griechischen Angelegenheiten behauptet werden; daß aber diese ihm nicht so, wie Viele meinen, zum Vorwurf gereiche, darüber haben wir uns schon früher verständigt.

Gegen die Idee des heiligen Bundes ist noch viel minder etwas Erhebliches einzuwenden. Mir wenigstens erscheint dieselbe, als eine der erhabensten und heilsamsten, welche je ein Fürstenbündniß begründet, und in ihm sich ausgesprochen haben. Was schon Heinrich IV. von Frankreich mit wahrer Begeistrung ahnete, wollte, erstrebte, (obwohl Frankreichs Verherrlichung auch dabey ihm zunächst vor Augen schwebte,) das tritt, in dem heiligen Bunde viel tiefer begründet, viel umfassender und lebensvoller, viel christlicher hervor. Die Fürsten der Erde reichen sich über dem Evangelium die Hand, der Zwietracht zu wehren, den Frieden aufrecht zu erhalten, und ihn auf lange Dauer ihren Völkern zu sichern, gemeinsam die unwandelbaren Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit zu bewahren und zu vertheidigen, sich selbst

Alle als Diener Gottes, des Allerhöchsten, als Hirten der Völker, als von Gott berufene und Ihm allein verantwortliche Wächter und Beschützer der heiligsten und unveräußerlichsten Güther der Menschheit zu betrachten, darum nach Gottes Gesetz und Ordnung zu regieren. Sie gründen ihren Bund auf das Gesetz und das Evangelium, auf die ewige Grundlage des Glaubens, der Liebe und des Friedens, und bekennen laut: daß in keinem andern Namen Heil, auch kein andrer Name den Menschen gegeben sey, darinnen sie sollen seelig werden, denn der Name Jesu Christi allein; daß vor Ihm sich beugen müssen alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden sind, und Alle bekennen, daß Er der Herr sey, zur Ehre Gottes des Vaters.

Und ein solcher Bund wäre bedenklich, könnte die Völker mit gerechter Besorgniß erfüllen, müßte argwöhnisch beobachtet, dürfte muthwillig bespöttelt, finster gerichtet werden? — Ich weiß gar wohl, daß eine große Idee, wenn sie in die Wirklichkeit eintritt und sich verkörpert, von ihrer ursprünglichen Reinheit und Herrlichkeit immer etwas verliert, daß auch der heilige Bund noch nicht das ist, was

er seyn soll, daß er keineswegs allen Kriegen auf Erden steuern und einen ewigen Frieden verbürgen kann; aber daß eine solche Idee hervorbrach aus den Cabinetten der Großen der Erde, daß sie ausgesprochen, feyerlich anerkannt, als Grundlage des neuen europäischen Staatensystems aufgestellt und bekräftigt ward durch einen Bund, der bestimmt ist, sie immer vollständiger ins Leben einzuführen, — das halte ich für eine der herrlichsten und fruchtbarsten Erscheinungen unsrer Zeit, und würde der Idee, und den Fürsten, welche sie auffaßten, bekannten und geltend zu machen suchten, auch dann huldigen, wenn die Ausführung völlig mißlungen wäre, was doch nicht zu behaupten ist.

Bereitwillig bin ich auf alle Ihre Klagen und Beschwerden eingegangen, und habe sie aus meinem Standpuncte gewürdigt. Ich überrede mich nicht, daß dieß erschöpfend geschehen sey, auch nicht, daß ich Sie völlig überzeugt habe. Es genügt mir aber, wenn Sie sich nur geneigt fühlen, meinen Ansichten und Grundsätzen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, noch mehr aber Ihre Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten zu mäßigen. Sie können mir wohl noch Manches ent-

gegnen, was in unsern Staatsverhältnissen einer Besserung bedarf; aber Sie werden nichts auffinden, was eine so bittre Unzufriedenheit, der Sie sich hingegeben haben, oder was die Umtriebe der Demagogen rechtfertigte oder entschuldigte. Davon Sie zu überzeugen, lag mir vornehmlich am Herzen; ist mir dieß durch Alles, was ich Ihnen mittheilte, nicht gelungen, so muß ich an der Möglichkeit verzweifeln, daß unsre fortgesetzten Verhandlungen über Gegenstände dieser Art von besserem Erfolge seyn werden! —

Eilfter Brief.

Sie fragen mich: ob ich denn wirklich das in neuerer Zeit so laut und so allgemein sich aussprechende Verlangen und Streben nach einer bessern Ordnung der Gesellschaftsverfassung, nach offner und thatsächlicher Anerkennung unveräußerlicher Menschenrechte, nach freysinnigern Institutionen, für eitel, thöricht, unrecht halte, und Alle, welche jenes Verlangen und Streben ernstlich begünstigen, des Irrthums und demagogischer Schwärmerey anklage?

Ich erinnere mich, daß Sie bereits in Ihrem vorigen Briefe mir diesen Vorwurf

machten, und ich bin nur deßhalb nicht darauf eingegangen, weil ich meinte, meine bisherigen Mittheilungen, besonders die letzte, müßten gegen denselben mich rechtfertigen. Aber auch hier will ich Ihnen gern Rede stehen, und wie ich Ihnen das Recht, mich so zu fragen, nicht streitig mache, die Antwort nicht zurückhalten.

Im Voraus muß ich bemerken, daß ich, bey aller schuldigen Achtung der öffentlichen Meinung, doch auf die Allgemeinheit gewisser Ansichten, Ansprüche und Forderungen nicht das entscheidende Gewicht lege, welches Sie ihr beymessen. In Sachen der Wahrheit wird dadurch, daß Viele oder Wenige einer Meinung, einer Behauptung, einer Lehre beystimmen, nichts ausgemacht; wäre die Wahrheit von der Stimmenmehrheit abhängig, so hätte die Minderzahl immer Unrecht, was Sie gewiß nicht behaupten wollen, so müßte auch der Irrthum, wenn die öffentliche Meinung, was gar wohl denkbar ist, sich für ihn erklärte, als Wahrheit gelten, so wäre die Wahrheit blos etwas Subjectives, und so wandelbar, wie die Meinung selbst, so würden nicht nur die Ansichten, sondern auch die Grundsätze, so würde aller Glaube, alle Erkennt-

niß, alle Wissenschaft der Stimmenmehrheit, der öffentlichen Meinung unterthan, so würde unsre Ueberzeugung vornehmlich durch menschliche Auctorität bedingt, so müßte Jeder auch seine bessere Erkenntniß, seine eigenthümliche Ansicht dem Urtheil der Menge, auch herrschenden Vorurtheilen und Irrthümern unterordnen. Sie begreifen leicht, wohin solcher Auctoritätsglaube führen, wie er den von Ihnen mit Recht gefürchteten Obscurantismus begünstigen, und das protestantische Princip vielfach gefährden müßte.

Die öffentliche Meinung hat freylich eine siegreiche Gewalt, und wird selten ungestraft verachtet. Ich verachte sie auch nicht; ich will Ihnen sogar zugestehen, daß sie die Stimme des Zeitgeistes sey, und ich weiß wohl, wie schwer es uns, den Kindern der Zeit, ist, zu einer selbständigen, von den Einflüssen des jedesmaligen Zeitgeistes möglichst unabhängigen, vorurtheilsfreyen Ueberzeugung zu gelangen. Aber so wenig als den wechselnden Geist der Zeit, kann ich die öffentliche Meinung als unbedingt wahr und gut, als entscheidend betrachten, lebe vielmehr des Glaubens, daß es die Eigenschaft eines selbstdenkenden, freyen Menschen ist, über den Zeitgeist, also auch

über die öffentliche Meinung, sich dergestalt zu erheben, daß er Wahrheit und Irrthum in beyden wohl zu unterscheiden, und von herrschenden Vorurtheilen, Irrthümern, abergläubigen und ungläubigen Meinungen sich möglichst unabhängig zu erhalten wisse. Weil der Mensch so leicht und so vielfältig dem Irrthum ausgesetzt ist, so wird jeder Redlichsuchende allerdings an seine individuelle Ueberzeugung auch den Prüfstein der öffentlichen Meinung legen, aber ohne gedrungen zu seyn, jene dieser unbedingt zu unterwerfen, und nur das für wahr und recht zu erkennen, was die öffentliche Meinung für sich hat; weil in dieser, selbst bey großen Irrthümern, denen sie huldigt, immer etwas Wahres ist, werden insbesondre die, welche berufen sind, die allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft zu leiten, sie weislich berücksichtigen müssen; aber nicht, um ihr unbedingt zu huldigen oder zu fröhnen, sondern um sie zu lenken, zu mäßigen und für bessere Ansichten, Ueberzeugungen, für weise und gemeinnützige Anordnungen empfänglicher zu machen, zumal in ihr auch wohl das Beste und Heilsamste einen mächtigen Widerstand finden kann.

Ihre Berufung auf die öffentliche Meinung zu Gunsten der demagogischen Grundsätze frommt weder diesen, noch jener. Denn wäre wirklich die öffentliche Meinung der Demagogie hold, und ließe sich erweisen, daß diese in unzweifelhaften Irrthümern befangen ist, so hätten ja die ganz Recht, welche behaupten, man dürfe durch des Volkes Stimme sich durchaus zu keiner Nachgiebigkeit, zu keiner Aenderung in der Staatsverwaltung bestimmen lassen, weil jede Nachgiebigkeit und Gewährung sie nur zu neuen Ansprüchen und Forderungen ermuthigen, auch scheinbar berechtigen werde, und eben so die, welche unser Volk demagogischer Irrthümer anklagen, ja die öffentliche Meinung, ihr Ansehn, ihre Bedeutung würde dadurch überhaupt verdächtig. Zu ihren Ehren behaupte ich: sie ist keineswegs so demagogisirt, wie Sie meinen, und müßt' ich Ihnen auch beystimmen, so wäre damit für die Demagogie selbst doch nichts gewonnen, weil dadurch, daß etwas die öffentliche Meinung für sich hat, nichts wahrer und nicht besser wird, als es an sich ist. Meinen Sie aber, daß die Mehrheit unsers Volks, wenn auch nicht den Grundsätzen, den geheimen Umtrieben und revolutionairen Plänen der

Demagogen, doch den hauptsächlichsten Forderungen, welche von diesen geltend gemacht werden sollen, ergeben sey; so ist das nur unter gewissen Bedingungen wahr, und wir werden uns darüber nicht verständigen können, wenn wir nicht zuvor anerkennen, wo wir die öffentliche Meinung zu suchen haben, wo sie sich am entscheidensten und allgemeinsten vernehmen läßt? Ists bey den Tagsschriftstellern, in Zeitungen, Flugschriften oder gelehrten Werken, in den Kreisen der feinen Gesellschaft, wo die Gebildetsten des Volkes sich vereinigen, oder da, wo nach des Tages Last und Hitze die Handwerker und Landleute zu traulichem Gespräch, bey mäßigem Genuß, sich versammeln? Durchwandern wir diese verschiedenen Stellen, so werden wir wohl nicht an dieser oder jener allein, sondern in allen vereint die öffentliche Meinung vernehmen, wir werden aber auch, um sie vollständiger und vielleicht reiner aufzufassen, die größern Gesellschaften verlassen, auch die stillen Hütten des Volks aufsuchen, und mit deren Bewohnern uns besprechen, ihre Ansichten, Meinungen und Grundsätze hören, sichten, zusammenstellen, und mit den Erfahrungen, welche wir in den größern Kreisen gesammelt, vergleichen, daraus aber einen Ge-

sammtbegriff von der Stimmung und dem Stande der öffentlichen Meinung uns bilden müssen. Es wird uns in allen diesen verschiedenen Kreisen der Gesellschaft eine Menge von Disharmonieen und Widersprüchen der Meinungen, aber auch etwas Gemeinsames und Uebereinstimmendes begegnen, und gerade dieses ist weit mehr, als die Stimme der Tagsblätter, der wahre Ausdruck der öffentlichen Meinung.

Diese ist aber so wenig der Demagogie, als der Revolution geneigt, und Vieles, was die Demagogen fordern, als den allgemeinen Willen geltend zu machen suchen und erstreben, blieb ihr völlig fremd; hingegen sind die Begriffe von Menschenrechten, bürgerlicher Freyheit, allgemeiner Gleichheit vor dem Gesetz, nothwendigen Aenderungen in der Staatsverfassung, und die auf diese Begriffe gegründeten Wünsche und Forderungen weiter verbreitet, entschiedner und lauter, als je. Dieß ist gewiß kein Uebel, keine bedenkliche Erscheinung. Keine Macht der Welt kann den Fortschritt menschlicher Erkenntniß aufhalten, ob auch theilweise hemmen oder unterbrechen; die fortschreitende Erkenntniß aber weckt neue Ansichten, neue Bedürfnisse, neue Wünsche, und

sie soll auch das öffentliche Leben läutern, fördern, bessern. Die Gewalt kräftiger oder reizender Ideen, die, von einzelnen Punkten ausgehend, weiter und weiter sich verbreiten, und, weil sie einen bereiteten Boden finden, oder zu der ihnen günstigsten Zeit hervortreten, im Herzen des Volks Wurzel schlagen, dazu der unabweisbare geistige Einfluß großer Zeitereignisse, die bald mittelbar, bald unmittelbar auf die geselligen Verhältnisse einwirken, und die damit verbundenen Veränderungen in diesen, — Alles dieß dient zur Entwicklung jener Begriffe, Wünsche und Ansprüche. In unsrer vielbewegten, eben so sehr die Denkweise, wie die äußern Verhältnisse der Menschen mannichfach umgestaltenden Zeit, sind denn auch, bis in die niedrigsten Hütten, Vorstellungen, Meinungen und Bestrebungen hindurchgedrungen, welche man unmöglich alle für Irrthümer erklären darf, und welche denn auch mit der unbesiegbaren Kraft der Wahrheit, die in ihnen ist, sich behaupten und bewähren, im Fortgange der Zeiten aber und unter höherer Leitung von dem, was falsch, unächt und irrig in ihnen seyn mag, sich läutern werden. So gewiß also nicht Alles, was unsre Zeit und die öffentliche Meinung will,

erstrebt und fordert, Irrthum ist, so gewiß soll nicht nur auf die Stimme der Zeit geachtet, sondern auch jede ihrer wahren Ideen und gerechten Forderungen berücksichtigt, begünstigt und unterstützt werden; so gewiß aber auch in der herrschenden Meinung noch viel Unlautres, Falsches und Irriges sich zeigt, so gewiß müssen die, welche Gott zu Hirten der Völker verordnet hat, Wahres und Falsches scheiden, und damit jenes gedeihe und wirke, dieses streng und entschieden beseitigen, darum auch der öffentlichen Meinung nicht mehr zugestehen und nachgeben, als was überhaupt der Macht der Wahrheit gebührt. Es ist immer bedenklich, mit dem Wahn und Irrthum zu unterhandeln, ungewiß, wie viel ihm einzuräumen sey, dem Vorurtheil zu weichen, wo man ihm noch widerstehen kann; es ist am wenigsten einer Regierung würdig, ängstlich zu lauschen, von wannen der Wind weht, obwohl sie ihn beobachten, und eben sowohl dem Sturme zu begegnen, als das Fahrzeug durch alle Hindernisse dem sichern, würdigen Ziele zuzuführen, bemüht seyn muß. So ist in unserer Zeit unläugbar die laute Forderung einer repräsentativen Verfassung anzuerkennen und zu erfüllen; aber wo zugleich die

fürstliche Souverainität vor der angeblichen Volkssouverainität sich beugen, diejenigen unveräußerlichen Rechte, die ihr zustehen, aufgeben, und zu einem bloßen Schatten herabsinken sollte, da stände ein Irrthum zu bekämpfen, welchen selbst die entschiedenste Stimmenmehrheit nicht zur Wahrheit erhöbe, und es wäre ohne Zweifel besser, im äußersten Falle, ihm zu unterliegen, als ihm nachzugeben.

Die öffentliche Meinung erscheint aber in unsrer Zeit zwar sehr aufgeregt und der Politik zugewendet, aber keineswegs fanatisirt; sie übernimmt sich zuweilen in ihren Forderungen, sie fehlt in der Art ihrer Aeußerungen, aber sie ist von der Stimme der Demagogen wesentlich verschieden, obwohl natürlich auch einiges Uebereinstimmende in beyden sich findet. Die Führer der Staaten haben daher vornehmlich jetzt den auf alle Verhältnisse des Lebens anwendbaren Grundsatz festzuhalten: „Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind!“ Gestehen Sie, mein werther Freund, daß viele Geister, welche vor kurzem sich vernehmen ließen, und ohne einen kräftigen Widerstand leicht mächtiger werden konnten, nicht von Gott sind, und daß daher der, welcher diese bekämpft, deßhalb doch nicht unsre ganze Zeit

verdammt, noch alle ihre Ansichten, Ansprüche und Forderungen als Irrthum und Schwärmerey verwirft.

Wollen Sie nun, daß ich der Allgemeinheit liberaler Ansichten in der öffentlichen Meinung das Gewicht einräumen, welches Sie ihr beylegen, so fordre ich hingegen, theils, daß auch Sie die Geister prüfen, und unterscheiden, welche von Gott sind, theils, daß Sie die öffentliche Meinung, die wohl Einiges mit der Demagogie gemein hat, aber doch wesentlich von ihr verschieden ist, mit dieser nicht vermischen. Es befremdet mich, daß Sie jetzt, nachdem wir doch über Manches, was unsre Zeitverhältnisse betrifft, uns ziemlich verständigt haben, noch den wunderlichen Schluß aufstellen können: Da die Demagogie den Umfang und Einfluß gewonnen, welchen man aus den dagegen ergriffenen Maaßregeln zu folgern berechtigt ist, und da auch die, welche ihr nicht huldigen, doch ihren wesentlichen Ansichten und Forderungen beystimmen, da fast nur Eine Stimme darüber ist, daß es anders und besser werden muß, so müsse doch unsre bürgerliche Verfassung, unser ganzer geselliger Zustand sehr unbefriedigend und unvollkommen seyn, und so finde

darinnen, zumal das rechte Maaß überall schwer und selten sogleich zu erkennen sey, sowohl das Uebermaaß der Forderungen, als die herrschende Unzufriedenheit, als endlich selbst das Fehlgreifen bey der Wahl der Mittel, welche zu einem günstigern Verhältniß im Staatsleben führen sollen, wenigstens einige Entschuldigung. Wollen Sie die einzelnen Punkte dieser Behauptung nochmals sorgfältig erwägen, so werden Sie leicht selbst das Irrige darinnen wahrnehmen; ich aber habe in meinen bisherigen Mittheilungen bereits über Alle mich so erklärt, daß ich eigentlich nur das schon Gesagte wiederholen könnte. Ich mache Sie daher nur darauf aufmerksam, daß selbst der allgemeine Wunsch und das Streben nach Verbesserungen der Gesellschaftsverfassung keineswegs den dermaligen Zustand derselben als höchst unbefriedigend oder gar als schlecht darstellt, weil in allen menschlichen Dingen und Verhältnissen das Vollkommenste nie erreicht, immer nur erstrebt wird, und weil eben die Allgemeinheit des Verlangens und Strebens nach dem Bessern, eine Bildungsstufe des Volks und des Staatslebens bezeichnet, welche selbst zur Bewährung der bisherigen Institutionen dient. Um so

mehr verdammen sich selbst Alle, welche den naturgemäßen Fortschritt zum Bessern durch gewaltsame Neuerungen, durch den Umsturz der bisherigen Verhältnisse unterbrechen, um nach ihrem Sinne einen deutschen Staat zu erbauen. Wenn es ferner wahr ist, daß die wesentlichen Ansichten und Forderungen der Demagogen mit der öffentlichen Meinung übereinstimmen, und selbst bey denen, welche der Demagogie nicht huldigen, Beyfall finden, so entsteht die Frage: Was denn das Wesentliche in jenen Ansichten und Forderungen seyn mag, und wer die sind, welche so entschieden zu Gunsten derselben sich erklären? Das Wesentliche aber, was Alle begehren, ist bürgerliche Freyheit, und da die Demagogen diese auch verheißen, so stimmt die öffentliche Meinung allerdings mit ihnen überein; sie weicht aber hinsichtlich des Maaßes, welches Jene in Anspruch nehmen, und hinsichtlich der Mittel, durch welche sie dasselbe erreichen wollen, also in sehr wesentlichen Punkten, entschieden von ihnen ab. Denn unser Volk begehrt weder eine gesetzlose Freyheit, die nur Willkühr ist, noch will es durch Aufruhr und Empörung die Freyheit erringen. Und wer fällt denn den Demagogen bey? Nur die,

welche von falschen Theorieen verblendet, oder von schwankenden oder unlautern Grundsätzen irregeleitet, oder überhaupt ohne Grundsätze sind. Haben aber die Ansichten der Demagogie wirklich Viele für sich gewonnen, so liegt der Grund davon nicht sowohl in der Unvollkommenheit unsrer Staatseinrichtungen, als in einer, zwar nicht allgemeinen, aber doch ziemlich weit verbreiteten Stimmung und Denkweise, welche die Schattenseite unsers Zeitalters bildet.

Schon früher erklärte ich Ihnen, daß ich keineswegs alle Demagogen unlautrer Beweggründe beschuldige. Zwar haben an jenen in jeder Hinsicht beklagenswürdigen Umtrieben wohl Manche theilgenommen, welche eben nur das Eigne suchten, emporkommen, herrschen, eine Rolle spielen, im allgemeinen Aufruhr sich geltend machen wollten; aber Andre, vielleicht Viele mögen nicht zunächst an sich, nur an das Vaterland, an die Realisirung solcher Ideen, welche volksthümlich ihnen lieb geworden, gedacht haben. Doch täuschten auch unter diesen Manche sich selbst, wenigstens die, welche sich an die Spitze der beabsichtigten neuen Ordnung der Dinge zu stellen, Ansehen und Gewalt sich anzumaßen, beabsich-

tigen. Ein geheimerer Egoismus, Eitelkeit, Hoffart, Herrschsucht sind der Wurm, der auch an ihren edleren Absichten nagte. Und die sich wirklich rein fühlen, dürfen von aller eitlen, selbstsüchtigen Absicht, die für ihre Idee, und für das Vaterland Alles, auch sich selbst aufzuopfern bereit waren, sind sie nicht dennoch Irrende, Verblendete, denen wir Achtung, Theilnahme, Mitleid nicht versagen, gleichwohl nicht völlige Unschuld einräumen dürfen?

Ich kann die Demagogie allerdings nicht als eine vereinzelte Zeiterscheinung betrachten; sie hängt mit dem Leben unsrer Zeit zusammen, ist aus demselben hervorgegangen, trägt das Gepräge des Zeitalters. Fragen Sie nun: woher sie stammt? Welche Seite unsers Zeitgeistes sie hervorrief? so eröffnet sich uns ein Feld der wichtigsten Betrachtungen. Aus Erscheinungen und Ereignissen allein ist irgend eine bedeutende Bestrebung der Menschen nie zu erklären. Erscheinungen und Ereignisse regen an, werden Veranlassungen, wirken mit; aber es ist des Menschen Geist als die eigentliche Quelle, die Denkweise und die Gesinnung der Menschen als die wesentliche Ursache dessen, was gethan wird, überall

zu betrachten. Nicht allein die französische Revolution, die nachfolgende Unterjochung so vieler Länder Europas, der große Befreyungskampf und seine Wirkungen, nicht allein die wirklichen Uebel und Leiden unsrer Zeit, nicht irgend ein besondres Ereigniß, oder die Macht der Verhältnisse, sind die eigentliche Ursache, sondern nur die Veranlassung und Beförderung der Demagogie gewesen; es ist in dem Geiste der nächstvergangenen und gegenwärtigen Zeit der tiefere Grund zu finden.

Man klagt die Philosophie an, in der man auch die Quelle der französischen Revolution erkennen will, und man ist um so geneigter die Philosophie selbst zu verdammen, obwohl, wenn Mißbrauch, Entweihung und Entstellung ein zureichender Grund wäre, einer an sich guten Sache das Urtheil zu sprechen, dieses auch selbst die Religion, die ungeheuer gemißbraucht, entweiht und entstellt worden ist, treffen würde. Die wahre und ächte Philosophie ist weder dem Einzelnen noch den Staaten gefährlich; nur die falsche Philosophie, welcher der ehrwürdige Name nicht gebührt, wirkt gefährlich und verderblich, am meisten, weil sie den reinen Wahrheitssinn, die Grundlage aller heilsamen Erkenntniß, und

aller Wissenschaft des Lebens untergräbt, und die Seele in Vorurtheilen, Wahn und Irrthümern gefangen nimmt. Jene französische Weltweisheit, welche dem Glauben, der reinen Sittlichkeit, der unbestechlichen Wahrheitsliebe entfremdete, die Meinungen, Gesinnungen und Grundsätze der obern, mittelbar auch der untern Stände umwandelte und entstellte, sie hat zunächst in Frankreich, dann auch in andern Ländern, und nicht zuletzt in Deutschland gar Vielen den Halt- und Stützpunkt ihres Lebens geraubt, und damit unzähligen Thorheiten und Verirrungen den Weg gebahnt. Den Einfluß dieser Philosophie auf neuere Zeiterscheinungen könnte man läugnen, weil diese erst jetzt, nachdem jener Einfluß beseitigt scheint, nachdem sogar in vielen deutschen Herzen eine entschiedne Abneigung gegen den Geist Frankreichs sich geäußert hat, hervorgetreten sind. Aber die Wirkungen einer neuen Richtung des menschlichen Geistes, einer bedeutenden Veränderung in den Meinungen und Grundsätzen offenbaren sich oft erst spät, und das fremde Gewächs, auf unsern heymathlichen Boden verpflanzt, trägt seine Früchte nicht sogleich. Es ist schwerlich zu läugnen, daß die Lehren jener s. g. Philoso-

phen, welche der französischen Revolution zunächst vorangingen, in den höhern Classen des deutschen Volkes, nur zu viel Eingang fanden, und bey diesen den Glauben und die Pietät wankend machten, was denn allmählig auch auf die übrigen Stände einwirkte. Man kann nun zwar keineswegs behaupten, daß darinnen eine unmittelbare Ursach der Demagogie zu finden sey, wohl aber, daß dieser Einfluß französischer Philosophie in vielen Gemüthern den festen Grund untergraben hat, welcher allein als ein kräftiges Gegengewicht gegen die Versuchungen des Lebens dienen kann.

Die deutsche Philosophie, in ihrer mannichfachen, unsrer Zeit angehörigen Gestalt, hat, selbst auf ihren Irrwegen, nie jener fremden Frivolität gehuldigt, nie den Geist ernster, redlicher, gründlicher Wahrheitsliebe und Forschung ganz verläugnet. Es ist wohl viel geträumt, in die Luft gebaut, geirrt und sophistisirt worden; aber eine unsittliche oder staatsgefährliche Richtung hat keine unsrer philosophischen Schulen genommen. Der Kritizismus und Idealismus, die beyden einflußreichsten und bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte der neuern Philosophie, haben unverkennbar auf die Denkweise unsrer Zeit-

genossen mächtig eingewirkt; sie traten aber selbst nur als die Kinder eines Zeitgeistes hervor, welchen sie nicht erweckten, obwohl nährten, und indem sie die entgegengesetztesten Bahnen durchwanderten, und sich einander bekämpften, hielt Eine der Andern das Gleichgewicht, so, daß die verderblichsten Extreme, zu welchen sie führen konnten, nicht eintraten. Dem christlichreligiösen Leben waren beyde nicht günstig, und haben insofern mittelbar, am meisten durch ihren Einfluß auf die Theologie und die Lehrart der Geistlichen, zu der Verstimmung des Zeitgeistes beygetragen; doch wäre es sehr ungerecht, wenn man sie als eine Quelle der Demagogie bezeichnete.

Lassen Sie sichs nicht verdrießen, daß ich die Naturphilosophie, der Sie huldigen, nicht zu den einflußreichsten philosophischen Systemen rechnete. Sie werden selbst anerkennen, daß ihre Wirkung auf die herrschende Denkart noch keineswegs so bedeutend ist, wie die des Kritizismus und des Idealismus; auch kann sie, dünkt mich, noch viel weniger, als diese, in politischer Hinsicht, verdächtig gemacht werden. Was ihr zum Vorwurf gereicht, das gehört ihrer ursprünglichen Verwandschaft mit dem Idealismus an, dessen

Einfluß auf ihre erste Gestaltung, obwohl sie einen wesentlich verschiedenen Weg einschlug, sie nicht sogleich beseitigen konnte. Ihre Bahn aber, welche mehr und mehr zu tiefer und gründlicher Naturforschung hinführt, muß, wenn sie die schon betretenen Irrwege meidet, um so fruchtbarer und wohlthätiger werden, je gewisser eine gesunde und klare Naturanschauung auch über das Menschenleben ein helles und heilsames Licht verbreitet, mit dem Leben und mit den irdischen Verhältnissen versöhnt, den Geist milder, heitrer, für Gesetz und Ordnung, welche Gott auch in dem kleinsten seiner Werke verkündigt, empfänglicher, dazu demüthiger und bescheidner stimmt, und überall auf den hinweist, in dem wir leben, weben und sind.

Wer die deutsche Philosophie unsrer Zeit gegen den Vorwurf: daß sie die politischen Verirrungen, welche ich bekämpfe, veranlaßt habe, hinlänglich rechtfertigen wollte, müßte freylich tiefer und erschöpfender das Wesen der neuern Philosophie und ihren Einfluß auf den Zeitgeist erörtern; aber der Kundige wird ihr überhaupt diesen Vorwurf nicht machen, und den Unkundigen würde auch die tiefere Erörterung nicht zur Erkenntniß brin-

gen. Für unsre gegenseitige Verständigung gnügt es, wenn ich meine Ueberzeugung ausspreche: die deutsche Philosophie ist keineswegs die Quelle der Demagogie, welche ohnehin in andern Ländern, auf welche jene nicht einwirkte, noch viel bedenklicher hervorgetreten ist, als unter uns; die Irrthümer der Philosophen sind Vielen verderblich geworden, aber sie erscheinen nicht als Ursachen, sondern als Wirkungen derselben Verstimmung, welche allein es möglich machte, daß die Demagogie unter uns einige Wurzeln schlug.

Viel mehr als die Philosophie, hat die französische Revolution in Deutschland, wie anderwärts, der Demagogie den Weg gebahnt, indem sie einen nicht zu berechnenden Einfluß auf die Meinungen und Grundsätze der Menschen gewann. Eine Geschichte dieses Einflusses wäre eine würdige Aufgabe für Solche, welche jene ungeheure Erscheinung von ihrem ersten Ursprunge an, mit nüchternem und klarem Geiste beobachteten. Ich war noch ein Knabe, als die erste Kunde davon zu uns herüberdrang; ich bin aufgewachsen unter den nachfolgenden Stürmen; meine frühesten dem Vaterhause und seinen Umgebungen angehörigen Erinnerungen schließen sich daran an; ich

weiß noch, wie die Zeitungsberichte und die durch dieselben veranlaßten Gespräche der Erwachsenen die Seele des begierig aufhorchenden Knaben bewegten, wie die Meinungen sich bekämpften, Zwietracht und Streit unter Freunden und Nachbarn entzündeten, hier Freude und Hoffnung, dort Abscheu und Furcht erweckten; die Briefe eines in Frankreich eingebürgerten nahen Verwandten, welcher das Glück, ein französischer Bürger zu seyn, dem Lande „der Freyheit und Gleichheit" anzugehören, nicht genug rühmen konnte, erhöhten meine Theilnahme, wirkten auf den Gang meines Geistes mächtig ein; es gehörte die Klarheit und Bestimmtheit meines, in seinem frommen und loyalen Sinne der Revolution abholden Vaters dazu, meinen kindischen Enthusiasmus zu mäßigen, in welchem das erste Bewußtseyn einer Meinungsverschiedenheit zwischen jenem und dem Sohne sich entwickelte. Wer aber den Einfluß jener Revolution auf die öffentliche Meinung treu und gründlich enthüllen will, der mußte damals schon ein Mann, unbefangen, klar und entschieden in seinen Ansichten und Grundsätzen seyn. Doch kann es auch dem jüngern Beobachter nicht entgehen, wie die Umwälzung und Umgestaltung der Ver-

fassung Frankreichs eine Menge neuer Ideen, wahrer und falscher, erweckte und in Umlauf brachte, die Ansichten von dem Verhältniß der Fürsten zu ihren Unterthanen, der Obrigkeit zu den Bürgern, die Meinung von der Würde der Thronen veränderte, die Grundsätze der Pietät, des Gehorsams, des Vertrauens, die Achtung vor Gesetz, Verfassung und bürgerlicher Ordnung erschütterte. Ein großer Theil unsrer Zeitgenossen gehört dieser revolutionairen Zeit und ihren Eigenthümlichkeiten an; was Wunder, daß die Grundsätze der Demagogie jetzt leichter Eingang fanden, als es zu andrer Zeit möglich gewesen wäre, daß besonders die jüngere Welt, auf deren Erziehung bereits die durch die Revolution beförderte Umwandlung der Grundsätze bedeutenden Einfluß hatte, für demagogische Irrthümer empfänglicher ward? — Gleichwohl hätte selbst die französische Revolution und die Menge der Ereignisse, welche ihr folgten, so viele Irrthümer nicht zu erzeugen vermocht, wäre nicht in vielen Gemüthern das Heiligste schon erschüttert, und ein Mangel eingetreten gewesen, welcher die Gemüther dem Irrthume, dem Wahne, dem täuschenden Scheine viel zugänglicher machte.

Ich meine den Mangel an jenem festen, klaren, herzinnigen Glauben, welcher die Verheißung hat dieses und des künftigen Lebens, ohne den überall kein Christenthum, darum auch kein Friede und kein Heil ist. Fragen Sie, Lieber! wie die Demagogie unter uns Raum gewinnen, wie ihr Geist, wenn er wirklich so unheilvoll ist, selbst nüchterne, einsichtsvolle und achtbare Männer, welche den geheimen Vereinen durchaus nicht zugethan sind, ergreifen konnte? so giebt es, nach meiner Ueberzeugung, keine richtigere Antwort, als die: der lebendige Glaube, der allein das rechte innere Licht und die Kraft des Lebens ist, mit ihm der stille, ernste, reine Geist des Christenthums ward durch eine falsche Aufklärung, durch einen damit verwebten hoffärtigen Sinn, durch verstärkte Sinnlichkeit und Genußliebe, und durch verkehrte Erziehung aus vielen Seelen verdrängt. Wo der lichthelle Christenglaube, das wahrhafte Christenthum herrscht, da herrscht auch Liebe und Demuth, Achtung des Gesetzes und kindlicher Gehorsam, da wohnt Friede und Eintracht, da waltet gegenseitiges Vertrauen und Hingebung für das gemeine Beste, da erträgt Einer den Andern in der Liebe, da duldet und hofft

man Alles, da kämpft Jeder zumeist mit sich selbst, da arbeitet Jeder vor allen an sich selbst, daß es mit ihm besser werde, während die Ungläubigen, indem sie die Welt meistern und neu gestalten wollen, am meisten die Arbeit an sich selbst vernachläßigen. So wahr es ist, daß, wenn mich nicht Alles hinwiese auf den gnädigen und barmherzigen, aber auch heiligen und gerechten Gott, ich vor keiner Gewalt mich demüthigen, und keinem Könige huldigen noch gehorchen würde, so wahr ist es, daß, wo der kindliche Glaube, der Gott in Allem findet, und seine Stimme kennt, und seinem heiligen Willen sich ganz und völlig unterwirft, wo das freudige Aufschauen zu dem seeligen Licht, die Demuth und Ehrfurcht vor Gott und seinem Worte fehlt, auch die Demuth und Ehrfurcht vor dem Gesetz und Gottes Ordnung, auch die aufrichtige Huldigung des Königs und der treue Gehorsam gegen die von Gott verordnete Obrigkeit, auch die ächte Vaterlandsliebe, auch die gnugsame Zufriedenheit mit dem eignen Loose, auch der geduldige, friedliche und einträchtige Sinn fehlen muß. Wer Gott die Ehre giebt, wird gern auch Ehre geben, wem unter den Menschen Ehre gebührt, wie Schoß, dem der Schoß, und Zoll, dem der

Zoll gebührt. Wer im Geist und in der Wahrheit ein Christ ist, der kann kein Revolutionair seyn; wer dieses ist, kann jenes nicht seyn. Mit einer, wenn auch in ihren Forderungen nicht verwerflichen, doch nur auf die Autonomie der menschlichen Vernunft gegründeten, und nur auf das individuelle Gewissen, als höchste Instanz verweisenden, darum des unbedingten und höchsten Grundes entbehrenden Moral, ist der Menschheit nicht geholfen, vermag sie nicht, die sichre Bahn zum höchsten Ziel zu verfolgen. Auf Gott, von dem Alles, was gut ist, ausgeht, muß alles Gute unter den Menschen bezogen werden und hinweisen; sein Wort muß der Leitstern in jeglichem Streben, und ein Licht auf allen Wegen, darum der Glaube an dieses Gotteswort der Grund aller ächten Sittlichkeit und Lebensweisheit seyn.

Indem ich vom Glauben rede, darf ich voraussetzen, daß Sie wissen, was ich damit meine; es wird aber in unsrer Zeit so viel mit Worten gespielt, und gerade jenes tiefbedeutende Wort in so mannichfachem Sinne gebraucht, daß ich ausdrücklich zu jener biblischen Erklärung: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hofft, und nicht zweifelt an dem, das man

nicht siehet," mich bekennen muß. Ich meine aber die gewisse Zuversicht deß, was der Gegenstand des Sehnens, Suchens und Hoffens jeder von dem Sinnlichen und Zeitlichen unbefriedigten, zu hellerem Selbstbewußtseyn erweckten Seele ist, die Zuversicht zu dem Lichte, als der ewigen Quelle der Wahrheit und Seligkeit, die freudige und unüberwindliche Gewißheit, daß dieses Licht, in Jesus Christus erschienen, die Welt erlöst aus den Banden der Finsterniß, und in dem Worte Gottes so klar und herrlich leuchtet, daß alle die, welche es aufnehmen, ob sie auch nicht sehen, was hier kein Auge sehen kann, doch nicht irren, weder den Weg, noch das Ziel verfehlen; ich meine jenes unerschütterliche Vertrauen zu dem Worte Gottes, jene Hingebung in die Offenbarung der ewigen Wahrheit, jene Zuversicht zu dem, der sich selbst als der Weg, die Wahrheit und das Leben bezeugt hat, wodurch die Seele getröstet, erleuchtet und geheiligt wird. Dieser Glaube gründet sich also auf die Offenbarung Gottes, nicht blos auf die in der Natur und im menschlichen Gewissen, sondern auch auf die in dem lebendigen Wort, in welchem das himmlische Licht selbst erscheint, und dem Menschen zugänglich wird;

er wird vermittelt durch die menschliche Vernunft, in wiefern nur der vernünftige Mensch seiner theilhaft werden kann; aber die Vernunft ist ihm nur ein Organ, das Licht zu finden, nicht die Quelle des Lichts und nicht das Licht selbst. Der Glaube, der von demüthiger Selbsterkenntniß ausgeht, und zu immer reinerer Demuth führt, wird, wenn wir das Stückwerk unsers Wissens, die Mängel und Schulden unsers sittlichen Lebens erwägen, als das höchste Bedürfniß empfunden, und als ein solches, welches der Mensch nicht aus eigner Kraft und Vernunft befriedigen kann, welches aber Gott selbst befriedigt, da er sein Wort uns gegeben hat und den Geist der Wahrheit, welcher dasselbe in der Seele des Menschen belebt, und denen die in Demuth und Treue suchen, das Verständniß eröffnet.

Der Streit der Offenbarungsgläubigen und derer, welche sowohl das Bedürfniß, die Nothwendigkeit, als die Wirklichkeit einer durch das Wort Gottes und durch den Geist der Wahrheit selbst der demüthigen Seele gegebenen, untrüglichen, und in ihrer unmittelbaren Wahrheit hinlänglich bewährten Offenbarung läugnen, weil sie die Vernunft nicht blos als das

geistige Auge, sondern auch als den Quell der Wahrheit betrachten, ist in der That nicht blos ein theologischer Wortkampf, noch gleichgültig für die Nichttheologen; er bezeichnet vielmehr zwey ganz entgegengesetzte Richtungen des Zeitgeistes, und greift tief in das Leben der Gegenwart ein. Wo jene, die natürliche an Umfang, Tiefe und Klarheit, an Gewißheit und Zuversicht weit übertreffende Offenbarung in Wort und Geist geläugnet, und die Vernunft des Menschen vergöttert wird, als sey sie selbst das Licht, da kann vom Glauben nicht die Rede seyn, sondern nur vom Wissen; wo aber der Glaube fehlt, da fehlt auch der feste Grund aller Erkenntniß und alles Wissens von den übersinnlichen Wahrheiten, da giebt der Mensch, indem er sich vermißt, der besondern Hülfe Gottes gerade in seiner höchsten Angelegenheit und Bestrebung entbehren und sich selbst Licht und Führer seyn zu können, einem Grundirrthume sich hin, welcher ihn unvermeidlich verwirren, von einem Irrthum zu dem andern verleiten, sein Verhältniß zu Gott und zu der Welt verrücken muß.

So ist es geschehen; es hat ein falscher, übermüthiger Liberalismus auch in die Theologie und Kirche sich eingedrängt, und den

Glauben bey Vielen gefährdet, bey Vielen erschüttert, bey Vielen vernichtet. Der theologische und kirchliche Liberalismus ist unverkennbar älter, als der politische; aber beyde gehören Einem und demselben Zeitgeiste an, und jener hat unverkennbar diesem die Stätte bereitet. Ich behaupte keineswegs, daß diejenigen, welche sich jetzt vorzugsweis liberale Theologen nennen, den Unglauben erweckt, und der Demagogie die Pforte geöffnet haben; ich darf voraussetzen, daß Sie mir nicht die feindselige Absicht zutrauen, Jene, unter denen sehr ehrenwerthe Männer, eifrig im Forschen, unbescholten im Leben, sich finden, politisch verdächtig zu machen, und Maaßregeln zu ihrer Unterdrückung zu empfehlen. Ihr Irrthum ist selbst nur eine Frucht derselben Richtung unsers Zeitalters, welche auch unzählige Nichttheologen dem Glauben entfremdet hat, und es wäre so vergebens, als thöricht, den Geist, welcher in jenem Irrthume hervortritt, und welcher nur durch einen andern, glaubenstärkeren Geist, nur durch milde, die Erkenntniß der Wahrheit fördernde Maaßregeln überwunden werden kann, durch Mittel der Gewalt unterdrücken zu wollen. Der Wissenschaft sollen um so weniger äußere Schranken gesetzt

werden, je offenbarer selbst der Irrthum die Erkenntniß der Wahrheit befördert, und dieser der Skeptizismus ersprießlicher ist, als der versteinerte Dogmatismus, der, wie orthodox er sich auch ausspreche, doch sehr glaubensarm seyn, und ebensowohl zum Unglauben, als zum Aberglauben führen kann. Nur die Willkühr der Lehre darf beschränkt, und ihrem Einfluß ein fester Damm entgegengestellt werden.

Denn die Lehrfreyheit der Theologen soll nicht die Glaubensfreyheit der Gemeinden gefährden; dieß geschieht aber, wenn jene in Willkühr entartet, wenn das Gesetz, welches dem Glauben und der Lehre im Worte Gottes gegeben ist, verachtet, verdeutelt, gemißbraucht wird, wenn man die Bekenntnißschriften der Gemeinde, den Ausdruck der gemeinsamen Ueberzeugung von den wesentlichen Glaubenswahrheiten, und des Geistes, in welchem alle Glieder der Kirche ursprünglich vereinigt sind, als lästige Fesseln, von denen die Lehrer sich selbst lossprechen dürfen, betrachtet und behandelt. Die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der öffentlich angenommenen Bekenntnißschriften mit dem Worte Gottes hält die Gemeinde, als solche, zusammen;

die Lehrer der Kirche wurden auf dieselben verpflichtet, weil sie mit dem Worte Gottes übereinstimmen, und es wird offenbar die ungemessenste Willkühr gestattet, wenn man an die Stelle des weil, ein wiefern oder so weit setzt, dergestalt, daß es dem Gutdünken jedes einzelnen Lehrers völlig überlassen bleibt, wie weit er diese Uebereinstimmung anerkennen, also auch was und wie er lehren will. Entweder findet diese Uebereinstimmung noch jetzt, wie in den frühesten Zeiten, statt, und es muß deßhalb jeder öffentliche Lehrer, wenn er das Amt in der Gemeinde verwalten will, sich darauf verpflichten, ohne Vorbehalt und Rückhalt; oder die Nichtübereinstimmung ist erwiesen, oder doch wahrscheinlich; dann ist überhaupt keine Verpflichtung auf so unsichre Grundlagen zulässig, wenn man nicht mit Eiden und Verpflichtungen ein eben so gefährliches, als unwürdiges Spiel treiben will. Unumwunden, bestimmt, offen und ehrlich muß man in allen Sachen des Glaubens, der Wahrheit, des Lebens sich erklären, und alle Zweydeutigkeit, alle Unbestimmtheit, alle pfäffische Zurückhaltung, wie die Sünde scheuen, also, wenn die Glaubensbekenntnisse der Kirche dem Worte Gottes nicht entsprechen, dieß

laut und entschieden gestehen, darum auch nicht mehr daran binden wollen, zur Beschwerde für die Gewissen. Dann müßte die Kirche aber andre Bekenntnisse aufstellen; denn die Verpflichtung der Lehrer auf das Evangelium, ist darum unzureichend, weil so viele Deutungen desselben erfunden worden sind, daß selbst die ärgsten Irrlehrer sich darauf berufen können; weil also der größten Lehrwillkühr dabey Raum gegeben würde, und das Eigenthümliche des Lehrbegriffs jeder Kirche von vielen Kanzeln leicht völlig verschwinden möchte. Wie wenig noch an irgend eine Glaubens- und Lehrnorm viele öffentliche Lehrer sich gebunden wähnen, wie sie selbst Gottes Wort gemeistert und nur zum Deckmantel ihrer eignen Weisheit gebraucht, selbst in der, wesentlich auf das Evangelium erbauten, evangelischen Kirche das unbedingte Ansehn desselben, und, obwohl sie den Protestantismus verfechten, durch Wort und That das protestantische Prinzip verläugnet und wankend gemacht, der zügellosesten Lehrwillkühr sich hingegeben, die Ueberzeugung und die Gewissen der Gemeinde rücksichtslos ihrer Willkühr untergeordnet, den Glauben erstickt, und den Unglauben recht geflissentlich genährt ha-

ben, — das kann keinem unbefangenen Beobachter noch länger entgehen. Zu allen Zeiten, wenn die Kirche verfiel, ist sie am meisten durch Schuld des Clerus verfallen; dieß ist aufs neue in dem jetzigen Zustande der verschiedenen Kirchen offenbar geworden. Im Namen der Gemeinde, im Namen der evangelischen Freyheit klagen Viele die Lehrer der Kirche einer verderblichen Willkühr an, und einer Mitschuld an den Verirrungen unsrer Zeit; so gewiß alle Willkühr des Einen die Freyheit des Andern und die Macht des Gesetzes gefährdet, so gewiß, wer den Glauben wankend macht, und das Stückwerk des Wissens an dessen Stelle setzt, auch alle Pietät untergräbt, so gewiß ist jene Anklage nicht ganz ungegründet!

Der Geist aber, welcher jede Auctorität in Sachen der Lehre verschmäht, und gegen jede Lehrnorm sich auflehnt, hat nicht blos unter den Theologen, sondern auch unter den s. g. Gebildeten, und allmählig auch in mancher niedrigen Hütte Verehrer gefunden; im Unglauben wähnte man rechte Freyheit zu finden; Alles, was auf den Glauben hinwies, schien Aberglaube und Thorheit, lästiger Zwang und Pfaffenwerk, Pietät aber nur

die Eigenschaft schwacher, unaufgeklärter Menschen. Selbst Solche, welche zur Leitung des Staatsruders berufen, mit freyerem, ungetrübterem, sichrerem Blick die Welt und das Leben betrachten, stark über die wandelbaren Meinungen der Zeit sich erheben sollten, auch wohl Solche, die mit Ernst der Volksaufklärung sich annahmen, schieden von dieser, als in ihren Bereich nicht gehörig, den Glauben, und, den Aberglauben bekämpfend, fochten sie zugleich das unerkannte Christenthum selbst an, ja sie dünkten sich wohl, ohne Religion, ohne Gott die Welt regieren zu können. Aber früher oder später straft Verachtung und Mißbrauch des Heiligsten sich selbst; man mag den Glauben und überhaupt das religiöse Element als etwas Außerwesentliches und Entbehrliches beseitigen wollen, oder dasselbe nur als Gängelband für die blinde Menge, nur als Werkzeug zur Erreichung irdischer Zwecke behandeln, in jedem Falle wird endlich Verderben daraus hervorgehen.

Glauben Sie mir, so viel wirkliche, zum Theil glänzende Vorzüge unser Zeitalter hat; der herrschende Unglaube ist die Schattenseite, welche auch jene verdunkelt, und über alle Verhältnisse des Lebens verderbenbringend

sich ausbreitet. Herrschte Glauben und Pietät allgemeiner und lebendiger in den Herzen, in den Familien, in Palläſten und Hütten, ſo würden ſie ihre milden, erleuchtenden und erwärmenden, erhaltenden und fördernden Strahlen auch über das geſellige Leben, über die Staaten ſeegnend verbreiten, Geſetz, Ordnung, Freyheit ſchirmen, einer immer reicheren, ſchöneren und befriedigenderen Entwickelung die Völker entgegenführen, und allen demagogiſchen und revolutionairen Umtrieben kräftig entgegenſtehen. Die vorzüglichſte Quelle derſelben iſt, wie die unbefangenſten und redlichſten Freunde der Wahrheit bekennen, in dem Unglauben der Zeit, in der Unkunde, Mißdeutung, Verachtung und Verſäumniß des wahren Chriſtenthums, in einer unchriſtlichen Erziehung, welche das Edelſte und Heiligſte im Menſchen mehr lähmt und unterdrückt, als entwickelt und fördert, zu ſuchen. Wenn die Jugend nur für dieſes unbeſtändige und vergängliche, nicht für das ewige Leben gebildet, wenn der zarte Keim des Glaubens, welcher die Wurzel alles Vertrauens, aller Liebe, alles Gehorſams, aller Hoffnung iſt, früh geknickt, wenn der Jüngling mehr zu dünkelhaftem Vielwiſſen und eitler Weltklugheit, als zur Pietät

angeleitet wird, so kann er weder zu einer klaren Ansicht der menschlichen Verhältnisse, noch zu festen und reinen Grundsätzen gelangen; wenn die Jugend, statt gehorchen und sich demüthigen, nur absprechen und richten lernt, wenn Gottes Wort ihr nicht als solches, sondern aus dem Gesichtspuncte der heutigen Theologie, als Mythe, veraltete Satzung und Menschenwerk, dargestellt wird, wenn ihr dann Gottes Wille nicht als unbedingtes Gesetz erscheint, wenn sie fast einzig an die Autonomie ihrer Vernunft und ihres Gewissens sich gebunden wähnt, so kann sie kaum anders, als diese Autonomie auch in das Staatsleben übertragen, Alles besser wissen, Alles richten, Alles reformiren wollen. Gelehrig wird sie auf die Stimmen hören, welche den Jüngling zum Richter der Männer, den Unterthan zum Richter der Fürsten und aller Obrigkeit, den Bürger zum Regenten machen; so wird sie auf alle Gesetze und Staatsformen, dafern sie nicht ihrem Wahn entsprechen, verachtend herabsehn, und kein Bedenken tragen, sie zu verletzen und umzustoßen. Wenn man den angebohrnen religiösen Sinn im Kinde schon weckte, nährte und stärkte, wenn man das Kind schon mit der

lautern Milch des ächten Christenthums tränkte, wenn man das helle Licht der evangelischen Wahrheit als die belebende Sonne alles Wahren, Guten und Rechten dem kindlichen Gemüthe nahe brächte, wenn man dem Kinde schon als unwandelbaren Grundsatz das heilige Gesetz: „Fürchte Gott und ehre den König!“ einprägte, so würde der Jüngling in sich fester gegründet, durch politische und andre Irrlehren nicht so leicht hingerissen werden. Alle moralischen Grundsätze, welche man ihm anzubilden sucht, haben, wenn sie nicht religiös begründet sind, nicht in einem klaren und herzinnigen Glauben Festigkeit und Stärke gewinnen, in den Stunden der Versuchung gegen den imponirenden Andrang reizender Meinungen und verführerischer Lehren zu wenig Kraft, weil die sittliche Freyheit und die wahre Weisheit nur auf dem Glauben unüberwindlich erbaut werden kann.

Aber wie wird dieser durch die jetzige Erziehungsweise so oft schon in dem kindlichen Gemüthe untergraben, und der übermüthigste Unglaube recht methodisch genährt; wie wird dem aufblühenden Menschen schon früh die einzig lebendige Quelle, aus welcher ein frommes, menschenwürdiges Leben hervorgehen kann,

verschlossen, der Halt- und Stützpunct, dessen Jeder bedarf, entrissen! Wie kann der Jüngling glauben, und des Glaubens Früchte bringen, wenn Erziehung und Unterricht sich vereinigen, ihm den Glauben als einen blinden Wahn der Thoren und schwachen Geister darzustellen?

Da geht dann alle Thätigkeit, alles Verlangen, Wünschen, Hoffen nach außen, wenig nach innen, Alles in die Weite und Ferne, nicht in das eigne Herz und Leben. Man prüft nicht, „was Gott gefällig ist," man prüft und erkennt sich selbst nicht, und richtet die Welt, ohne einen sichern Maaßstab in sich zu haben; man sucht die Freyheit, aber nur in äußern Verhältnissen, man sucht Licht, aber nicht bey Gott, sondern nur in der eignen Vernunft, und vergißt, daß der Mensch nur von innen heraus, durch Selbstüberwindung frey werden kann, daß Gott die Menschen, wenn sie sich leiten lassen, durch die strenge Schule des Gesetzes zum Evangelium der Erlösung und Freyheit führt.

Darum ist auch die Liebe, die des Gesetzes Erfüllung und das Band der Vollkommenheit, also mehr als alles Wissen, und als alle Weisheit dieser Welt ist, in Vielen erkaltet.

Denn Christenliebe kommt nur aus dem Christenglauben, und kann, wenn dieser schwach ist, nimmer stark seyn. Daher so viele Klagen über den Egoismus des jetzigen Geschlechts, daher so viel Dünkel, so wenig wahre Demuth, daher so viele Anmaßung bey der Jugend, so viel eitle Ansprüche in allen Ständen, und so wenig wahre Zufriedenheit mit dem eignen Loose, so viel hoffärtiges Wesen und so wenig Achtung des Gesetzes. Hingegen beweisen auch so viele erfreuliche Zeugnisse von ächter, anspruchsloser Wohlthätigkeit, von kräftigem Gemeinsinn, von hochherziger Selbstaufopferung, daß Glaube und Liebe noch im Herzen Vieler unsers Volkes wohnen, und die alte deutsche Treue bewährt sich auch darinnen, daß so viele Irrlehren und Irrthümer der neuern Zeit, so viel Unwesen auf den Kanzeln und in den Schulen, in der Litteratur und im geselligen Leben nicht vermocht haben, das glaubensstarke und werkthätige Christenthum zu verdrängen, daß vielmehr eine allgemeinere Umkehr zu der wahren Sonne des Lebens immer entschiedener sich bereitet.

Gleichwohl kann ich das, was Sie, mein werther Freund! von dem neuen Glaubenseifer rühmen, um zu beweisen, daß der Mangel an

Pietät die Ursache der heutigen Demagogie nicht seyn könne, keineswegs unbedingt anerkennen. Auf jene Frömmigkeit, von der man sagt, daß sie Mode werde, wollen wir, wenn sie wirklich nur Sache der Mode ist, eben so wenig, als auf jene unächte und unklare Mystik, welche sich vieler Gemüther bemächtigt, große Hoffnungen oder günstige Beweise für das Streben unsrer Zeit erbauen. Denn so wenig das Reich Gottes mit äußern Gebehrden kommt, so wenig sind fromme Mienen und Reden die wahre christliche Frömmigkeit, die man nicht Andern nachmachen, noch ohne schweren Kampf mit sich selbst, ohne beharrliches Forschen und Ueben, ohne Anwendung der evangelischen Wahrheit auf das ganze Leben sich aneignen kann. Der Geist der ächten Mystiker aber, welcher zugleich auf die tiefsinnigste Contemplation und Selbstbeschauung, wie auf das thätige Christenthum sich richtet, leuchtet nicht hervor aus jener Mystik, welche, feindselig der Wissenschaft sich entgegenstellend, gründliches, nach Klarheit ringendes Studium verachtend, Christum, Liebe und Demuth auf den Lippen, Eitelkeit, Dünkel, Selbstgerechtigkeit und Geringschätzung, wo nicht Haß der Andersdenkenden im Herzen tragend, in

unklaren Gefühlen schwelgend, trübsinnig, mit dem Leben entzweyt, mehr die Welt, als sich selbst richtend, fast nur auf äußere Uebungen und auf den Schein der Frömmigkeit gerichtet, eine sehr gefährliche Schwärmerey erzeugt. Denen, welche dieser Schule angehören, erscheint die bestehende Verfassung und bürgerliche Ordnung leicht als ein Hinderniß ihrer Frömmigkeit; geringschätzig sehen sie auf die Obrigkeit, als auf Unerweckte und Unbekehrte herab, denen sie Gehorsam nicht schuldig zu seyn meinen, und der ewig wahre, aber leicht zu mißdeutende Grundsatz: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“ wird ihnen zum Deckmantel ihrer Widersetzlichkeit und ihres Ungehorsams. In einem Zeitalter, dem die Hinneigung zu Extremen eigen ist, kann diese falsche Mystik bequem zu ihrem Gegensatz, der falschen Aufklärung sich gesellen; günstig und heilsam ist aber gewiß weder die Eine, noch die Andre, und es mag Jene wohl auch einige Jünglinge den Irrthümern der Demagogie zugänglicher gemacht haben.

Dieß gilt aber keineswegs von den s. g. Stillen im Lande, oder den Pietisten, die in der Einfalt ihres Herzens zwar zu einem unerwünschten Separatismus sich hinneigen,

doch nicht von der Kirche sich losreißen, zwar in Manchem irren, doch keine den Staat und die Kirche gefährdenden Irrthümer hegen, Gott und der Obrigkeit treu, auf Duldung die gerechtesten Ansprüche haben, obwohl sie nicht eine herrschende Parthey werden sollen. Meinen sie, daß das wahre Christenthum nur bey ihnen zu finden sey, so ist das nur eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß der Separatismus gar leicht der wahren Demuth entfremdet, welche sich nie überredet, das Rechte allein gefunden zu haben und im ausschließlichen Besitz der Wahrheit zu seyn. Die Versuchung, sich jener Meinung zu ergeben, lag freylich sehr nahe in einer Zeit, da das Christenthum aus dem häuslichen und öffentlichen Leben immer mehr verdrängt zu werden schien. Wir leben in einer Zeit der Selbsttäuschung, und es wird auf beyden Seiten, innerhalb und außerhalb der Kirche, vielfältig gefehlt!

So fest ich aber überzeugt bin, daß die Demagogie und so viele politische und andre Irrthümer unsrer Zeit mit dem herrschenden Unglauben innig zusammenhängen, und großentheils aus demselben hervorgegangen sind, so behaupte ich doch keineswegs, daß alle Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen, welche

auf Reformation der Staatsverfassung und auf Verbesserung des geselligen Zustandes sich richten, unchristlicher Wahn und demagogischer Irrthum sind. Auch solche, welche vom Glauben und Christenthum sich abgewendet haben, können gar wohl zu manchen wahren und heilsamen Ideen sich erheben; nur fehlt ihnen der untrügliche Prüfstein, die Aechtheit derselben zu erkennen, und der sichre Maßstab für ihre Anwendung auf das Leben. Nach den ewigen Wahrheiten des Christenthums, als der göttlichen, großen und allgemeinen Heilsanstalt für das ganze Menschengeschlecht, muß, darauf sehen wir uns immer wieder hingewiesen, Alles, was dem Einzelnen, oder der Gemeinde, Alles, was auch der bürgerlichen Gesellschaft wahrhaft ersprießlich seyn soll, geprüft, und nicht blos der Zweck, sondern auch jedes zur Erreichung desselben anwendbare Mittel gewürdigt werden. Stehen wir fest im Glauben, huldigen wir von ganzem Herzen dem wahren Christenthum, behandeln wir ihm gemäß auch das öffentliche Leben, so sind wir am wenigsten in Gefahr, in träge Ruhe, welche nicht Leben, sondern Tod wirkt, zu versinken, und still zu stehen auf dem Wege fortschreitender Bildung, welche den Staaten eben so sehr,

wie dem einzelnen Menschen ein unabweisbares und dringendes Bedürfniß ist. Denn das wahre Christenthum ist selbst das regste und wirksamste Leben; es erweckt alle edeln Kräfte unsers Geschlechts, es ist der Grund und die Stütze aller wahren Freyheit, zu der Alle berufen sind, welche dem Licht, das in die Welt gekommen ist zu unsrer Erlösung, vertrauen, und im Geist und in der Wahrheit glauben an den göttlichen Erlöser, der uns frey machen will vom Dienste der Eitelkeit und des vergänglichen Wesens, erziehen zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes. Christus will nicht Knechtschaft, sondern Freyheit, aber die Freyheit, welche nicht mit äußern Reformen, sondern mit einer völligen Umkehr unsers eignen Lebens anfängt, und in wachsender Heiligung sich vollendet. Im Glauben werden wir erkennen, was gut und recht, was uns, was Allen frommt, und uns gedrungen fühlen, alle Erfahrungen der Geschichte und des eignen Lebens, verglichen mit den unwandelbaren Lehren des Christenthums, fruchtbar für das gemeine Beste zu benutzen.

Zwölfter Brief.

Nein! ich werde nicht müde, mit Ihnen, mein geliebter Freund! über so wichtige Angelegenheiten mich zu verständigen, wie die sind, die unsern Briefwechsel neu belebt haben. Gern widme ich jede Stunde der mir, eben nicht reichlich, zugemessnen Muße diesen Mittheilungen, welche mir lieb sind, weil sie uns einander immer mehr nähern, und weil sie mir Veranlassung geben, sowohl über das, was meinem Herzen und meiner Betrachtung sehr nahe liegt, mich auszusprechen, als auch Manches in mir selbst tiefer zu begründen, vollständiger aufzuhellen. Dazu zieht die Art, wie Sie allmählig auf meine Ansichten und Grundsätze eingegangen sind, mich sehr an, gewiß nicht blos, weil es der natürlichen Eitelkeit, von der auch ich mich nicht freysprechen will, schmeichelt, achtbare und liebe Menschen für die eigne Ueberzeugung zu gewinnen, sondern mehr noch, weil ich die Wahrheiten, welche ich zeither mit Ihnen verhandelte, für heilsam und unentbehrlich halte. Ich habe Ihnen durchaus nichts Neues gesagt, nichts, was nicht längst, und von Andern leicht besser erkannt und ausgesprochen worden wäre; aber

erinnern wollt' ich Sie an alte, zu lange vergessene und verkannte Lehren, in welchen ich die heilsamste Arzney gegen die Krankheiten unsers Zeitalters erkenne. Sie sollen von mir keine neue Staatsweisheit lernen; denn ich bin ja selbst nur ein Dilettant in der Politik; es lag mir sogar weniger daran, diese oder jene Ansicht geltend zu machen, als diejenige Gesinnung zu erwecken, welche dem Christen in seinem bürgerlichen Verhältniß ziemt, den Grundsätzen der Demagogie aber entschieden widersteht.

Muß ich nun auch diese schriftlichen Unterhaltungen auf einige Zeit abbrechen, weil die Geschäfte meines Berufs und Amtes meine Zeit in Anspruch nehmen, so will ich Ihnen doch am wenigsten die Antwort auf Ihren vorigen Brief schuldig bleiben. Sie legen mir die hochwichtigen Fragen vor: Wie kann uns geholfen werden? Was sollen wir thun? — Liegt nun auch in Ihrer ersten Frage die Voraussetzung, daß unsre öffentlichen Verhältnisse in einem sehr hülfbedürftigen Zustande sich befinden, so will ich doch daran um so weniger Anstoß nehmen, als ich gar nicht läugnen mag, daß uns allerdings noch in Vielem Hülfe Noth ist, wie wir denn auch nicht aufhören

können, das Bessere zu suchen. Im Wesentlichen fallen beyde Fragen in Eine zusammen, und drängen sich wohl Jedem auf, dem es mit der Sache des Vaterlands und der Menschheit ein heiliger Ernst ist. Wer sich nie besonnen fragt: Was soll ich thun, daß es besser werde in meinem Volke? wer selbsüchtig vergißt, daß Jeder, wohin auch der Herr ihn gestellt haben mag, auf seinem Posten, nach dem Maaße seiner Kraft, zum gemeinen Besten das Seinige beyzutragen berufen ist, der wird wenig Frucht bringen.

Aber Sie fahren im Fragen fort: Sollen wir denn nicht reden und handeln für die theuren vaterländischen Angelegenheiten? Nicht gegen Willkühr, Ungerechtigkeit, Despotismus kühn unser Haupt, unsre Stimme und endlich wohl auch die Hände erheben? Ist nicht das dumpfe, unmuthige Schweigen, sey es das der Furcht, oder das der Verzweiflung, oder das der trägen Gleichgültigkeit, tausendmal schlimmer, als das offne, freymüthige, wenn auch zuweilen allzuheftig überströmende Reden, das laute Klagen, die kräftige Hinweisung auf das, was soviel verkannt und gehemmt wird, und doch eine unläugbare Nothwendigkeit bleibt?

Gewiß, es stünde schlimm mit uns, — (lassen Sie mich da anfangen, wo Sie enden!) wenn wir zu solchem Schweigen verurtheilt wären; ich zweifle, daß es ein günstiges Zeichen ist, wenn jetzt so Viele, die vor wenig Jahren am lautesten redeten, auch solche, die wirklichen Beruf dazu haben, hinsichtlich der öffentlichen Angelegenheiten völlig verstummt sind. Aber verurtheilen wir uns nicht selbst dazu, so ist Niemand, der uns das Wort versagte. Freylich so stürmisch, so Alles tadelnd, Alles verwerfend und vernichtend, wie Viele gern möchten, und wozu sie die Preßfreyheit begehren, darf jetzt nicht geredet werden. Aber nicht darum ist diese ein wünschenswerthes Guth, damit Jeder rügen, schmähen, anklagen dürfe, nach Gutdünken, und befugt sey, drucken zu lassen, was, wenn es nur mündlich gesprochen würde, nicht ungestraft bleiben könnte, oder was in den Kreisen gebildeter und sittlicher Menschen keiner auszusprechen wagt, sondern dazu, daß die Stimme der Wahrheit, der wohlerwognen Ueberzeugung, des strengen Rechts, des begründeten Tadels, die Stimme einer weisen und redlichen Vaterlandsliebe, furchtlos, ungehindert, ohne Gefährde sich vernehmen lassen dürfe. Und wer mag läugnen, daß

Alles, was vor Gott und Menschen recht, wohlbegründet und erweislich ist, auf anständige, und redlichen Sinn bewährende Weise, in unsern deutschen Staaten noch immer geredet und gedruckt werden darf? Darum werde getrost ausgesprochen, was zu verantworten, was klar gedacht und rein empfunden ist, was zum gemeinen Besten dient und wahrhaft frommt. Fürchten Sie nicht, daß solche Rede unterdrückt werde; vielmehr wird sie sich Bahn machen, und, was heilsam ist, fördern. Die unbequemen Beschränkungen aber verlieren sich gewiß, wenn die Sprecher des Tages einen Geist und Tact, eine Besonnenheit und Mäßigung bewahren, welche man zu fordern berechtigt ist. Wir sollen also und wir wollen reden, daß es besser werde, wollen, Jeder auf seinem Posten, auch die Hände erheben, nämlich wirken, so viel wir vermögen, und wie wir berufen sind. Verstehen Sie aber unter dem „Händeerheben" das Dreinschlagen, wo Reden und gesetzliches Handeln nicht fruchtet, so gebe ich Ihnen zu bedenken, daß, wenn Sie es auch nicht im revolutionairen Sinne meinen, alle Gewaltthat der guten Sache so viel möglich fremd bleiben, und jede Kraftäußerung des christlichen Bürgers dem Gesetz

sich unterordnen muß, daß der Christ überhaupt andre, siegreichere Waffen kennt, als die der Faust, nämlich Geduld mit Beharrlichkeit, furchtlose Wahrhaftigkeit in Wort und That, Weisheit, die Alles zum Besten lenkt, Liebe, die Alles überwindet. Bleiben wir in der Liebe, so wird unser Urtheil an Milde und Klarheit, unser Handeln an Stärke, Sicherheit und Fruchtbarkeit gewinnen; denn in der Liebe wohnt die Fülle der Kraft und des Segens.

Mit dem Reden und Druckenlassen allein ist es freylich nicht gethan. Also handeln, wirken, weil es noch Tag für uns ist! Was sollen wir thun? fragen Sie, und dann wieder: Sind uns nicht die Hände gebunden? — Zu dem, was recht und heilsam ist, was wahrhaft frommt, gewiß nicht!

Was sollen wir thun? — Zuförderst unterthan seyn dem Gesetz. Denn alle menschliche Wohlfahrt, alles Glück, alles Besserwerden im Staat beruht auf Achtung und Gehorsam gegen das Gesetz. Loyalität ist das Nächste und Unerläßlichste, was von einem Christen gefordert werden darf. Kennen Sie das köstliche Wort des göttlichen Meisters: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im

Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht?" Also wer im geringsten Verhältniß des irdischen Lebens nicht treu ist, wie mag der treu seyn in den höhern Verhältnissen? Wer nicht gerecht ist dem zeitlichen Gesetz des irdischen Vaterlandes, wie wird er gerecht seyn dem ewigen Gesetz des Himmelreichs?

Es soll besser werden; aber wo soll es anfangen? Nicht bey uns selbst? Ist der Staat ein Verein von Individuen, wie kann es besser werden mit jenem, wenn es nicht besser wird mit diesen? Ist es nicht eine Thorheit, die Welt bessern wollen, und sich selbst nicht? —

Von einem Ende der Erde zum andern muß gepredigt werden: „Habt Gerechtigkeit lieb, ihr Regenten auf Erden! denkt, daß der Herr helfen kann, und fürchtet Ihn mit Ernst!" Es bleibe unverhalten, daß nur Weisheit und Gerechtigkeit den Staat erbaut und beschirmt, daß aber die Weisheit nicht wohnet in einem Leibe der Sünde unterworfen, daß die Gerechtigkeit mangelt, wo die Wächter des Gesetzes dasselbe verletzen, und daß ein Volk, wenn seine Hirten der Willkühr, die wider das Gesetz ist,

dienen, versucht wird, sich selbst zum Gesetzgeber und Vollstrecker aufzuwerfen. Wer dazu berufen ist, der zeige, welches die beste, dem Volke und der Zeit angemessenste Verfassung, und wie sie ins Leben einzuführen sey; Jeder wirke dazu mit, nach seinem Vermögen; Alle sollen helfen, daß es besser werde, und das geringste Schärflein, welches der Geringste dazu beyträgt, ist von Gott gekannt und gesegnet.

Aber alles Wirken nach außen ist durch unsre Gesinnung bedingt; nichts ist gut und wahrhaft heilsam, was nicht aus einem frommen und treuen Herzen hervorgeht. Und so werden wir immer und überall wieder zunächst auf uns selbst verwiesen, daß Jeder sich selbst erkenne, und genese an der lebendigen Quelle alles Lichts, aller Gnade, alles Heils; so gilt Jedem, der einen bessern Zustand unsrer bürgerlichen Verhältnisse herbeyführen will, die untrügliche Lehre: Arbeite zuförderst an dir selbst, daß du durch Buße zum Glauben, durch Glauben zum Licht und zur Freyheit gelangest, daß Christus in dir eine Gestalt gewinne, daß du im Geist und in der Wahrheit, im hellen, freudigen, lebendigen Glauben ein Christ werdest! So laß dein Licht leuchten vor den Leuten, in Demuth und

Liebe; habe die Wahrheit lieb, rede und handle recht, offen, treu in jedem Verhältniß; nimm von Herzen und nach Deinem ganzen Vermögen Theil an dem Allgemeinen; steh' auf deinem Posten als ein deutscher Mann und als ein Christ; wehre jedem Unrecht, wo du es vermagst. Darauf kommt es vornehmlich an, daß Jeder auf seinem Platze treu erfunden werde, Jeder redlich das Seine thue, und das sey, was er nach dem Maaße seiner Kraft, nach seinem Verhältniß, nach dem ihm angewiesenen Berufe seyn soll; daß Jeder sich gedrungen fühle, in seinem Kreise, nach seiner Stellung beyzutragen zu dem gemeinen Besten, nach den unwandelbaren Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit. Und weil auf der Achtung des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung alle Wohlfahrt der Staaten und Völker beruht, so gehe Jeder mit dieser Achtung, die unverbrüchlichen Gehorsam wirkt, seinen Mitbürgern voran; weil Zucht und Ehrbarkeit, ungeheuchelte Frömmigkeit, Tugend und sittliche Freyheit allein die bürgerliche Freyheit und allen Fortschritt zum Bessern dauerhaft begründet, so bekämpfe Jeder an sich und in seinem Kreise alle Unzucht, alle Sittenlosigkeit, alle Willkühr, alles un-

göttliche Wesen, allen Muthwillen, alle Verachtung des Heiligen; weil das kirchliche Leben mit dem bürgerlichen in christlichen Staaten unauflöslich verbunden ist, weil dieses in jenem eine Stütze findet, weil nur ein fromm es Volk ein freyes und glückliches seyn und bleiben kann, und weil die wahre Frömmigkeit in den kirchlichen Uebungen heilsame Nahrung findet, so achte es keiner für überflüssig, auch den Anordnungen und den Gebräuchen der Kirche sich willig zu unterwerfen, und seine fortdauernde, treue Gemeinschaft mit ihr, seine herzliche Ergebenheit gegen sie, zu beweisen. Also werde jeder ein ächter, christlicher Demagog, im reinsten Sinne des Worts, ein Freund und Vorbild seines Volks, der den größern oder kleinern Kreis derer, auf welche er zu wirken vermag, zu Christus, und durch Christus zum Vater führt, das Vertrauen, welches seine Mitbürger dem frommen, redlichen und bewährten Manne zollen, benutzt, zu lebendigem Glauben, zu aufrichtiger Gottesfurcht, zu christlichen Tugenden, zur Achtung und Treue gegen das Gesetz und gesetzliche Ordnung, zur Pietät gegen Fürst und Vaterland und alle Obrigkeit, zu einem wahrhaft christlichen Gemeinsinn, durch Wort und

That anzuleiten. Trachte Jeder nach hellerer Erkenntniß, aber versäume Keiner, diese auf dem allein wahren Grunde des christlichen Glaubens zu erbauen, und an dem Prüfstein des göttlichen Worts die Wahrheit seiner Ansichten und Meinungen, die Reinheit seines Willens, die Gerechtigkeit und Weisheit seiner Unternehmungen und Handlungen zu erproben, nach der Weisheit zu ringen, die zugleich Wahrheit im Erkennen und Gerechtigkeit im ganzen Leben ist, und unverwandt dem Vorbilde nachfolgt, welches der Größte und Heiligste, Jesus Christus, uns hinterlassen hat.

Sollt' es denn nicht besser werden, im Staate und im ganzen geselligen Leben, wenn den heilsamen Wirkungen des wahren Christenthums an und um uns Raum gegeben, wenn mehr und mehr Jeder, der die Wahrheit und sein Vaterland liebt, und das gemeine Beste zu fördern strebt, im Geist und in der Wahrheit ein Christ würde? Wie kann es besser werden, wenn wir das ewige Licht, das in Jesus Christus erschienen ist, uns selbst verdunkeln, also in Finsterniß wandeln, wenn wir mit unerleuchtetem Herzen, mit dem Stückwerk unsers Wissens, mit schwankender oder doch ungebesserter Gesinnung die öffentliche

Wohlfahrt befestigen und unterstützen wollen? — Es ist uns durch keine, noch so fein ersonnene Theorie, durch keine noch so vielversprechende Verfassung, durch keine noch so musterhafte äußere Anstalt zu helfen, wenn nicht der Geist des Christenthums die Häuser und Staaten erbaut, wenn nicht jeder Einzelne dahin trachtet, daß dieser Geist in und an ihm sich offenbare.

Das ist nun freylich ein weiterer Weg und langsamerer Gang, als die Ungeduld und Neuerungssucht begehrt. Jahrhunderte lang wandelt die christliche Menschheit diesen Weg, und doch ist's nicht besser geworden, als es eben ist! Gleichwohl verdanken wir alles Gute, welches unsre bürgerliche Verfassung auszeichnet, vornehmlich der wirksamen Kraft des Christenthums, und es würde ohne Zweifel Vieles weit besser seyn, wenn nicht so Viele blos dem Namen nach, Christen wären; es würden besonders so viele beklagenswerthe Irrthümer unsrer Zeit von uns fern geblieben seyn, wenn das helle Licht des Christenthums nicht durch Unglauben und falsche Aufklärung in vielen Gemüthern verdunkelt worden wäre.

Wer auf einem andern Wege, als auf dem, welchen das Christenthum bezeichnet,

unser Volk zu seinem Heile führen, oder durch blos äußerliche Veranstaltungen das Kommen der bessern Zeit beschleunigen will, der arbeitet und müht sich vergebens. Wie in der Natur, so im Menschenleben geht Gott seinen großen, stillen Gang fort, und führt allmählig weiter, den Geist der Menschen erweckend, leitend, aufhellend, stärkend, bessernd, und durch den Geist auf die Form wirkend. Was aus dem von der Macht der Finsterniß erlösten Geiste gebohren wird, nur das ist und bleibt im Seegen; Staaten und Völker gelangen, wie der einzelne Mensch, nur durch Belebung des Geistes, der zur Wahrheit führt, auch zur Freyheit und Wohlfahrt. Im Christenthume ist die tiefsinnigste und wahrste, die anwendbarste und seegensreichste Staatsweisheit verborgen, eine solche, die Himmel und Erde, und alle Menschen als Brüder, als Kinder Eines Vaters verbindet, da keins das andre fragt: Warum hat Gott dich vorgezogen? Warum soll ich geringer seyn und die schwerere Last tragen? Hat doch Jeder sein Leid und seine Freude, sein Kreuz und seine Krone, seine Kämpfe und seine Triumphe! Werden wir allzumal Einer in Christus, so werden wir Alle frey, und bey aller Verschiedenheit und

Ungleichheit der Stände und äußern Verhältnisse, alle gleich, und doch einander unterthan in der Liebe, die Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft, und wir tragen dann Alle ein sanfteres Joch und eine leichtere Last.

Wahrlich! wir sollen nicht die Hände unthätig in den Schooß legen, und warten, was etwa kommen mag! Wir sollen unsre Zeit und Gottes Rathschluß mit derselben begreifen und verstehen, im klaren Verständniß, im Glauben und in der Liebe, die Angelegenheiten der Zeit und unsers Volks fördern lernen, darum aber gewiß auch dem Unfuge derer steuern helfen, welche ohne Glauben, ohne Weisheit, ja ohne Gott die Welt bewegen, und auf den Trümmern des Bestehenden ein neues erbauen wollen. Alle Wohlgesinnte müssen sich vereinigen gegen Jene, die nur Zwietracht, Mißtrauen und Verderben säen. Das Gericht über sie stellt der Einzelne Gott und der Obrigkeit anheim; aber die Verirrten zurückzuführen, die Verblendeten eines Bessern zu belehren, in Achtung vor dem Gesetz und der bürgerlichen Ordnung, in Gerechtigkeit und Treue den Zweifelnden und Befangenen voranzugehen, überall zur Ehrfurcht und Liebe gegen Fürst, Vaterland und Verfassung zu ermuntern, und dem

losen Geschwätz über Obrigkeit und Staatsverfassung zu begegnen, dazu ist Jeder berufen, dadurch trägt Jeder zum gemeinen Besten das Seine bey, dadurch wirkt Jeder mit, daß unser Volk, welches an Tiefe und Allgemeinheit der Bildung, an geradem und hellem Sinn, an Muth und Kraft Keinem weicht, Alle an Treue übertreffe.

Nicht vom Markt und von der Rednerbühne, sondern von dem, was im Menschen ist, nicht von der Oeffentlichkeit der Landtage und Gerichtshöfe, sondern von dem häuslichen Heerde geht die bürgerliche Wohlfahrt aus; man soll äußerliche Anstalten nicht versäumen, die auf wünschenswerthe Verbesserungen der Verfassung gerichteten Forderungen der Zeit nicht unbeachtet lassen, vor allem aber auf hellere Erkenntniß und reinere Gesinnung hinwirken. Kehrt nicht die Pietät in die Herzen und Häußer zurück, so wird Willkühr und Ungesetzlichkeit immer allgemeiner, und das Glück unsers Volkes endlich völlig vernichtet werden. Darum fange Jeder, der eine bessre Ordnung der Dinge ernstlich beabsichtigt, die nothwendigen Reformen in seinem Hause an, und erbaue dasselbe zu einem Tempel des Glaubens und der Liebe, der Wahrheit und Gerechtig-

keit, der Zucht und Ordnung, des heiligen Geistes.

Ein guter Theil unsrer Hoffnungen gründet sich auf das heranwachsende jüngere Geschlecht, und die Erziehung unsrer Kinder ist eben deßhalb eine der wichtigsten Angelegenheiten. Besser ist noch nie von der Erziehung geredet, klarere Grundsätze sind hinsichtlich derselben noch nie aufgestellt worden, als gerade in unsrer Zeit; aber die erkannte Wahrheit muß sich noch viel mehr, als es der Fall ist, im Leben bewähren. Es ist aber auch mit keiner Erziehungstheorie etwas gewonnen, wenn nicht die religiöse Erziehung, die christliche Zucht als das Erste und Wesentlichste in ihr hervortritt, und gerade dieses Wesentlichste wird häufig Fast gänzlich versäumt, vornehmlich in den höhern Ständen. Gottes Wort, Gebet, frommer Gesang, christliches Gespräch, Uebungen der Gottseeligkeit, sind aus manchen Familien so völlig verschwunden, daß die Jugend, würde sie auch zu allen Wissenschaften und Künsten angeleitet, doch in wahrhaft heidnischer Finsterniß und in der Entfremdung von Gott aufwächst, und eine Anweisung zum christlichen Glauben und Leben fast einzig in dem oft noch dazu höchst mangelhaften, einseitigen, verfäl-

schenden und todten Religionsunterrichte empfängt, darum auch das Christenthum fast nur als eine Sache der Schule betrachten lernt, von der man denn bald sich wieder losmacht. Die Jugend lernt jetzt viel mehr, als je, nur das nicht, was ein Licht auf ihrem Wege, eine Stütze auf gefahrvoller Laufbahn, ein Schild im Kampfe mit Versuchungen, eine feste Burg in den Stürmen des Lebens seyn soll. Die Schule und der Unterricht vermögen nicht Alles zu ersetzen, was in der Familie versäumt und verfehlt ward, und die Schule selbst ist nicht selten von Christus so fern, wie das Haus. Während Väter und Mütter der Sorge für das Zeitliche, oder der Zerstreuung und Genußliebe hingegeben, ihre Kinder fast nur für die Welt, zur Weltklugheit und zu allen den Künsten, welche zu äußerem Wohlstande und zeitlicher Ehre führen sollen, erziehen, fördert die Schule häufig nur eine eitle Vielwisserey, welche aufbläht, und den zarten Keim des Glaubens ertödtet, ehe denn er am Lichte des göttlichen Worts sich entfalten konnte.

Sehen wir unsre Volksschulen an, für welche in der neuern Zeit so Vieles und Folgereiches gethan ward; fast überall ist der

dürftigste, der schwächste, der fehlerhafteste Theil ihrer Wirksamkeit, der Religionsunterricht. Aus den Schullehrerseminarien, welche zum Theil wahre Synagogen des Unglaubens sind, gehen Lehrer hervor, die Alles wissen, aber Weniges recht, am wenigsten, was Gottes lautres und festes Wort lehrt, und wie sie dasselbe den Kindern ans Herz legen, klar und theuer machen sollen, Lehrer, welche nur ihren eignen Unglauben, die Leere und Kälte ihres Herzens oder bodenlose Luftgespinnste auf die jungen Gemüther überzutragen vermögen, ihren Ruhm gerade darinnen suchen, daß sie zu den Aufgeklärten gehören, welche nichts glauben, aber Alles besser wissen, als die Väter und Unaufgeklärten, welchen das Seminarienlicht und die Fackel der katechetischen Kunst nicht leuchtete. So viel besser auch in mehr, als einer Hinsicht, unsre Volksschulen geworden sind, so sind doch die, in welchen das Wesentlichste genügend geleistet wird, noch immer sehr selten, besonders auch darum, weil es vielen Lehrern nach ihrem Eintritt in das Amt an klarer Erkenntniß des Einen, was Noth ist, an lebendiger und wohlbegründeter Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums, an Demuth zur Fortbildung und an einer vä-

terlichen Leitung fehlt, der sie sich gern anvertrauen möchten. Damit sie mit Freudigkeit und heiterm Muthe ihres mühseeligen und hochwichtigen Amtes warten, wird freylich für die Verbesserung ihrer äußern Lage noch Vieles gethan werden müssen; aber eben so ernstlich ist darauf zu sehen, daß man nur solche zum Schulamt berufe, welche selbst wissen, an wen sie glauben, und zu welchem Ziel sie die ihnen anvertraute Jugend führen sollen, wobey denn vorausgesetzt wird, daß den Schulbehörden, Inspectoren und Visitatoren selbst dieses nicht verborgen sey, und daß sie nicht versäumen, ihre Aufmerksamkeit besonders auf den Religionsunterricht zu lenken, welcher der Mittelpunct und Kern des gesammten Schulwesens seyn soll.

Die Gelehrtenschulen, denen in den meisten deutschen Ländern eine rühmliche Sorgfalt gewidmet wird, befinden sich zum Theil in einem blühenden Zustande, und scheinen, die Gefahren einer oberflächlichen Vielseitigkeit vermeidend, von neuem dem Bedürfniß einer gründlichen Gelehrtenbildung entsprechen zu wollen. Der Ernst und Fleiß, mit welchen das vorzüglich bildende Studium der alten Sprachen getrieben wird, begünstigt durch

die Fortschritte der Sprachwissenschaft und philosophischen Grammatik, so wie der Methodik und Auslegungskunst, muß gute Früchte bringen. Aber für das öffentliche Leben und für das Vaterland, für die heranreifende Jugend und für ihre künftigen Wirkungskreise, werden die Gelehrtenschulen doch nur dann recht förderlich werden, wenn auch sie mehr als christliche Schulen sich bethätigen, darum den Unterricht im Christenthum weniger als Nebensache behandeln, die Stunden, welche nach altem Herkommen diesem Unterricht geweiht sind, wirklich ihrer Bestimmung gemäß anwenden, und nicht blos gelehrte, sondern auch fromme Jünglinge bilden.

Wer es nun gut meint mit dem Vaterlande, mit der Jugend, mit der Menschheit, der trage das Seine dazu bey, daß allenthalben die häusliche Erziehung und das Schulwesen vom Geiste des Christenthums durchdrungen, gebessert, gefördert, auf alle Weise begünstigt werde. Was für die Schulen gethan wird, das bleibt im Seegen für die Gegenwart und Zukunft, eine Aussaat, welche nicht untergeht! Das Schulwesen ist ohne Zweifel eine der ersten und wichtigsten Gemeindeangelegenheiten; nehme man für dasselbe doch

ja nicht blos die Kräfte des Staats in Anspruch! Die Gemeinden müssen die Hand bieten, müssen die vorhandenen Mittel benutzen und neue aufsuchen, müssen erkennen, daß kein Aufwand bleibendere und heilsamere Früchte bringt, als der, welchen man den Schulen widmet, müssen die Schule und treue Lehrer ehren, damit es besser werde. Jener begeisterte Eifer, welchen Luther und die Reformation in den Ortsobrigkeiten und Gemeinden für das Schulwesen erweckten, erwache von neuem, und wirke, wie in jener Zeit, voll des Glaubens, daß auch geringe Mittel, weislich angewendet, daß alle Opfer, der Jugendbildung dargebracht, von Gott geseegnet sind.

Hier eröffnet sich denn Jedem, der an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil nimmt, und fragt: was soll ich thun, daß es besser werde? ein weites, reiches, herrliches Feld! Wende Jeder den ihm vergönnten Einfluß auf seine Mitbürger vornehmlich auch dazu an, daß die Theilnahme an dem Schulwesen allgemeiner und wirksamer, die christliche Erziehung der Jugend Allen eine heilige und theure Angelegenheit werde. Das Verdienst, auf diesem Wege erworben, ist wohl verborgner und un-

scheinbarer, aber gewiß nicht geringer, als irgend ein Anderes.

Doch auch noch andre Wege sind uns aufgeschlossen, wenn wir das gemeine Beste zu fördern begehren; bauen wir auf die Jugend vorzügliche Hoffnungen, so geben wir doch die Alten, das jetzige Geschlecht nicht hoffnungslos auf. Gaben und Kräfte, Aemter, Stände und Berufskreise sind verschieden; aber es ist Keiner so niedrig gestellt, daß er nicht durch ein löbliches Beyspiel, durch Wort und That zum Bau des Reiches Gottes, des Reichs des Lichts, der Freyheit und des Friedens beyzutragen vermöchte. Sie stimmen mir gewiß in dem bey, was ich von der Nothwendigkeit sagte, daß Jeder zuerst an sich selbst arbeite, damit es mit ihm besser werde, und er mit seinem Beyspiele Andern vorangehe. Das fromme und sittliche Leben gehört nun zwar allen Zeiten an, und ist im Wesentlichen zu jeder Zeit sich gleich; aber wie wir Alle Kinder der Zeit und Keiner ganz frey sind von den Schwächen und Gebrechen, welche unsrer Zeit angehören, so müssen wir auch Alle den Beruf anerkennen, von den Irrthümern und Mängeln des Zeitgeistes uns immer mehr frey zu machen, die herrschenden

Fehler durch die entgegengesetzten Tugenden zu bekämpfen.

Man beschuldigt unser Zeitalter der Eitelkeit, der Hoffahrt, des Uebermuthes, der daraus entspringenden Unzufriedenheit, Neuerungssucht und übermäßigen Ansprüche an die Welt und das gesellige Leben, dazu der vorwaltenden Sinnlichkeit, Genußliebe und Zerstreuungslust, der Selbstsucht und Rechthaberey, des Mangels an Ehrfurcht vor der Obrigkeit, an Achtung gegen Alle, die höher gestellt sind, an freudigem Gehorsam und gegenseitigem Vertrauen, an unbestechlicher Wahrhaftigkeit und Treue. Mögen diese Beschuldigungen von finstern Richtern hie und da übertrieben werden; ganz ungegründet sind sie nicht, und in jedem Falle fordern sie uns auf, über uns selbst zu wachen und in unserm Kreise dahin zu arbeiten, daß die Ankläger endlich verstummen müssen.

Das ist also unsre nächste Aufgabe, daß wir in uns und in unsern Umgebungen, so weit wir zu wirken vermögen, den Geist der Demuth, der Sittenreinheit, der Mäßigkeit, des Gehorsams, den Geist der Wahrheit und der Liebe erwecken, und uns unbefleckt erhalten von den Irrthümern und Sünden der Zeit!

Weder unsrer innern noch unsrer äußern Vorzüge uns zu überheben, weder an eitlem Tand uns zu ergötzen, noch uns hervorzudrängen, noch mehr Ehre zu fordern, denn sich gebührt, noch Andre neben uns zu verachten, weder irgend ein fremdes Verdienst zu verkennen oder zu verkleinern, noch das eigne zu hoch anzuschlagen, vielmehr mäßig von uns selbst zu denken, der bessern Einsicht, dem reifern Urtheil, Jedem, der über uns gestellt ist, willig uns unterzuordnen, ohne darum Wahrheit und Recht zu verläugnen, für diese zu kämpfen und zu wirken, ohne selbstgefällig und eigensinnig die eigne Meinung als die einzig wahre und rechte geltend machen zu wollen; das, was ist, unbefangen zu würdigen, und das, was werden soll, einer immer erneuten Prüfung zu unterwerfen, das Bewährte und Heilsame aber ohne Eigensucht, ohne Menschenfurcht, mit Muth und Freudigkeit zu fördern, von Herzen willig jedes nothwendige Opfer dem allgemeinen Besten zu bringen, und dieses mehr, als das Eigne zu suchen; einfach in unsrer Lebensweise, unabhängig vom Wechsel der Mode und von unnützen Bedürfnissen, mäßig, enthaltsam, mehr in stiller Häuslichkeit, als in rauschenden Freuden und Zer-

streuungen unsre Erhohlung zu suchen; mild, geduldig und nachsichtig gegen Andre, aber unveränderlich streng gegen uns selbst, Alles zu leisten, was wir schuldig sind, den Kreis unsrer Wirksamkeit nicht engherzig zu beschränken, aber auch nicht übermüthig und unmäßig auszudehnen; selbständig und doch empfänglich für fremden Rath, zugänglich jeder bessern Belehrung, thätig und gewissenhaft in unserm Berufskreise, nicht blos vor der Menschen Augen und um menschlichen Beyfalls oder zeitlichen Lohnes oder Ruhmes willen, sondern um Gottes willen, treu im ganzen Umfange das Unsre zu thun, das Uebrige aber Gott zu befehlen; aus Freyheit unterthan zu seyn dem Gesetz, der bürgerlichen Ordnung, dem Fürsten und aller Obrigkeit, diese als von Gott verordnete Wächter und Hirten zu ehren, keine Willkühr, auch nicht das geringste Unrecht, nicht die kleinste Unwahrheit uns zu erlauben; so rings um uns her Licht und Frieden zu verbreiten, die Unschuld zu vertheidigen, die Schwachen zu schützen, die Irrenden zu leiten, die Trauernden zu trösten, den Leidenden zu helfen nach dem Maaße unsers Vermögens: — das ist die Weisheit, nach der wir ringen sollen, deren unsre Zeit

vornehmlich bedarf, die unsers Volkes Freyheit und Wohlfahrt sicher erbaut. Der feste Grund dieser Weisheit aber ist allein der auf Gottes Wort sich stützende Glaube an den Vater, der da will, daß Allen geholfen werde, und Alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, an den Heiland und Erlöser der Welt, der das Licht ist, alle Menschen zu erleuchten, sie zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes zu erheben, und an den Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet, der auch von unserm Volke nicht geschieden ist, sondern dasselbe erbaut zu einem Volk des Eigenthums, zu einem heiligen Tempel des Herrn.

Aergern Sie, geliebter Freund! sich nicht daran, daß dieser Brief einer Predigt ähnlicher ist, als einer politischen Abhandlung, die Sie vielleicht erwarteten, als Sie mich aufforderten, zu sagen, was wir denn thun sollen, damit es in unserm Vaterlande besser werde. Predigen sollen wir ja Alle, predigen durch Wort und That, und es wäre schlimm, wenn man meinte, nur auf der Kanzel, und nur von Amtswegen sey die christliche Wahrheit zu verkündigen, oder es sey die öffentliche Freyheit und Wohlfahrt auf einem andern Grunde zu erbauen, als auf dem, der gelegt ist für alle Zeiten und Völker, wie für jeden Einzelnen, und außer dem kein andrer, der die Probe bestände, gelegt werden kann. Es liegt viel weniger daran, neue unerhörte Lehren zu entdecken, als die alte ewige Wahrheit zur Erkenntniß, zur Ueberzeugung, zur allgemeinern und immer fruchtbarern Anwendung zu bringen, dazu ist Jeder berufen, nicht blos der

Prediger in seinem Amtskreise. Es wird freylich genug geprediget, aber selten in jener nothwendigen Anwendung auf das Leben und auf die wirklichen Verhältnisse, wodurch die allgemeine Wahrheit erst recht heilsam wird. Wenn der Prediger auf seiner Kanzel die Politik nur berühren darf, und vornehmlich auf Erweckung des Glaubens, der lebendigen Ueberzeugung, der lautern Gesinnung, woraus alle gesunde Politik und alle Wohlfahrt der Völker hervorgeht, hinarbeiten muß, so soll Jeder, der über die Angelegenheiten der Staaten reden will, von demselben Standpuncte ausgehen, auf dieselben Quellen des Heils zurückweisen, und dem Diener des göttlichen Worts die Hand bieten, daß alle Freunde und Sprecher der Wahrheit mehr und mehr in Einem Geiste auf Ein Ziel hinwirken.

Das erste und Hauptbedürfniß eines Volkes ist immer eine geläuterte, festgegründete und kräftige Gesinnung, welche freylich ohne Klarheit des Glaubens und der Erkenntniß nicht bestehen kann, aber auch in keiner Erörterung der vaterländischen Verhältnisse unberücksichtigt gelassen, noch versäumt werden darf. Erwarten Andre das Heil unsers Volkes mehr von äußern Veranstaltungen, so sey es mir vergönnt, mehr auf das Innere zu bauen, und dieses vor Allem in die Augen zu fassen. Besonders Ihnen gegenüber, der Sie in den äußern Verhältnissen lauter Gründe zu gerechter Unzufriedenheit zu finden wähnen, und, mit dem öffentlichen Leben entzweyt, auf andre Verfassungen, andre Formen alle Ihre Hoffnungen setzen, und weil Sie jene nicht

erwarten, diese aufgeben, ja an der Rettung des in Ihren Augen hülflosen Vaterlandes verzweifeln, Ihnen gegenüber muß ich zumeist den festeren Grund meiner Hoffnung, meiner Zufriedenheit, meiner Wirksamkeit, und das Eine, was Noth ist, damit es besser werde in dem geselligen Leben, ins Licht stellen.

Dabey ist, was unser Volk äußerlich bedarf, was durch zeitliche Anordnungen und Anstalten geleistet werden soll, mir weder gleichgültig, noch ganz verborgen, vielmehr ein angelegentlicher Gegenstand meiner Betrachtung, meiner geselligen Unterhaltung, und, so viel möglich, meiner Thätigkeit. Es liegt nicht in meinem Berufe, die Theorie der Regierungskunst und des Staatshaushaltes aufzuklären und zu verbessern; aber im thätigen Leben, im Umgang mit den Menschen meine ich zu erkennen, was uns fehlt, und mehr, als Ein frommer Wunsch drängt sich mir auf.

Wir stehen mitten in einer für die Fürsten und Völker gleich ernsten und folgereichen Zeit; der Sturm, der ein Menschenalter hindurch Europa bewegte, ist beschworen, der Krampf der Revolution hat nachgelassen, und in seinen letzten Zuckungen scheinen selbst die Befangensten zu erkennen, daß die Fackel des Aufruhrs und der Empörung nicht die Morgenröthe der Freyheit und einer bessern Zukunft ist. Aber in der Tiefe unsres Volks regt sich geschäftig ein neuer Geist, gestaltet sich kräftig ein neues Leben, welches, weislich geleitet, zu großen Hoffnungen berechtigt. Die Demagogie ist noch ein Versuch, die Grundsätze der Revolution geltend zu machen, ein ohnmäch-

tiger, weil die Meinung und Gesinnung aller deutschen Stämme ihm widerstrebt, aber gleichwohl ein gefährlicher, weil er Mißtrauen und Unfrieden aussäet, viele edle Kräfte lähmt, und den Fortschritt zum Bessern hemmt. Diesen Feind zu bekämpfen, müssen Fürsten und Völker sich die Hand bieten; gegenseitiges Vertrauen und Eintracht werden den Kampf leicht machen.

Was haben wir von unsern Fürsten und Regierungen zu hoffen? — Sie werden das Bedürfniß der Gegenwart, die Besonnenheit und Treue unsers Volkes nicht verkennen, und durch ihre Maaßregeln dieß bewähren; sie werden nicht stille stehen, nicht die Früchte großer Anstrengungen und Opfer uns verkümmern, kein unerträgliches Joch uns aufbürden, sondern in weiser Gesetzgebung, in der Ausbildung der Verfassung, im Ordnen der Verwaltung, so kräftig als besonnen fortschreiten, die Segnungen des Friedens immer vollständiger uns gewähren, unsre Lasten so viel möglich erleichtern, und das Maaß wahrer Freyheit, dessen Liebe, Treue und Gehorsam uns fähig macht, willig uns darbieten.

Eine landständische Verfassung, welche, weit entfernt, die heilsame Kraft des monarchischen Princips zu schwächen oder auf irgend eine Weise zu gefährden, vielmehr als eine starke Stütze desselben sich bewährt, und die heilbringende Eintracht zwischen den Regierenden und Regierten befördert, ist unserm Volke Bedürfniß geworden. Jene nimmt eine wohlgeordnete Gemeindeverfassung in Anspruch, und führt unabweislich auf eine

neue Gestaltung derselben hin, damit die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten erhöht und belebt, der Gemeingeist gekräftigt und geläutert, die Achtung vor dem Gesetz und der bürgerlichen Ordnung gemehrt, die Willkühr der Beamten und das Mißtrauen des Volkes gegen neue, oft gegen die wohlthätigsten Anordnungen gemindert, den Einsichtsvollen und Bessern in Städten und Dörfern einen günstigen Einfluß auf die Gemeindeangelegenheiten zu gewinnen, Gelegenheit und Befugniß gegeben werde. Die Gerechtigkeitspflege und Gerichtsverfassung, welche bereits eine beruhigende Unabhängigkeit und Selbständigkeit erlangt hat, bedarf vornehmlich gründlich unterrichteter und redlicher Männer, welche nicht durch ererbte Vorrechte, sondern durch anerkannte Tüchtigkeit auf ihren Platz gestellt, des öffentlichen Vertrauens genießen, und, einzig auf das Gesetz gegründet, alle Gegenstände ihrer Amtswirksamkeit collegialisch verhandeln, aber auch jener Zugänglichkeit und Billigkeit, welche es auch dem Aermsten und Geringsten möglich macht, sein Recht zu suchen und zu finden. Die Polizey wirkt nur dann wohlthätig, wenn sie in den Schranken ihres wahren Berufskreises, der weit und vielseitig ist, sich hält, weder in den Bereich der Justiz hinübergreift, noch das friedliche Geheimniß des Familienlebens durchstört, noch die Freyheit, welche das Gesetz zugesteht, beschränkt oder kränkt, noch die wesentliche Sicherheit der Person und des Eigenthums gefährdet, vielmehr das öffentliche Vertrauen zu gewinnen

strebt, und immer mehr den Geist verbannt, welcher durch fremde Gewalt ihr eingeimpft worden ist. Der Staatshaushalt erfordert die sorgfältigste Beachtung der Zeitverhältnisse, die weiseste Mäßigung in den Bedürfnissen und Forderungen, die gewissenhafteste Strenge und Gerechtigkeit in der Erfüllung aller Verbindlichkeiten des Staats, die möglichste Oeffentlichkeit seiner Verwaltung, die zarteste Berücksichtigung dessen, was das Vertrauen des Volks mehrt oder mindert. Es kann zweifelhaft seyn, ob Fürst und Volk besser berathen, die Würde des Throns und das Wohl der Besteuerten mehr gesichert werden, wenn das Bedürfniß der Hofhaltung und die Befriedigung desselben durch eine Civilliste festgestellt, oder auf ein besonderes Kammervermögen angewiesen wird; aber das kann kein Unterrichteter und Unbefangener bezweifeln, daß Alles vermieden werden muß, was Fürst und Volk einander entgegenstellt, was die Interessen beyder entzweyt, was den Verdacht erweckt, daß der Vater des Landes seinen persönlichen Vortheil auf Unkosten seiner Kinder, der Unterthanen, suche, daß also die Verwaltung des Kammervermögens und des fürstlichen Eigenthums nur treuen Händen, bewährten Männern anvertraut werden darf, welche nicht blos als kluge Haushalter sich bewähren, nicht blos Zahlen und den Mehrertrag, sondern auch des Fürsten Ehre und sein Verhältniß zu seinem Volke vor Augen haben, und sich hüten, um eines zeitlichen Vortheils willen, das, was mehr werth ist, die Liebe und das Vertrauen des Volkes zu seinem Va-

ter und Herrn, aufs Spiel zu setzen. Das Schulwesen, welchem bereits viele Aufmerksamkeit und Begünstigung zugewendet ward, nimmt dieselbe in einem noch höhern Grade in Anspruch, und gehört zu den wichtigsten Gegenständen der Regierungssorgen. Die Anstellung tüchtiger, im Glauben klarer und treuer, im Wandel unbescholtener Lehrer, die Verbesserung der äußern Lage derselben, die Herstellung und Erneuung zweckmäßiger Bildungsanstalten, vornehmlich für Volksschullehrer, die Gründung geräumiger, heitrer und gesunder Schulhäuser, eine Revision des gesammten Volksschulwesens wird mit Recht gefordert. Da, wo die Unkirchlichkeit der Zeit die Schulen der Aufsicht und Leitung der Kirche entzogen hat, ist diese in ihr Recht und in ihren Beruf wieder einzusetzen, weil die wesentliche Bestimmung alles Unterrichts vor Allem eine kirchliche Angelegenheit ist, und weil Kirche und Schule Hand in Hand gehen, in Einem Geiste geleitet werden und wirken müssen, wenn beyde gedeihen sollen. Das Heil der Kirche und das kirchliche Leben beruht zwar vornehmlich auf dem Geist, der in ihnen selbst sich entfalten muß, kann und soll aber auch durch äußere Veranstaltungen befördert werden. Das fromme Beyspiel der Hirten der Völker und ihrer Räthe und Beamten ist von dem gesegnetsten Einfluß, und heilsamer, als alle Zwangsanstalten, welche nur zu leicht Heucheley und einen kirchlichen Frohndienst begünstigen; darauf aber ist gewiß zu sehen, daß nur solche Staatsbeamten angestellt werden, welche wenigstens nicht durch Verachtung des Chri-

stenthums und der Kirche berüchtigt sind, daß die ungebührlichen Störungen der christlichen Sonntagsfeyer endlich aufhören, daß keine Anordnung im Staate die Achtung gegen Religion und Kirche verläugne. Eine strengere Beaufsichtigung der Geistlichen, sowohl hinsichtlich ihres Lebenswandels, als ihrer Lehre, eine sorgfältige Verwahrung gegen die Mißbräuche des Patronatsrechtes, eine würdige Stellung der kirchlichen Behörden, ist unerläßliches Bedürfniß. Bey dem aber, was von Seiten des Staats zur Beförderung der kirchlichen Zwecke gethan werden kann, hüte man sich, das Pfaffenthum zu begünstigen; es muß allmählig den Geistlichen eine sorgenfreyere und ehrenvollere Lage gesichert werden; aber äußerer Prunk und weltlicher Schmuck ziemt ihnen nicht. Alles, was die Habsucht und Herrschsucht nährt, bleibe ihnen fern; eine reiche und weltmächtige Geistlichkeit ist von je das Verderben der Kirche gewesen. Dem Staate gebührt die Beaufsichtigung der Verwaltung des Kirchenguts; dieses aber muß unantastbar, und lediglich seinem wichtigen Zwecke vorbehalten bleiben; darum ist auch die Verschmelzung desselben mit dem weltlichen Gemeindevermögen unzulässig. In den Consistorien, Kirchenräthen und andern kirchlichen Behörden muß die Verwaltung des gesammten, innern und äußern Verhältnisses der Kirche und Schule sich vereinigen; aber nicht blos Geistliche, sondern auch ausgewählte, unbescholtene und fromme weltliche Beamte sollen dort die Stimme führen, damit dem Kastengeiste, welcher in einem rein-

geistlichen Collegium nur zu leicht Wurzel schlägt, begegnet, und die verderblichste Scheidung des Staats und der Kirche verhütet werde.

Stimmen Sie nun, mein werther Freund! mit mir in der Ueberzeugung überein, daß dieses Alles zu den wesentlichen Zeitbedürfnissen unsers Volkes gehört, und daß durch Anerkennung und allmähliche Befriedigung derselben ein günstiger Zustand der Staatsverhältnisse erreicht werden kann, so lassen Sie uns für jetzt, sowohl unsre Wünsche darauf beschränken, als auch getrost hoffen, daß, im Fortgang der Zeit, die Weisheit und das Wohlwollen unsrer Fürsten und Regierungen uns immer vollständiger das gewähren wird, was wir wünschen und hoffen. Ueberzeugen Sie sich nur, daß das Bessre einzig auf dem Wege gesetzlicher Ordnung, des Rechts und der Pflicht erreicht werden kann, daß die Demagogie das gefährlichste Hinderniß einer heilsamen Entwicklung des bürgerlichen Lebens, wie der freyen Wirksamkeit der Regierungen ist, daß alle Bessern sich vereinigen müssen, diesen heimischen Feind zu bekämpfen, und daß, wenn Jeder auf seinem Posten redlich das Seine thut, wenn Pietät, Ehrfurcht vor der obersten Gewalt, die mit väterlicher Würde bekleidet ist, kindlicher Gehorsam, gegenseitiges Vertrauen, Demuth und Liebe immer vollständiger die Herrschaft gewinnen, die Freyheit und das Heil unsers Volks gewiß mehr und mehr kommen, und das Christenthum seine Seegnungen über uns ausbreiten wird.

Und so lassen Sie auch uns das Unsre

thun! Versöhnen Sie sich mit der wahrlich! nicht trostlosen, nicht verderbenschwangern Gegenwart, und mit den bestehenden Verhältnissen; ergreifen Sie die Ihnen sich darbietende Gelegenheit, in einem vor der Hand untergeordneten, aber nicht unbedeutenden Wirkungskreise, Ihre Gaben und Kräfte, Ihre Kenntnisse und Gesinnungen zum Wohl des Vaterlandes zu verwenden, und eines einflußreichern Berufs sich fähig und würdig zu machen. Glauben Sie mir, je freudiger im Glauben, je stärker in der Liebe, je fester in der Hoffnung Sie Ihr Tagewerk beginnen, je thätiger Sie eingreifen in das wirkliche Leben, je mehr Sie sich mühen, nicht eine neue Welt zu schaffen, sondern in dem Kreise Ihres Berufs die bestehenden Verhältnisse, als den festen Grund und Boden aller fortschreitenden Verbesserungen zu benutzen, und Ihren Mitbürgern, dem Staate, dem Vaterlande zu dienen, desto sichrer und bleibender werden Sie die heitre Zufriedenheit gewinnen, welche Ihre bisherigen politischen Träume und Theorieen Ihnen nimmer gewähren konnten. Meine herzlichsten Wünsche begleiten Sie auf Ihrer Laufbahn, und werden sich gern auch durch Wort und That bewähren. Leben Sie wohl, und bitten Sie Gott um eine heitre Ansicht des Lebens, um ein zufriedenes Herz, um einen fröhlichen Muth! —

Von Gottes Gnaden S. 73.
Anmerkungen S. 78. 84.
Hülfe in der Reformation S. 92.
Glaube S. 384 ff.

L. XII. 17. 18. 19. 1[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinroth, ...

Briefe über die Demagogie

Leipzig 1825
Pol.g. 135 pb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768475-6